

# Billette.

Von

Currer Bell,

Verfasserin von „Jane Eyre“, „Shirley.“

[d. i. Charlotte Brontë]

In drei Theilen.

Aus dem Englischen übersetzt

von

A. Diezmann.

Erster Theil.

Bell  
Villette  
1-3

Berlin,

Verlag von Duncker und Humblot.

1853.

Mit erworbenem Uebersetzungsrecht für Deutschland.

30 HS

*Bayerische*

*W*

*1871*

Bayerische  
Staatsbibliothek  
München



## Erstes Kapitel.

Bretton.

Meine Pathe wohnte in einem hübschen Hause in der reinlichen alten Stadt Bretton. Die Familie ihres Mannes hatte seit Generationen ihren Aufenthalt da gehabt und führte sogar den Namen ihres Geburtsortes — Bretton von Bretton — ob aus zufälligem Zusammentreffen, oder weil irgend ein Vorfahr in alter Zeit eine so wichtige Person gewesen war, um seiner Umgebung seinen Namen zu hinterlassen, weiß ich nicht.

Als kleines Mädchen besuchte ich Bretton jährlich zweimal und ich freute mich stets darauf. Das Haus und dessen Bewohner gefielen mir ganz besonders. Die großen stillen Zimmer, die wohlgeordneten Möbel, die hellen breiten Fenster und der Balcon außen, der in eine schöne alterthümliche Straße sah, in welcher es immer Sonn- und Feiertag zu sein schien, so ruhig war die Luft, so rein das Pflaster, — alles sprach mich an.

Ein Kind in einer Familie erwachsener Personen wird gewöhnlich ganz besonders berücksichtigt, und in geruhiger Weise that dies mit mir auch Mrs. Bretton, die, ehe ich sie kennen lernte, mit einem Sohne verwittwet war, da ihr Mann, ein Arzt, gestorben, als sie noch jung und hübsch gewesen.

In der Zeit, als ich mich ihrer erinnere, war sie nicht jung, aber noch hübsch, groß, schön gewachsen und hatte, obwohl für eine Engländerin von dunkeln Teint, auf ihrer bräunlichen Wange die reine Farbe der Gesundheit, wie in den schönen freundlichen schwarzen Augen das Feuer und Leben derselben. Die Leute meinten, es sei Schade, daß sie ihre Farbe nicht auf ihren Sohn übertragen habe, dessen Augen

blau waren — obgleich in seiner Knabenzeit schon recht scharf — und die Farbe seines langen Haares von einer Art, welche Freunde nicht näher zu bezeichnen wagten, ausgenommen wann die Sonne darauf schien; dann nannten sie es goldig. Die Züge seiner Mutter erbte er indeß, auch ihre guten Zähne, ihre Gestalt (wenigstens die Aussicht auf dieselbe, da er noch nicht ganz erwachsen war) und, was noch besser, ihre tadellose Gesundheit, wie ihre Stimmung in dem Tone, welcher für den Besitzer mehr werth ist als Reichthum.

In dem Herbst des Jahres befand ich mich in Bretton, da meine Pathe selbst mich von den Verwandten abholte, bei denen ich damals meinen festen Aufenthalt hatte. Ich glaube, sie sah damals schon deutlich Ereignisse kommen, deren Schatten ich noch nicht errieth, während eine schwache Ahnung von denselben schon hinreichte, mich mit ruhelofer Trauer zu erfüllen und Ort und Personen mit Freuden zu verlassen.

Bei meiner Pathe floß mir die Zeit stets glatt dahin, nicht mit stürmischer Eile, sondern sanft, wie ein voller Strom durch eine Ebene gleitet. Meine Besuche bei ihr glichen dem Aufenthalte Christians und Hoffnungsreichs an einem gewissen freundlichen Ströme mit grünen Bäumen an jedem Ufer und Wiesen voll Lilien das ganze Jahr hindurch. Es fehlte der Reiz des Wechsels und die Erregung durch mancherlei Vorfälle, aber der stille Frieden gefiel mir so wohl, und ich suchte Aufregung so wenig, daß sie mich fast störte, wenn sie kam, und ich wünschte, sie möchte lieber fern geblieben sein.

Eines Tages kam ein Brief an, dessen Inhalt Mrs. Bretton offenbar überraschte und einigermaßen beunruhigte. Anfangs glaubte ich, er sei aus meiner Heimath, und ich zitterte, da ich eine traurige Mittheilung erwartete; ich erfuhr indeß nichts und die Wolke schien vorüberzuziehen.

Am Tage darauf, als ich von meinem langen Spaziergange zurückkam, fand ich eine unerwartete Veränderung in meinem Schlafgemache. Außer meinem Vorhangsbette in seiner schattigen Nische stand in einer Ecke ein weißumhülltes Bettchen, und außer meiner Mahagoni-Kommode eine kleine von Rosenholz. Ich blieb stehen und blickte gedankenvoll umher.

„Was bedeuten diese Dinge und zeigen sie an?“ fragte ich. Die Antwort konnte nicht zweifelhaft sein. „Ein zweiter Gast kommt; Mrs. Bretton erwartet noch andern Besuch.“

Bei Tische folgten Erklärungen. Ein kleines Mädchen, wurde mir gesagt, würde bald meine Gespielin sein, die Tochter eines Freundes und entfernten Verwandten des seligen Dr. Bretton. Das kleine Mädchen, hieß es weiter, habe vor kurzem die Mutter verloren, ein Verlust, wie Mrs. Bretton gar bald hinzufügte, der nicht so groß sei, als er auf den ersten Blick erscheine. Mrs. Home (so schien der Name zu lauten) sei eine sehr hübsche, aber eine leichtsinnige, sorglose Frau gewesen, die ihr Kind vernachlässiget und ihren Mann getäuscht und um den Lebensmuth gebracht habe. Die Ehe sei so wenig eine passende gewesen, daß endlich die Trennung erfolgt wäre, eine Trennung in gegenseitiger Einwilligung, nicht in gesetzlichen Formen. Bald darauf habe sich die Frau nach den Anstrengungen eines Balles erkältet und sei nach kurzer Krankheit gestorben. Ihr Gatte, ein Mann von sehr weichem Gefühl, sei über allen Ausdruck durch die plötzliche Mittheilung dieses Vorfalles erschüttert worden und könne nun, wie es scheine, kaum von dem Glauben abgebracht werden, daß er durch zu große Strenge, durch Mangel an Geduld und Nachsicht, ihren frühen Tod mit herbeigeführt habe. Mit diesem Gedanken habe er sich getragen, bis sein Geist ernstlich gelitten; die Aerzte drängen darauf, daß eine Reise als Heilmittel gebraucht werde und Mrs. Bretton habe sich erboten, seiner kleinen Tochter unterdeß sich anzunehmen. „Hoffentlich“, setzte meine Pathe zum Schlusse hinzu, „wird das Kind nicht wie seine Mutter eine so thörichte und leichtfertige Kokette als je eine ein verständiger Mann zu heirathen schwach genug war. Ein verständiger Mann“, sagte sie, „ist Herr Home in seiner Art, wenn auch kein eben praktischer; er liebt die Wissenschaft und verbringt sein halbes Leben in einem Laboratorium mit Experimenten, was sein Schmetterling von einer Frau weder begreifen noch ertragen konnte. Mir selbst freilich“, gestand meine Pathe, „würde es nicht gefallen haben.“

Auf eine Frage von mir erzählte sie mir ferner, ihr seliger Mann habe immer gesagt, Home habe diese wissenschafts-

liche Richtung von einem Oheime mütterlicher Seite, einem französischen Gelehrten, denn er sei halb französischer, halb schottischer Abkunft und habe noch lebende Verwandte in Frankreich, von denen mancher ein de vor seinen Namen schreibe und sich adelig nenne.

Am demselben Abend, um neun Uhr, wurde ein Diener dem Wagen entgegengeschickt, mit welchem unser kleiner Gast ankommen sollte. Wir, Mrs. Bretton und ich, saßen allein in dem Zimmer und warteten auf die Kleine. John Graham Bretton war zum Besuch bei einem Schulfreunde auf dem Lande. Meine Bathie las das Zeitungsblatt; ich nähete. Es war ein nasser Abend; der Regen schlug an die Fenster und der Wind klang rauh und unheimlich.

„Das arme Kind!“ sagte Mrs. Bretton von Zeit zu Zeit. „Was für ein Wetter hat die Kleine zu ihrer Reise! Wäre sie doch schon wohlbehalten hier!“

Kurz vor zehn Uhr meldete die Hausthürklingel Warrens Rückkunft und kaum war die Thür aufgemacht, so eilte ich in den Flur hinunter. Da stand zwischen einem Koffer und einigen Schachteln eine Person wie ein Kindsmädchen und unten an der Treppe Warren mit einem Shawlbündel in den Armen.

„Ist das das Kind?“ fragte ich.

„Ja, Miß.“

Ich hätte den Shawl abwickeln und einen Blick nach dem Gesicht thun mögen, aber es wendete sich rasch von mir ab nach der Achsel des Dieners hin und als dieser die Zimmerthür öffnete, sagte ein Stimmchen:

„Laß mich herunter! — Nimm mir den Shawl ab,“ setzte die Sprecherin hinzu, indem sie mit der kleinen Hand die Nadel herauszog und mit ärgerlicher Hast die plumpe Umhüllung abwarf. Das Wesen, das nun zum Vorschein kam, machte einen linkschen Versuch den Shawl zusammenzulegen, aber er war zu schwer und groß, als daß solche Hände und Arme ihn hätten halten oder handhaben können. „Gieb ihn der Sette“, sagte sie dann, „sie kann ihn wegthun.“ Darauf drehete sie sich um und richtete ihre Augen auf Mrs. Bretton.

„Komm her, liebes Kind“, sagte die Frau; „komm, laß

mich sehen, ob Du kalt und naß bist, und Dich am Feuer wärmen.“

Das Kind ging sogleich zu ihr. Nachdem sie von der Umhüllung befreit war, sah sie außerordentlich klein und zart aus; sie war aber ein nettes, vollkommen gebildetes, zierliches, gerades Figürchen. Auf dem weiten Schooße meiner Pathe glich sie einer Puppe; ihr wachsweißer Hals und die seidenen Locken an ihrem Kopfe erhöhten, wie mir es vorkam, die Aehnlichkeit.

Mrs. Bretton sagte einige liebevolle Worte, während sie die Hände, Arme und Füße des Kindes wärmte. Anfangs erhielt sie dafür einen ernsthaften Blick, bald aber antwortete ihr ein Lächeln. Mrs. Bretton ging mit Liebkosungen nicht verschwenderisch um; selbst gegen ihren innig geliebten Sohn war sie selten sentimental zärtlich, oftmals das Gegentheil; als aber diese kleine Fremde sie anlächelte, küßte sie dieselbe und fragte:

„Wie heißt meine Kleine?“

„Miß.“

„Außer Miß noch?“

„Mariechen, sagt Papa.“

„Wird Mariechen gern bei mir bleiben?“

„Immer nicht, aber bis Papa wiederkommt. Papa ist fort.“ Sie schüttelte dabei den Kopf ausdrücksvoll.

„Er wird zu Mariechen kommen oder sie holen lassen.“

„Nicht wahr? Wissen Sie's?“

„Ich glaube es.“

„Sette glaubt's nicht; wenigstens, sagt sie, wird's lange dauern. Er ist krank.“

Ihre Augen wurden naß. Sie entzog Mrs. Bretton die Hand und machte eine Bewegung, als wolle sie deren Schooß verlassen. Die Wittve widerstand, das Kind aber sagte:

„Ich will fort, laß mich . . . Ich kann auf keinem Stuhle sitzen.“

Sie durfte nun von dem Knie heruntergleiten, nahm ein Fußbänkchen, trug dies in eine Ecke, wo dunkler Schatten war und setzte sich da nieder. Mrs. Bretton, sonst eine strenge Frau, die in ernstlichen Sachen unbedingten Gehorsam verlangte, blieb in Kleinigkeiten oftmals gleichgiltig und ließ auch jetzt dem

Kinde den Willen. Zu mir sagte sie: „achte jetzt nicht auf sie;“ aber ich achtete doch auf sie; ich sah, wie Mariechen ihren kleinen Ellbogen auf das kleine Knie und den Kopf auf die Hand stützte; ich beobachtete, wie sie ein Puppentaschentuch aus der Puppentasche ihres Puppenkleidchens zog und hörte sie dann weinen. Andere Kinder weinen, wenn sie Kummer oder Schmerz haben, laut, ohne sich zu schämen oder sich Zwang anzuthun; weinte Mariechen wirklich, so verrieth nur gelegentlich das allerkleinste Schluchzen ihre Bewegung. Mrs. Bretton hörte es nicht und das war auch gut. Es währte nicht lange, so fragte eine Stimme aus der Ecke: „Kann nach der Zette geklingelt werden?“

Ich klingelte, die Wärterin wurde gerufen und erschien.

„Ich will zu Bett,“ sagte die Kleine. „Frage, wo mein Bett ist.“

Das Mädchen antwortete, sie habe darnach schon gefragt.

„Frage auch, ob Du bei mir schläfst.“

„Nein, Miß,“ antwortete das Mädchen. „Du schläfst in dem Zimmer der jungen Dame da.“

Sie stand von ihrem Sitz nicht auf, ich sah aber, daß ihre Augen mich suchten. Nach einigen Minuten stiller Beobachtung kam sie aus ihrer Ecke hervor.

„Ich wünsche Ihnen eine gute Nacht,“ sagte sie zu Mrs. Bretton. An mir ging sie stumm vorüber.

„Gute Nacht, Mariechen,“ sagte ich.

„Wir brauchen nicht gute Nacht zu sagen, da wir in einem Zimmer schlafen,“ lautete die Antwort, nach der sie aus dem Zimmer verschwand. Wir hörten, daß die Wärterin draußen sich erbot, sie die Treppe hinaufzutragen. „Das ist nicht nöthig,“ antwortete die Kleine, „nicht nöthig“ und ihre kleinen Beine müheten sich die Treppe hinauf.

Als ich eine Stunde darauf zu Bett ging, fand ich sie noch völlig wach. Sie hatte die Kissen so gelegt, daß sie eine sitzende Stellung erhielt. Ihre verschlungenen Hände lagen mit einer altväterischen, fast unkindlichen Ruhe auf der Decke. Eine Zeit lang enthielt ich mich, mit ihr zu sprechen, aber als ich das Licht auslöschten wollte, empfahl ich ihr sich niederzulegen.

„Nach und nach,“ antwortete sie.



„Du wirst Dich erkälten.“

Sie nahm irgend etwas von ihrem Anzuge von dem Stuhle neben ihrem Bettchen und bedeckte sich damit die Schultern. Ich ließ sie gewähren. Eine Zeit lang lauschte ich im Dunkel und bemerkte wohl, daß sie noch immer wach war und sich streckte, ruhig und vorsichtig.

Als ich mit dem Morgen erwachte, hörte ich Wasser tröpfeln. Siehe da, sie war aufgestanden, auf einen Stuhl neben dem Waschtisch gestiegen, und hatte mit Mühe und Anstrengung den Wasserkrug (den sie nicht heben konnte) geneigt, um den Inhalt in das Becken zu gießen. Es war gar merkwürdig zu sehen, wie sie, so klein, so eifrig, so geräuschlos, sich wusch und ankleidete. Offenbar war sie wenig daran gewöhnt, dies selbst zu thun, und die Knöpfe, Bänder, Hefel und Schlingen gewährten Schwierigkeiten, denen sie eine Ausdauer entgegensetzte, daß man seine Freude daran haben mußte. Sie legte ihren Nachtanzug zusammen, strich ihr Bett glatt, begab sich in eine Ecke, in welcher der weiße Vorhang sie verbarg und verhielt sich still. Ich richtete mich halb auf und streckte den Kopf vor, um zu sehen, was sie thue. Sie kniete, hatte die Stirn auf die Hände gesenkt und betete.

Ihr Wärterin klopfte jetzt an die Thür und sie stand rasch auf.

„Ich bin schon angezogen, Sette,“ sagte sie; „ich habe mich selbst angezogen, aber es paßt nicht recht. Buge mich.“

„Warum ziehst Du Dich selbst an?“

„Still! Nicht so laut, damit Du das Mädchen nicht aufweckst“ (sie meinte mich, denn ich lag mit geschlossenen Augen da.) „Ich zog mich an, damit ich es kann, wenn Du fortgehst.“

„Soll ich fortgehen?“

„Wenn Du unfreundlich bist, habe ich Dich oft fortgewünscht, jetzt nicht. Binde mir den Gürtel gerade und mache mir das Haar glatt.“

„Der Gürtel ist gerade genug. Wie eigensinnig genau Du bist!“

„Sei so gut und binde mir den Gürtel anders.“

„Gut. Wenn ich fort bin, muß die junge Dame Dich ankleiden helfen.“

„Nein.“

„Warum nicht? Sie ist eine ganz artige junge Dame, Du wirst hoffentlich Deine Art nicht gegen sie zeigen.“

„Sie darf mich nicht ankleiden.“

„Komisches kleines Ding!“

„Du ziehst den Kamm nicht gerade durch mein Haar; der Strich wird krumm werden.“

„Es ist Dir heute nichts recht zu machen. Ist's so gut?“

„Ganz gut. Wohin gehe ich, wenn ich angezogen bin?“

„Wir gehen in's Frühstückszimmer.“

„So komm.“

Sie gingen nach der Thür. Da blieb sie stehen.

„Ach, Sette, ich wollte ich wäre zu Hause! Ich kenne die Leute hier nicht.“

„Sei gut, Kind!“

„Ich bin gut, aber hier thut es mir weh“, sagte sie, indem sie die Hand auf das Herz legte und wehklagte, während sie wiederholt ausrief: „Water! Water!“

Ich richtete mich auf, um dieser Scene ein Ende zu machen, ehe sie sich verschlimmerte.

„Wünsche der jungen Dame einen guten Morgen“, sagte das Mädchen.

„Guten Morgen!“ sagte die Kleine, dann folgte sie ihrer Wärterin aus dem Zimmer hinaus. Dies Mädchen verließ das Haus zeitweilig noch an demselben Tag, um Verwandte zu besuchen, die in der Nähe wohnten.

Als ich hinab kam, saß Pauline (das Kind nannte sich Mariechen, der vollständige Name war aber Pauline Marie) neben Mrs. Bretton am Frühstückstisch; ein Krug mit Milch stand vor ihr und ein Stückchen Brod füllte ihre Hand, die ruhig auf dem Tischtuche lag; sie aß nicht.

„Wie wir das kleine Ding gewinnen“, sagte Mrs. Bretton zu mir, „weiß ich nicht; sie genießt nichts und ihrem Aussehen nach hat sie auch nicht geschlafen.“

Ich sprach mein Vertrauen auf die guten Wirkungen der Zeit und Freundlichkeit aus.

„Wenn sie eine Zuneigung zu Jemand im Hause bekäme, würde sie sich bald eingewöhnen; bis dahin wird es nicht geschehen,“ antwortete Mrs. Bretton.

## Zweites Kapitel.

Pauline.

Es vergingen einige Tage und es hatte keinen Anschein, als wolle sie Neigung zu Jemandem in dem Hause fassen. Sie war nicht eigentlich unartig oder eigensinnig, nicht im entferntesten ungehorsam und doch konnte man nicht wohl einen Gegenstand sehen, der weniger zur Behäbigkeit, ja nur zur Ruhe beitrug als sie. Sie schmollte und keine erwachsene Person hätte dies unliebenswürdige Geschäft besser ausrichten können; nie trug das gefurchte Gesicht eines Verbannten, der sich bei Europas Antipoden nach Europa sehnte, das Zeichen des Heimwehs leserlicher an sich als dieses Kindes Gesicht. Die Kleine schien alt und überirdisch zu werden. Ich, Lucy Snowe, fühle mich frei von dem Fluche einer umherschweifenden überheißten Phantasie, so oft ich aber eine Zimmerthür öffnete und sie in einer Ecke allein, den Kopf auf die zarte Hand gestützt, sitzen sah, kam mir es vor, als sei es in dem Zimmer nicht geheuer.

Wenn ich wiederum in Mondscheinnächten erwachte und sie in dem weißen Nachtkleide im Bett knien und beten sah, wie eine begeisterte Katholikin oder Methodistin — eine vorzeitige Fanatikerin oder frühzeitige Heilige — weiß ich kaum, was für Gedanken ich hatte; gewiß waren sie der Gefahr ausgesetzt, kaum gesünder und vernünftiger zu sein, als der Geist dieses Kindes es sein mußte.

Selten hörte ich ein Wort von ihrem Gebet, denn sie flüsterte es leise, ja bisweilen flüsterte sie es nicht einmal, sondern betete ohne Worte. Das Wenige, das ich hörte, klang immer wie „Water, mein lieber Water!“ Dies verrieth denn ein Wesen mit nur einer Vorstellung, jene Nei-

gung zu Monomanie, welche ich stets für die unglücklichste gehalten habe, deren Fluch einen Menschen treffen kann.

Was das Ende dieses Sichselbstaufreibens gewesen sein würde, wenn es ungehemmt fortgedauert hätte, läßt sich nur muthmaßen. Es erhielt jedoch eine plötzliche Wendung.

Eines Nachmittags hatte Mrs. Bretton sie aus dem gewöhnlichen Aufenthalte in einem Winkel hervorgeschmeichelt und auf den Platz am Fenster gehoben, wo sie, um sich zu beschäftigen, die Vorübergehenden beobachteten und zählen sollte, wie viele Damen in einer gewissen Zeit die Straße hinabgehen würden. Sie hatte gleichgiltig dagesessen, kaum hingesehen und nicht gezählt, als ich — denn meine Augen verließen sie nicht — in ihrer Iris und Pupille eine überraschende Umwandlung bemerkte. Die gefährlichen, plötzlich erregten Naturen — Sensitive nennt man sie — gewähren gar manch seltsames Schauspiel für die, welche durch kälteres Temperament vor solchem Vorherrschten der Phantastie geschützt sind. Der stiere, starre Blick verschwamm, zitterte und leuchtete wie glühend; die schmale finstere Stirn heiterte sich auf; die gewöhnlichen und matten Züge glänzten; der traurige Gesichtsausdruck schwand und an seiner Statt erschien eine Eier, eine gespannte Erwartung.

„Es ist!“ lauteten ihre Worte.

Wie ein Vogel oder ein Pfeil oder sonst irgend etwas Schnelles war sie aus dem Zimmer hinaus. Wie sie die Hausthüre unten aufbekam, vermag ich nicht zu sagen; wahrscheinlich war sie nur angelehnt; vielleicht befand sich auch Warren in ihrem Wege und gehorchte ihrer Aufforderung, die jedenfalls ungestüm genug war. Ich beobachtete sie von dem Fenster aus und sah sie in ihrem schwarzen Kleidchen und dem kleinen benäheten Schürzchen die Hälfte der Straße hinauf eilen. Eben als ich mich umdrehen und gelassen der Mrs. Bretton anzeigen wollte, das Kind sei irre geworden und müsse verfolgt werden, wurde sie aufgefangen und meiner ruhigen Beobachtung, wie dem verwunderungsvollen Anstieren der Vorübergehenden entzogen. Ein Herr hatte dies gethan, der sie nun mit seinem Mantel verhüllte und nach dem Hause zu trug, aus dem er sie hatte herauskommen sehen.

Ich erwartete, daß er sie den Dienstboten übergeben und sich dann entfernen werde, aber er trat herein und nachdem eine kurze Zeit gezögert hatte, kam er die Treppe herauf.

Aus dem Empfange, den er fand, ergab sich, daß Mrs. Bretton ihn kannte. Sie grüßte ihn, schien aber doch verlegen und überrascht zu sein. Sie sah ihn selbst fragend an und mehr in Antwort auf diese Blicke als auf Worte sprach er:

„Ich konnte nicht umhin, Madame, es war mir nicht möglich das Land zu verlassen, ohne mich mit meinen eigenen Augen zu überzeugen, wie sie sich eingewöhnt.“

„Sie werden sie wieder entwöhnen.“

„Das hoffe ich nicht. Wie geht's Papas Mariechen?“

Die Frage galt Paulinen, während er Platz nahm und sie sanft vor sich stellte.

„Wie geht's Mariechens Papa?“ lautete die Antwort, als sie sich auf seine Kniee stützte und ihm ins Gesicht blickte.

Es war kein ungestümer, kein wortreicher Ausbruch, — für einen solchen wäre ich dankbar gewesen — sondern eine Scene von überströmendem Gefühl, die einen peinigenden Eindruck machte, weil der Becher nicht hoch emporschäumte oder wild überfloß. Bei allen Gelegenheiten heftiger, unbeschränkter Gefühlsäußerung kommt dem gelangweilten Zuschauer eine Empfindung von Geringschätzung oder Lächerlichkeit zu Hilfe, während mir jene Art von Gefühl Sinnigkeit, die sich freiwillig, eine Niesensclavin, unter die Herrschaft des Verstandes beugt, immer drückend gewesen ist.

Herr Home war ein Mann mit ernsten, ich sollte vielleicht gar sagen, mit harten Zügen, seine Stirn knorrig und seine Backenknochen traten scharf hervor. Sein Gesicht hatte einen ganz schottischen Charakter, aber in seinem Auge lag Gefühl, in seinen jetzt bewegten Zügen Rührung. Sein nordischer Accent beim Sprechen paßte zu seinem Gesichtsausdrucke. Er sah stolz und doch zugleich auch schlicht aus.

Er legte seine Hand auf den nach ihm emporgerichteten Kopf seines Kindes und sie sagte:

„Küsse Mariechen.“

Er küßte sie. Ich wünschte, daß sie laut aufweinte, da=

mit ich selbst Erleichterung erlangte. Sie machte aber bewundernswürdig wenig Geräusch; sie schien alles erlangt zu haben, was sie wünschte, alles, und im wahren Entzücken der Zufriedenheit zu sein. Das Kind war weder dem Aussehen noch den Zügen nach seinem Vater gleich, und doch hatte sie seine Art; ihr Gemüth war von dem seinigen gefüllt worden, wie das Glas aus der Flasche.

Unzweifelhaft besaß Herr Home männliche Selbstbeherrschung, wie er auch in manchen Dingen ins Geheim fühlen mochte. „Mariechen,“ sagte er mit einem Blicke auf sein kleines Mädchen, „gehe hinunter in den Hausflur; dort wirst Du Papas Ueberziebrock auf einem Stuhle liegen sehen, greife in die Taschen und Du wirst ein Taschentuch finden; bringe das mir.“

Sie gehorchte, ging und kam leise und rasch zurück. Er sprach mit Mrs. Bretton als sie wieder erschien und sie wartete mit dem Taschentuche in der Hand. Es war ein Bild, wie sie in ihrer kleinen Gestalt und ihrem zierlichen Wesen an seinem Knie stand. Als sie sah, daß er weiter sprach, scheinbar ohne zu wissen, daß sie zurückgekommen, erfasste sie seine Hand, öffnete die widerstandslosen Finger, legte das Taschentuch zwischen dieselben und drückte sie einzeln wieder zusammen. Er schien sie noch immer nicht zu sehen und zu fühlen, allmählig aber hob er sie auf sein Knie; sie schmiegte sich an ihn und beide schienen sich wohl zu fühlen, obgleich sie wohl eine Stunde lang einander weder ansahen noch mit einander sprachen.

Während des Thees beschäftigten die Bewegungen und das Benehmen des kleinen Dinges das Auge vollständig, wie gewöhnlich. Anfangs commandirte sie Warren als dieser die Stühle stellte.

„Papas Stuhl hierher, und den meinigen daneben, zwischen Papa und Mrs. Bretton; ich muß ihm den Thee reichen.“

Sie nahm ihren Platz ein und winkte dann dem Vater mit der Hand.

„Komm neben mich, Papa, als wären wir zu Hause.“

Dann griff sie nach seiner Tasse, wollte den Zucker darin umrühren und den Rahm selbst hineingießen. „Das

that ich zu Hause immer für Dich, Papa; Niemand konnte es so gut, Du selbst nicht."

Während der ganzen Mahlzeit setzte sie ihre Aufmerksamkeiten fort, die allerdings ziemlich thöricht waren. Die Zuckersange war zu groß für eine ihrer Händchen und sie mußte mit beiden zugreifen; die Schwere des silbernen Rahmgefäßes, des Brod- und Buttertellers, ja der Tasse selbst waren für ihre Kraft fast zu groß, aber sie wollte das erste heben, die andern hinreichen und vollbrachte alles glücklich, ohne etwas zu zerbrechen. Aufrichtig, ich hielt sie für etwas altflug geschäftig, ihr Vater aber, der blind wie alle Väter war, schien sich gern von ihr bedienen zu lassen und sich dabei wohl zu fühlen.

„Sie ist mein Trost,“ sagte er unwillkürlich zu Mrs. Bretton. Diese hatte einen eigenen „Trost“ ohne Gleichen in größerem Maßstabe, wenn er auch für den Augenblick nicht zugegen war und so verstand sie seine schwache Seite und schenkte derselben ihr Mitgefühl.

Dieser zweite „Trost“ fand sich noch im Laufe des Abends ein. Ich wußte, daß seine Rückkehr für diesen Tag bestimmt war und daß Mrs. Bretton ihn schon viele Stunden erwartet hatte. Wir saßen nach dem Thee am Feuer, als Graham in unsern Kreis trat oder vielmehr hereinstürmte, denn seine Ankunft ging nicht ohne Geräusch ab und da Graham hungerte, wurden Speisen gebracht. Er und Home begegneten einander als alte Bekannte; das kleine Mädchen beachtete er für den Augenblick gar nicht.

Als er gegessen und zahlreiche Fragen seiner Mutter beantwortet hatte, wendete er sich von dem Tische an den Kamin. Ihm gegenüber saß Herr Home und neben ihm das Kind. Wenn ich „Kind“ sage, brauche ich freilich einen unpassenden, nicht bezeichnenden Ausdruck, einen Ausdruck, der ein Bild von etwas ganz Anderem giebt, als von einer ernsthaften kleinen Person in schwarzem Kleide und weißer Chemisette — die für eine Puppe von anständiger Größe vielleicht gerade gepaßt hätte — auf einem hohen Stuhle neben einem Tischchen, welches ihr Puppen-Arbeitskästchen von weiß lackirtem Holze trug, mit einem ganz kleinen Taschentücheln in der Hand, das sie säumte, wie sie that und in

das sie ausdauernd mit einer Nadel stach, welche in ihren Fingern fast wie ein Bratspieß aussah und mit der sie sich bisweilen selbst stach, so daß sie den Batist mit einer Reihe kleiner rother Tröpfchen bezeichnete, während sie gelegentlich zuckte, wenn die widerspenstige Waffe sich von ihr nicht beherrschen lassen wollte und einen tieferen Stich als gewöhnlich that, trotzdem aber immer still, fleißig, ganz mit ihrer Arbeit beschäftigt und frauenhaft blieb.

Graham war damals ein hübscher junger Mann von sechszehn Jahren und flatterhaftem, treulosem Aussehen. Ich drücke mich so aus, nicht als ob er wirklich starke Neigung zu Verrath und Schlechtigkeit besessen hätte, sondern weil mir diese Worte zur Bezeichnung des celtischen (nicht sächsischen) Charakters seines Gesichtes, seines lockigen, lichtbraunen Haares, seiner geschmeidigen Symmetrie und seines häufigen Lächelns besonders geeignet zu sein scheinen, dem es weder an Zauber noch an Schlaueit (nicht in schlechtem Sinne) gebrach. Er war in jenen Tagen ein verzogener, eigensinniger und launenhafter Knabe.

„Mutter,“ sagte er, nachdem er die Kleine neben ihm eine Zeit lang schweigend betrachtet und für den Augenblick das Hinausgehen Home's ihn von der halbbläuelnden Blödigkeit befreit hatte, die das Einzige war, was er von Schüchternheit kannte, — „Mutter, ich sehe in der Gesellschaft hier eine junge Dame, welcher ich nicht vorgestellt worden bin.“

„Du meinst wohl das kleine Mädchen des Herrn Home,“ entgegnete die Mutter.

„Madame,“ antwortete der Sohn, „ich halte diesen Ausdruck für höchst ungalant. Ich würde gewiß Miß Home gesagt haben, wenn ich es gewagt hätte, von der Dame zu sprechen, die ich meine.“

„Graham, ich wünsche nicht, daß das Kind geneckt werde. Schmeichle Dir nicht, als ob ich Dir gestattete, sie zum Gegenstande Deines Spottes zu machen.“

„Miß Home,“ fuhr Graham fort, ohne sich durch seiner Mutter Ermahnungen abschrecken zu lassen, „könnte ich die Ehre haben, mich selbst vorzustellen, da Niemand sonst mir und Ihnen diesen Dienst erweisen will? Mit Ihrer Erlaubniß John Graham Bretton.“



Sie sah ihn an; er stand auf und verbeugte sich gravitätisch. Sie legte bedächtig Fingerhut, Scheere und Arbeit hin, stieg vorsichtig von ihrem hohen Sitze herab, knirzte mit unbeschreiblicher Ernsthaftigkeit und fragte: „wie befinden Sie sich?“

„Ich habe die Ehre, mich vollkommen wohl zu befinden, nur einigermassen ermüdet von einer schnellen Reise. Hoffentlich sind Sie auch wohl?“

„Erträglich,“ lautete die ehrgeizige Antwort der kleinen Dame, die dann auf ihren frühern hohen Sitz wieder hinaufzugelangen suchte; da sie sich aber überzeugte, daß dies ohne einiges Klettern und Dehnen sich nicht thun lassen werde — eine Opferung des Anstandes, an die nicht zu denken war — auch im Beisein eines fremden jungen Herrn jede Hilfe verächtete, so vertauschte sie den hohen Stuhl mit einem niedrigen Sessel, neben den Graham seinen Stuhl schob.

„Hoffentlich,“ fuhr er fort, „erscheint Ihnen Ihre gegenwärtige Wohnung, das Haus meiner Mutter, als passender Aufenthaltort?“

„Nicht besonders. Ich möchte nach Hause reisen.“

„Ein natürlicher und löblicher Wunsch, dem ich mich aber trotzdem aus allen Kräften widersetzen werde. Ich hoffe und glaube im Stande zu sein, von Ihnen Einiges wenigstens der kostbaren Waare zu erlangen, die man Unterhaltung nennt und die mir die Frau Mama wie Mrs. Snowe nicht gewähren.“

„Ich werde bald mit meinem Vater fortgehen und nicht lange bei Ihrer Mutter bleiben.“

„Doch, doch; Sie werden gewiß bei mir bleiben. Ich habe ein Pony, auf dem Sie reiten sollen, und kann Ihnen eine endlose Menge von Büchern und Bildern zeigen.“

„Werden Sie nun hier bleiben?“

„Ja. Freuen Sie sich darüber? Gefalle ich Ihnen?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Sie kommen mir wunderbarlich und eigen vor.“

„Mein Gesicht, Miß?“

„Ihr Gesicht und Alles. Sie haben langes rothes Haar.“

„Braunes, wenn Sie erlauben; die Frau Mama nennt

es braun oder goldig, und alle ihre Freundinnen nennen es so. Aber selbst mit meinem „langen, rothen“ Haar (und er schüttelte das volle Haar triumphirend, denn er wußte es recht wohl, daß es braun ausfah, und war stolz auf diese Löwenfarbe) kann ich unmöglich mehr wunderbarlich und eigen sein, als Sie, Mylady.“

„Mich nennen Sie so?“

„Gewiß.“

(Nach einer Pause). „Ich glaube, ich werde zu Bett gehen.“

„Ein so kleines Ding, wie Sie, sollte schon seit vielen Stunden im Bett sein; Sie blieben wahrscheinlich auch nur auf, weil Sie mich erwarten und sehen wollten?“

„Nein.“

„Sie sehnten sich gewiß nach dem Vergnügen meiner Gesellschaft. Sie wußten, daß ich nach Hause kam, und wollten warten, um mich zu sehen.“

„Ich blieb wegen meines Papa auf, nicht Ihretwegen.“

„Schon gut, Miß Home. Ich werde ein Liebling werden, selbst vor dem Papa bald vorgezogen, das behaupte ich.“

Sie wünschte Mrs. Bretton und mir eine gute Nacht, schien aber mit sich selbst nicht einig zu sein, ob Grahams Reden ihm Anspruch auf gleiche Aufmerksamkeit gäben, als er sie mit einer Hand faßte und mit dieser einen Hand sie über seinem Kopfe schwebend hielt. Sie sah sich so im Spiegel über dem Kamine emporgehoben. Das Unerwartete, das Kecke und Achtungswidrige dieser That war ihr zu stark.

„Schämen Sie sich, Herr Graham,“ sagte sie unwillig; „lassen Sie mich herunter.“ Als sie wieder auf den Füßen stand, setzte sie hinzu: „ich möchte wohl wissen, was Sie von mir denken würden, wenn ich Sie so behandeln und mit meiner Hand (sie streckte dies gewaltige Glied aus) in die Höhe heben wollte, wie Warren die kleine Kaze?“ Und mit diesen Worten ging sie hinaus.

## Drittes Kapitel.

### Die Spielgenossen.

Herr Home blieb zwei Tage und während seines Besuchs konnte er nicht vermocht werden auszugehen. Den ganzen Tag über saß er an dem Kamine, bald schweigend, bald im Gespräch mit Mrs. Bretton, das sich recht wohl für einen Mann in seiner krankhaften Stimmung paßte, da es nicht gerade übermäßig theilnehmend, aber auch nicht kalt und unfreundlich war, vielmehr etwas Mütterliches hatte, was sich wohl rechtfertigte, da sie um ein Unsehnliches älter war als er.

Pauline, seine Tochter, war gleichzeitig glücklich und stumm, geschäftig und aufmerksam. Ihr Vater nahm sie häufig auf seine Knie und sie saß da still bis sie fühlte oder sich einbildete, er werde unruhig. Dann sagte sie:

„Papa, laß mich herunter, ich werde Dir zu schwer.“

Und die schwere Last glitt herunter auf den Kaminteppeich, suchte sich da oder auf einem Stühlchen einen Platz und nahm das weiße Arbeitskästchen und das roth gesprenkelte Taschentuch zur Hand. Dieses Taschentuch war, wie es schien, als Andenken für „Papa“ bestimmt und sollte vor seiner Abreise fertig werden, weshalb die Näherin sehr fleißig zu sein Ursache hatte, da sie in einer halben Stunde vielleicht zwanzig Stiche machte.

Der Abend brachte uns, seit Graham sich wieder im Hause der Mutter befand (den Tag war er in der Schule) mehr Leben, und dies wurde allerdings durch die Auftritte nicht gemindert, die zwischen ihm und Miß Pauline vorkamen.

Ein zurückhaltendes und stolzes Benehmen war die Folge der unwürdigen Behandlung gewesen, welche sie am Abend seiner Ankunft zu erdulden gehabt hatte. Ihre gewöhnliche Antwort, wenn er sie anredete, lautete:

„Ich kann nicht auf Sie hören; ich habe an andere Dinge zu denken.“

Und wenn sie gebeten wurde ihm zu sagen, an welche Dinge, sagte sie kurz „Geschäfte.“

Graham bemühte sich ihre Aufmerksamkeit dadurch zu reizen, daß er sein Pult öffnete und den mannichfaltigen In-

halt desselben ausbreitete: Siegel, glänzende Wachsstangen, Federmesser und Kupferstiche — zum Theil bunt colorirte —. Auch blieb diese mächtige Versuchung nicht ganz wirkungslos: ihre Augen, die verstohlen von der Arbeit sich erhoben, warfen manches Blickchen nach dem mit vielen Bildern bedeckten Schreibtische. Eines, ein Kind, das mit einem Hündchen spielte, flatterte herunter.

„Das hübsche Hündchen!“ rief sie freudig aus.

Graham achtete klugerweise nicht darauf und gar bald schlich sie aus dem Winkel herbei, um den Schatz mehr in der Nähe zu mustern. Die großen Augen und langen Ohren des Hundes, wie des Kindes Hut mit Federn waren unwiderstehlich.

„Ein hübsches Bild!“ lautete ihre gewöhnliche Bemerkung.

„Du kannst es bekommen,“ sagte Graham.

Sie schien zu zögern. Der Wunsch das Bild zu besitzen war stark, aber wenn sie es annahm, gefährdete sie doch ihre Würde. Nein. Sie legte es hin und wendete sich ab.

„Du willst es nicht haben, Mariechen?“

„Ich will es doch nicht nehmen; ich danke.“

„Soll ich sagen, was ich mit dem Bilde mache, wenn Du es nicht annimmst?“

Sie drehete sich halb herum, um zu hören.

„Ich zerschneide es in kleine Stücke, in Fidiibus.“

„Nein.“

„Das thue ich.“

„Bitte — nein!“

Graham wurde völlig unerbittlich, als er diesen Ton hörte, und nahm die Scheere aus dem Nähkörbchen seiner Mutter.

„Da!“ sagte er, und drohete zu schneiden. „Gerade durch Fidus Kopf und des kleinen Heinrichs Nase weg!“

„Nein! Nein! Nein!“

„So komm her, geschwind oder ich schneide.“

Sie besann sich, zögerte, kam aber.

„Willst du es haben?“ fragte er, als sie vor ihm stand.

„Ich bitte.“

„Aber — umsonst bekommst Du es nicht.“

„Was verlangst Du dafür?“

„Einen Kuß.“

„Erst mußt Du mir das Bild in die Hand geben.“

Sie sah dabei allerdings aus, als sei ihr nicht recht zu trauen. Graham gab ihr das Bild und sie — entfloß, ging durch, rasch zu ihrem Vater und flüchtete sich auf dessen Schooß. Graham stand scheinbar sehr zornig auf und folgte. Sie versteckte ihr Gesicht in Homes Weste.

„Papa, Papa, schicke ihn fort!“

„Ich lasse mich nicht abweisen.“

Mit abgewendetem Gesichte streckte sie die Hand aus, um ihn abzuhalten.

„Dann küsse ich die Hand,“ sagte er, aber in demselben Augenblicke wurde die Hand eine Miniaturfaust und gab ihm die Bezahlung in kleiner Münze, die nicht Küsse heißt.

Graham, — der in seiner Art so schlau war wie seine kleine Spielgenossin — zog sich scheinbar völlig geschlagen zurück, warf sich auf ein Sopha und legte den Kopf auf ein Kissen, als leide er gewaltigen Schmerz. Da er still war, lugte Mariechen bald hervor. Er hielt Augen und Gesicht mit den Händen zu. Sie drehete sich auf dem Knie ihres Vaters herum und blickte ihren Gegner lange und ängstlich an. Graham wehklagte.

„Papa, was ist's?“ flüsterte sie.

„Frage ihn selbst, Mariechen.“

„Thut es ihm weh?“ (Graham wimmerte.)

„Es klingt so, als hätte er Schmerz,“ sagte Herr Home.

„Mutter,“ wimmerte Graham, „schicke doch lieber nach dem Doctor. Ach, mein Auge! Mein Auge!“ Wiederum eine Pause, die nur durch Grahams Wehklagen unterbrochen ward. „Wenn ich blind würde!“ fuhr er dann fort.

Das konnte seine Züchtigerin nicht ertragen. Im nächsten Augenblicke stand sie bei ihm. „Zeige mir Dein Auge,“ sagte sie. „Ich wollte das nicht treffen, nur den Mund, und dann glaubte ich auch nicht, daß ich so sehr stark geschlagen.“

Sie erhielt keine Antwort. Ihre Züge begannen sich zu verdunkeln.

„Es thut mir leid, sehr leid,“ begann sie, dann versagte ihr die Stimme, sie schluchzete und weinte.

„Laß es gut sein, Graham, und prüfe das Kind nicht länger,“ sagte Mrs. Bretton.

„Es ist nicht wahr, er verstellt sich, mein Kind,“ fiel Home ein.

Und Graham faßte sie nochmals und hob sie empor; sie strafte ihn nochmals, und während sie seine Löwenlocken zauselte, nannte sie ihn den „häßlichsten, plumpsten, unartigsten, schlechtesten, falschen Menschen.“

Am Morgen der Abreise des Herrn Home hatte er eine Unterredung mit seiner Tochter in einer Fensterrertiefung. Ich hörte einen Theil davon.

„Könnte ich nicht einpacken und mit Dir reisen, Papa?“ sprach sie leise, aber in vollem Ernste.

Er schüttelte den Kopf.

„Würde ich Dir sehr lästig sein?“

„Ja, Mariechen.“

„Weil ich klein bin?“

„Weil Du klein und zart bist. Nur erwachsene starke Leute sollten reisen. Aber steh nicht so traurig aus, mein Kind; es bricht mir das Herz. Papa kommt bald zu seinem Mariechen zurück.“

„Ich bin gewiß nicht traurig, Papa.“

„Mariechen wird dem Papa keinen Schmerz machen wollen, nicht wahr?“

„Nein, nein, nein.“

„Dann muß Mariechen heiter sein; sie darf beim Abschiede nicht weinen und nachher sich nicht grämen. Sie muß an das Wiedersehen denken und sich Mühe geben unterdeß glücklich zu sein. Kann sie das thun?“

„Sie wird es versuchen.“

„Ich glaube es. So lebe wohl. Es ist Zeit, daß ich gehe.“

„Jetzt? Gerade jetzt?“

„Eben jetzt.“

Sie hielt ihm die bebenden Lippen entgegen. Ihr Vater schluchzete, sie nicht, wie ich bemerkte. Nachdem er sie von sich gelassen hatte, reichte er den übrigen Anwesenden

die Hand und ging fort. Als die Hausthür unten sich wieder schloß, sank sie an einem Stuhle auf ihre Knie und rief laut — „Papa!“

Der Ton klang klagend und hielt lange an, als wollte sie sagen: „warum hast Du mich verlassen?“ Einige Minuten lang litt sie, wie ich sah, den höchsten Schmerz. Sie empfand in dieser kurzen Zeit ihres Kinderlebens Gefühle, welche Einige niemals kennen lernen, und es lag in ihrem Wesen, daß sie mehre solche Augenblicke haben würde, wenn sie am Leben blieb. Niemand sprach. Mrs. Bretton vergoß, als Mutter, ein Paar Thränen. Graham, der schrie, schlug die Augen auf und sah nach ihr hin. Ich, Lucy Snowe, war ruhig.

Das kleine Wesen, das so sich selbst überlassen blieb, that für sich, was sonst Niemand thun konnte, — es kämpfte mit einem unerträglichem Gefühle und gewann binnen Kurzem einigermassen die Oberhand. An diesem Tage nahm Pauline von Niemandem Trost an, auch am nächsten nicht; später wurde sie gelassener.

Am dritten Abende, als sie, erschöpft und ruhig, am Boden saß, hob Graham, der eintrat, sie sanft auf, ohne ein Wort zu sagen. Sie sträubte sich nicht, ja sie schmiegte sich, wie müde, in seine Arme. Als er sich setzte, lehnte sie ihr Köpfchen an ihn und nach wenigen Minuten schlief sie. Er trug sie hinauf in ihr Bett. Auch wunderte ich mich nicht, daß am andern Morgen ihre ersten Worte die Frage waren: „wo ist Graham?“

Zufällig kam er nicht zum Frühstück; er hatte noch Arbeiten für die Schule zu beendigen und deshalb seine Mutter ersucht, ihm eine Tasse Thee in sein Stübchen zu schicken. Mariechen erbot sich, sie ihm zu überbringen. Mit etwas mußte sie sich beschäftigen, für Jemanden sorgen. Die Tasse wurde ihr anvertraut, denn sie war zwar ruhelos, aber vorsichtig. Da das Stübchen dem Frühstückszimmer gegenüber lag, so sah ich ihr nach.

„Was thust Du?“ fragte sie ihn und blieb auf der Schwelle stehen.

„Ich schreibe,“ antwortete Graham.

„Warum kommst Du nicht zum Frühstück zu Deiner Mutter?“

„Ich habe zu viel zu thun.“  
 „Willst Du Frühstück haben?“  
 „Ja wohl.“  
 „Da.“

Und sie setzte die Tasse auf den Teppich am Boden wie ein Gefängnißwärter, welcher den Wasserkrug eines Gefangenen durch die Thüre hineinstellt, und ging fort. Im nächsten Augenblicke kehrte sie um.

„Willst Du außer dem Thee etwas — etwas zu essen?“  
 „Etwas Gutes, etwas ganz besonders Gutes. Du bist ein gutes Mädchen.“

Sie kam zu Mrs. Bretton zurück und sagte:

„Schicken Sie doch, ich bitte, Ihrem Sohne etwas Gutes.“  
 „Du sollst es für ihn selbst aussuchen, Mariechen. Was wird mein Sohn bekommen?“

Sie suchte etwas von allem Guten aus und kam bald zurück, um leise einige eingemachte Früchte zu erbitten, die nicht da waren. Sie erhielt das Gewünschte trotzdem, denn Mrs. Bretton schlug dem Paare nichts ab, und wir hörten bald darauf, daß Graham sie bis in den Himmel erhob und ihr versprach, sie, sobald er ein eigenes Haus habe, zu seiner Haushälterin, vielleicht gar — wenn sie Anlage dafür zeige, zu seiner Köchin zu machen. Da sie nicht wieder kam, ging ich nach, um nach ihr zu sehen, und fand sie mit Graham beim Frühstück. Sie stand neben ihm und theilte was er hatte, ausgenommen das eingemachte Obst, von dem sie durchaus nichts annehmen wollte, wahrscheinlich damit es nicht scheine, als habe sie es ebenso in ihrem als seinem Interesse erbeten. So zartes Gefühl und Unterscheidungsvermögen zeigte sie bei jeder Gelegenheit.

Dieses so geschlossene Freundschaftsbündniß wurde auch nicht etwa schnell wieder gelöst, im Gegentheil, Zeit und Umstände schienen es eher fester zu ziehen als zu lockern. So wenig sie beide dem Alter, dem Geschlecht, der Beschäftigung nach zusammenpaßten, hatten sie einander doch immer viel zu sagen. Wie ich bemerkte, trat der kleine Charakter Paulinens nie so recht heraus, außer bei dem jungen Bretton. Nachdem sie im Hause eingewöhnt war, zeigte sie sich ziemlich gehorsam und nachgiebig gegen Mrs. Bretton, aber



sie konnte einen ganzen Tag lang auf einem Stühlchen zu den Füßen dieser Dame sitzen, ihre Aufgabe lernen, oder nähen, oder Zahlen auf einer Schiefertafel schreiben, ohne ein einziges Mal zur Originalität sich zu erheben, oder einen einzigen Strahl der Eigenthümlichkeiten ihres Wesens zu verrathen. Ich hörte endlich auf unter solchen Umständen sie zu beobachten. Sobald aber am Abend Graham klopfte, ging eine Verwandlung mit ihr vor und augenblicklich lief sie an die Treppe. Gewöhnlich empfing sie ihn mit einem Tadel oder einer Drohung.

„Du hast die Stiefeln auf der Decke nicht gehörig abgestrichen. Ich werde es Deiner Mutter sagen.“

„Bist Du da, geschäftige Martha?“

„Ja, . . . aber Du kannst mich nicht erreichen . . . Ich bin viel höher als Du.“ Und dabei sah sie zwischen den Stäben das Treppengeländer hinunter, da sie nicht über dieselben sehen konnte.

„Mariechen.“

„Lieber Junge!“ (So nannte sie ihn bisweilen, wie sie es von seiner Mutter gehört hatte.)

„Ich falle vor Müdigkeit fast um“, erklärte Graham und er lehnte sich hin als sei er ganz und gar erschöpft. „Dr. Digby“ (der erste Lehrer) „hat mich gar zu sehr angestrengt; ich kann nicht mehr. Komm herunter und hilf mir die Bücher die Treppe hinauf tragen.“

„Du belügst mich.“

„Nein, nein, Mariechen, es ist wahr. Ich bin schwach wie eine Fliege, komm herunter.“

„Deine Augen sehen ruhig aus, wie die Augen der Raze, . . . aber Du wirst einen Satz machen . . .“

„Einen Satz? Dazu habe ich die Kräfte nicht. Komm herunter.“

„Vielleicht — komme ich, — wenn Du versprechen willst, mich nicht anzurühren, mich nicht emporzuheben und her=umzudrehen.“

„Ich? Das bin ich heute nicht im Stande“, antwortete er und sank in dem Flur auf einen Stuhl.

„Dann lege die Bücher auf die erste Stufe und gehe drei Schritte davon.“

Als dies geschehen war, ging sie vorsichtig hinunter und wendete die Augen von dem matten Graham nicht ab. Ihre Annäherung gab ihm natürlich mit einem Male neues sprühendes Leben und es kam zum Haschen und Balgen. Bisweilen wurde sie böse, bisweilen ging es glimpflicher ab und wir hörten sie sagen, während sie ihn die Treppe herauf geleitete:

„Nun, lieber Junge, komm und trinke Deinen Thee. Du mußt recht hungrig und durstig sein.“

Komisch war es, wenn man sie beobachtete, während er aß und sie neben ihm saß. In seiner Abwesenheit war sie immer still, bei ihm aber das dienstfertigste und unruhigste kleine Wesen. Oftmals wünschte ich, sie möchte an sich denken und still sitzen, aber nein, — sie vergaß sich ganz und gar in ihm; er konnte nicht aufmerksam genug bedient und versorgt werden und war für sie mehr als der Großsultan. Allmählig schob sie alle Teller vor ihm zusammen und wenn man hätte glauben sollen, es sei alles in seiner Nähe was er möglicher Weise sich wünschen könnte, machte sie doch noch etwas ausfindig und flüsterte Mrs Bretton zu:

„Vielleicht möchte Ihr Sohn ein Stückchen Kuchen haben, von dem süßen, Sie wissen schon . . . dort ist noch etwas davon“ — und sie wies auf den Unrichtetisch. Mrs. Bretton war jedesmal gegen süßen Kuchen zum Thee, die Kleine aber wiederholte doch die Bitte: „ein ganz kleines Stück — nur für ihn — weil er in die Schule geht . . . Mädchen, wie ich und Miß Snowe, brauchen so Gutes nicht, aber ihm würde es schmecken.“

Er schmeckte Graham ganz vortrefflich und er erhielt fast immer etwas. Er würde auch — diese Gerechtigkeit muß ich ihm widerfahren lassen — gern mit ihr getheilt haben, der er es verdankte, aber das nahm sie nie an und wenn er in sie drang, verstimmte er sie für den ganzen Abend. Sie erwartete keinen andern Lohn als neben seinem Knie zu stehen und von ihm allein beachtet zu werden, — an den Kuchen lag ihr wenig.

Mit merkwürdiger Schnelligkeit und Bereitwilligkeit ging sie in Gesprächsgegenstände ein, die ihn interessirten. Man hätte glauben können, das Kind habe gar kein eigenes Leben,

keine eigene Seele, sondern müsse in einem Andern leben und sein. Da ihr Vater ihr entrisen war, schmiegte sie sich an Graham und schien durch dessen Empfindungen zu fühlen, in dessen Sein zu sein. In einem Nu kannte sie die Namen aller seiner Schulcameraden und behielt die Characterschilderung, die er von jedem gab; eine einfache Beschreibung genügte dazu. Sie vergaß keinen und verwechselte nie Einen mit einem Andern. Einen ganzen Abend hindurch konnte sie so mit ihm über Personen sprechen, welche sie nie gesehen hatte. Einige lernte sie sogar nachahmen; ein Unterlehrer z. B., gegen welchen der junge Bretton eine starke Abneigung fühlte, mochte wohl einige Eigenthümlichkeiten haben. Diese faßte sie nach Grahams Darstellung sofort auf und stellte sie vor, was indeß Mrs. Bretton mißbilligte und untersagte.

Selten zankte das Paar mit einander; einmal aber kam es zum Bruche und die Kleine litt schwer dabei.

An seinem Geburtstage sollten einige Freunde Grahams, Knaben seines Alters, zu Tische im Hause seiner Mutter sein. Pauline interessirte sich sehr für die Ankunft dieser Freunde; sie hatte oft von denselben gehört, denn Graham sprach von ihnen am häufigsten. Nach Tische überließ man die jungen Herrchen sich selbst im Speisezimmer, wo sie bald sehr lustig wurden und großen Lärm machten. Als ich zufällig einmal durch den Flur ging, sah ich Paulinen allein auf der untersten Treppenstufe sitzen. Ihre Augen waren unverwandt auf die glänzenden Felder der Speisezimmerthür gerichtet, auf denen sich das Licht der Flurlampe spiegelte, und ihre kleine Stirn hatte sich in nachdenkliche Falten gezogen.

„Was bedenkst Du, Mariechen?“

„Nichts Besonderes; ich wollte nur, die Thür wäre von Glas, — damit ich durchsehen könnte. Die Jungen scheinen so lustig zu sein und ich möchte zu ihnen gehen; ich möchte bei Graham sein und seinen Freunden zusehen.“

„Warum gehst Du nicht hinein?“

„Ich fürchte mich, meinst Du aber, daß ich es versuche? Darf ich anpöcken und bitten, daß sie mich hineinlassen?“

Ich meinte, sie würden sie nicht ungern als Spielgenossen haben und redete ihr also zu.

Sie klopfte an — zu schwach anfangs, als daß sie hätte gehört werden können; nach der Wiederholung des Klopfens aber öffnete sich die Thür und Graham steckte den Kopf heraus. Er schien in der allerbesten Laune zu sein, aber sehr wenig Geduld zu haben.

„Was willst Du, kleiner Affe?“

„Ich will mit zu Dir kommen.“

„Willst Du? Das fehlte mir. Geh zur Mama und Miss Snowe und bitte sie, daß sie Dich zu Bett bringen.“ Der braune Lockenkopf und das geröthete Gesicht verschwand, die Thür wurde zugeschlagen. Sie war wie betäubt.

„Warum spricht er so? Er sagte noch niemals so“, äußerte sie in ihrer Bestürzung. „Was habe ich gethan?“

„Nichts, Mariechen, aber Graham ist mit seinen Schulfreunden beschäftigt.“

„Und sie hat er lieber als mich. Er weist mich fort, da sie bei ihm sind.“

Ich wollte sie trösten und die Gelegenheit benutzen, um ihr einige jener Weisheitslehren beizubringen, deren ich immer einen ansehnlichen Vorrath hatte. Sie unterbrach mich aber, da sie bei den ersten Worten, die ich sagte, sich die Ohren zuhielt und so lang sie war auf die Dielen legte, mit dem Gesicht gegen den Fußboden. Weder Warren noch die Köchin vermochten sie da hinweg zu bringen und so ließ man sie liegen bis sie freiwillig aufstand.

Graham vergaß seinen ungeduldigen Aerger noch denselben Abend und würde sie wie gewöhnlich angesprochen haben, nachdem sich seine Freunde entfernt hatten, aber sie entzog ihm ihre Hand, ihr Auge flammte und sie wollte ihm weder gute Nacht sagen noch ihm in's Gesicht sehen. Am nächsten Tage behandelte er sie mit Gleichgiltigkeit und sie wurde wie ein Stück Marmor. Am zweiten Tage bemühte er sich von ihr zu erfahren, was sie gegen ihn habe, aber ihre Lippen öffneten sich nicht. Natürlich konnte auf seiner Seite kein wirklicher Groll bestehen und so versuchte er sie durch Liebkosen wieder zu besänftigen und zu gewinnen. Warum sie mit ihm böß sei? Was er ihr zu Leid gethan

habe? fragte er. Allmählig antworteten ihm Thränen; er streichelte und klopfte sie und sie versöhnten sich wieder. Aber solche Vorgänge blieben ihr unvergessen und ich bemerkte, daß sie seit dieser Zeit ihn nie wieder aufsuchte, ihm nicht folgte, in keiner Weise sich bestrebte von ihm beachtet zu werden. Einmal hat ich sie ein Buch oder etwas der Art zu Graham zu tragen, als er sich in seinem Stübchen befand.

„Ich werde warten bis er herauskommt“, sagte sie stolz; „ich will ihm nicht die Mühe machen aufzustehen und mir die Thür zu öffnen.“

Der junge Bretton besaß ein Pony, auf dem er oft ritt. Vom Fenster aus sah sie ihn stets fortreiten und zurückkommen und ihr Ehrgeiz ging dahin, in dem Hofe auf dem Pony herumreiten zu dürfen, aber sie konnte sich nicht entschließen, um diese Vergünstigung zu bitten. Eines Tags ging sie hinunter, um ihn absteigen zu sehen. Sie lehnte sich an die Thür und das sehnstüchtige Verlangen nach einem Nicken glänzte in ihrem Auge.

„Komm her, Mariechen . . . Willst Du Dich einmal aufsetzen?“ fragte Graham leichtthin. Ihr Klang es, glaube ich, gar zu leicht hingeworfen.

„Nein, ich danke“, antwortete sie und wendete sich ganz gelassen ab.

„Ich rathe Dir doch dazu,“ fuhr er fort. „Es wird Dir gewiß gefallen.“

„Ich mache mir gar nichts daraus.“

„Das ist nicht wahr. Du hast es der Lucy gesagt, daß Du einmal reiten möchtest.“

„Lucy ist eine Blappertasche,“ hörte ich sie antworten und darauf kehrte sie in das Haus zurück. Als Graham in das Zimmer kam, sagte er zu seiner Mutter:

„Mama, ich glaube, die Kleine ist ein Wechselbalg; sie ist eine wahre Curiositätenammlung, aber ohne sie wäre es langweilig hier und sie unterhält mich weit mehr als Du und Lucy.“

„Miß Snowe,“ sagte Pauline zu mir als sie sich gewöhnt hatte, gelegentlich mit mir zu plaudern, wenn wir Abends allein in unserm Schlafzimmer waren, „weißt Du, an welchem Tage in der Woche mir Graham am besten gefällt?“

„Wie kann ich etwas so Seltsames wissen? Ist er an einem Tage von den sieben anders als an den übrigen sechs?“

„Gewiß. Siehst Du das nicht auch? Weißt Du es nicht? Mir gefällt er Sonntags am besten; da haben wir ihn den ganzen Tag, er ist so ruhig und Abends so freundlich!“

Diese Bemerkung war nicht ganz ungegründet. Der Besuch der Kirche u. s. w. erhielt Graham ruhig und den Abend widmete er meist einem heitern, wenn auch etwas trüben Genuß am Kamine. Er nahm Platz auf dem Sopha und rief dann Mariechen.

Graham war nicht ganz wie Knaben in seinem Alter meist stnd; er fand nicht seine einzige Freude im Thätigsein; bisweilen versank er in Gedanken; auch las er gern und zwar nicht ganz ohne Wahl; er zeigte darin einen Schimmer von charakteristischer Vorliebe und selbst von instinctmäßigem Geschmacke. Allerdings machte er selten Bemerkungen über das was er las; aber ich sah ihn über das Gelesene nachdenken.

War Mariechen in seiner Nähe, kniete sie auf einem kleinen Kissen auf dem Teppiche, so entstand wohl ein Gespräch, das leise, wenn auch nicht ganz unhörbar geführt wurde. Ich vernahm bisweilen einige Bruchstücke von dem Inhalte und ein besserer Einfluß als der allgewöhnliche schien dann Graham zu einer nicht unfreundlichen Stimmung zu bringen.

„Hast Du diese Woche Lieder auswendig gelernt, Mariechen?“

„Ein sehr hübsches von vier Versen. Soll ich Dir es sagen?“

„Sprich aber deutlich und übereile Dich nicht.“

Hatte sie das Lied hergesagt oder vielmehr halb gesungen, so tabelte Graham dieses und jenes und unterrichtete sie, wie sie es besser zu machen habe. Sie begriff schnell und verstand nachzuahmen; da ihr Vergnügen überdies dar-

in bestand, Graham Vergnügen zu machen, so war sie eine eifrige Schülerin. Dem Liede folgte Lesen — vielleicht eines Kapitels in der Bibel. Dabei war selten eine Verbesserung nöthig, denn das Kind konnte ein einfach erzählendes Kapitel recht gut lesen und wenn der Gegenstand von der Art waren, daß sie ihn verstehen und sich dafür interessiren konnte, las sie sogar mit bemerkenswerthem Ausdrucke. Ihre Lieblingsstellen waren die Geschichte von Joseph, wie er in die Grube geworfen wird, Daniel in der Löwengrube u. s. w. Das Pathos der erstern namentlich schien sie vollkommen zu fühlen.

„Der arme Jakob!“ sagte sie bisweilen und ihre Lippen zitterten. „Wie er seinen Sohn Joseph lieb hatte! So sehr,“ setzte sie einmal hinzu, „so sehr, Graham, wie ich Dich lieb habe. Wenn Du sterben solltest“ (sie schlug das Buch wieder auf, suchte den Vers und las) „würde ich mich nicht trösten lassen und mit Trauer in die Grube fahren.“

Bei diesen Worten umschlang sie Graham mit ihren Armen und zog seinen Kopf mit dem langen Haar an sich. Es fiel mir dies als sehr übereilt auf und machte in mir den Eindruck, den man haben mag, wenn man ein durch Kunst halbgezühtes, von Natur gefährliches Thier zu unvorsichtig liebkosten sieht. Ich fürchtete keineswegs, daß Graham sie verletzen oder rauh zurückweisen würde; ich glaubte nur, sie könne eine ungeduldige Abweisung erfahren, die bei ihr fast schlimmer als ein Schlag sein mußte. Er ließ sich indeß solche Aeußerungen einfach gefallen; bisweilen lächelte sogar eine wohlgefällige Verwunderung über ihre eifrige Zuneigung nicht unfreundlich in seinen Augen. Einmal sagte er:

„Du hast mich fast so lieb, als wenn Du mein Schwesterchen wärest, Mariechen.“

„Ach ja, ich habe Dich lieb,“ antwortete sie, „ich habe Dich sehr lieb.“

Die Freude an dieser Charakterbeobachtung blieb mir nicht lange. Sie war kaum zwei Monate in Bretton gewesen, als ein Brief von Herrn Home kam, welcher meldete, er habe sich unter seinen mütterlichen Verwandten auf dem Fest-

lande niedergelassen, England sei ihm gänzlich verleidet und er werde vielleicht Jahre lang fern bleiben; deshalb wünsche er, daß seine kleine Tochter sogleich zu ihm komme.

„Wie sie diese Nachricht wohl aufnehmen wird?“ sagte Mrs. Bretton, nachdem sie den Brief gelesen hatte. Ich war auch neugierig und übernahm es, sie ihr mitzutheilen.

Ich ging also in das beste Zimmer — in dessen stillem geschmücktem Raume sie sehr gern allein war und recht wohl auch allein gelassen werden konnte, da sie nichts angriff oder vielmehr nichts beschmutzte oder verdarb was sie angriff. — Sie saß da wie eine kleine Odaliske auf einem Divan, von den herabhängenden Gardinen des nahen Fensters halb verhüllt. Sie schien glücklich zu sein und hatte alles, was sie zur Beschäftigung brauchte, bei sich: das weiße Arbeitskästchen von Holz, ein Paar Streifen Muslin und ein Paar Bandstückchen, die sie sich gesammelt hatte, um sie zu Putzsachen für ihre Puppe zu verarbeiten. Diese Puppe lag mit Nachtmütze und Nachtkleid in dem Bettchen; sie wiegte sie in den Schlaf und sah aus, als glaube sie fest daran, daß sie schlafen könne; gleichzeitig aber beschäftigten sich ihre Augen mit einem Bilderbuche, das aufgeschlagen auf ihrem Schooße lag.

„Miß Snowe,“ sagte sie halblaut, „das ist ein wunderbares Buch. Tandag“ (die Puppe, die von Graham so getauft war und „ihrer Farbe wegen“ ein ziemlich äthiopisches Aussehen hatte) „schläft,“ un und ich kann Dir erzählen, aber wir dürfen nicht laut sprechen, damit wir sie nicht wecken. Graham hat mir das Buch gegeben. Es erzählt von Ländern, die weit, weit von England liegen und die kein Reisen der erreichen kann, ohne Tausende von Meilen über das Meer zu fahren. Wilde Menschen leben in diesen Ländern, Miß Snowe, und sie haben ganz andere Kleider als wir, manche haben auch gar keine Kleider, um nicht zu schwitzen, weißt Du, denn bei ihnen ist es sehr warm. Hier ist ein Bild von Tausenden, die in einer Wüste zusammengekommen sind — in einer Ebene, die mit Sand bestreut ist — und sie stehen um einen schwarzgekleideten Mann herum, einen guten, guten Engländer, einen Missionär, der ihnen unter einem Palmbaume prediget.“ (Sie zeigte ein kleines colorirtes Bild.) „Und da sind noch wunderba-



rere Bilder als das. Hier ist die große chinesische Mauer und da eine chinesische Frau, die einen kleineren Fuß hat als ich. Hier ist ein wildes Pferd aus der Tartarei und hier — das allermerkwürdigste — ein Land von Eis und Schnee, ohne grüne Felder, Wälder oder Gärten. In diesem Lande hat man Mamuthknochen gefunden; jetzt giebt's aber keine Mamuths mehr. Du weißt es nicht, was das war, ich kann Dir's aber sagen, weil Graham mir's gesagt hat: — ein großes mächtiges Thier, so hoch wie die Stube da und so lang wie der Flur unten, aber gar nicht wild und nicht fleischfressend, meint Graham. Er glaubt, wenn ich einem in einem Walde begegnete, würde es mich nicht todt machen, ich müßte ihm denn gerade in den Weg treten; da würde es mich in das Gebüsch niedertreten, wie ich vielleicht ein Graspfad auf einer Wiese niedertrete, ohne daß ich es wüßte."

So plauderte sie weiter.

„Mariechen,“ unterbrach ich sie, „würdest Du gern reisen?“

„Jetzt noch nicht,“ lautete ihre fluge Antwort, „aber nach zwanzig Jahren vielleicht, wenn ich erwachsen bin, so groß wie Mrs. Bretton, kann ich mit Graham reisen. Wir wollen nach der Schweiz gehen und auf den Mont Blanc steigen; einmal fahren wir auch nach Südamerica und gehen hinauf auf den Kim... Kim Borazo.“

„Würdest Du nicht auch gern reisen, wenn Dein Vater bei Dir wäre?“

Ihre Antwort — die sie erst nach einer Pause gab — verrieth einen jener unerwarteten ihr eigenthümlichen Temperamentswechsel.

„Was nützt solch albernes Reden?“ sagte sie. „Warum erwähnst Du Papa? Was geht Dich Papa an? Ich fing eben an glücklich zu sein und nicht mehr gar zu viel an ihn zu denken, — und nun wird alles wieder vorbei sein.“

Ihre Lippe zitterte, und ich beeilte mich ihr die Ankunft des Briefes und den Wunsch ihres Vaters zu melden, daß sie mit ihrer Wärterin sogleich zu ihm kommen solle.

„Freust Du Dich nun, Mariechen?“ setzte ich hinzu.

Sie antwortete nicht, ließ ihr Buch fallen und hörte auf die Puppe zu wiegen. Ernst sah sie mich an.

„Gehst Du nicht gern zu Deinem Vater?“

„Gewiß,“ antwortete sie endlich in dem schneidenden Tone, in welchem sie gewöhnlich mit mir sprach und der sich ganz von jenem unterschied, den sie Mrs. Bretton gegenüber brauchte, und der wiederum ein anderer war als der, welcher Graham galt. Ich wünschte mehr von ihren Gedanken zu erfahren, aber — sie mochte nicht weiter sprechen. Sie eilte zu Mrs. Bretton, fragte sie und empfing die Bestätigung meiner Nachricht. Die Schwere und Wichtigkeit derselben erhielt sie den ganzen Tag über vollkommen ernst. Abends, als man Grahams Ankunft unten hörte, war sie neben mir. Sie fing an ein Band um meinen Hals zu ordnen, nahm den Kamm aus meinem Haar und steckte ihn wieder ein. Bei dieser Beschäftigung traf sie Graham.

„Sag ihm,“ flüsterte sie mir zu, „daß ich fortgehe.“

Während des Theetrinkens machte ich die gewünschte Mittheilung. Graham hatte damals, wie es schien, alle seine Gedanken auf eine Schulprämie gerichtet, um die er sich bewarb. Die Neuigkeit mußte ihm zweimal gesagt werden, ehe er darauf achtete, und selbst dann verweilte er nur ganz flüchtig dabei.

„Mariechen geht fort? Wie Schade! Das liebe Mäuschen! Ich werde sie recht ungern verlieren. Mama, sie muß wieder zu uns kommen.“

Er trank hastig seinen Thee, nahm ein Licht und ein Lischchen für sich und seine Bücher allein in Beschlag und war bald ganz mit seiner Arbeit beschäftigt.

„Mäuschen“ schlich zu ihm und legte sich zu seinen Füßen auf den Teppich, mit dem Gesicht an den Boden; stumm und bewegungslos blieb sie in dieser Stellung bis zur Schlafenszeit. Einmal sah ich, wie Graham — der von ihrer Nähe nichts ahnte — mit seinem ruhelosen Fuße sie stieß. Sie rückte ein Paar Zolle weiter. Eine Minute darauf kam eine kleine Hand unter dem Gesicht langsam hervor, auf die sie gedrückt worden war, und streichelte sanft den achtlosen Fuß. Als ihre Wärterin sie rief, stand sie gehorsam auf und ging fort, nachdem sie uns allen traurig gute Nacht gewünscht hatte.

Ich will nicht sagen, daß ich mich eine Stunde darauf

fürchtete zu Bett zu gehen, aber ich ging mit der besorgnisvollen Ahnung, ich würde das Kind nicht in ruhigem Schlafe finden. Und mein Vorgefühl erwies sich nur zu wohl begründet, als ich sie kalt und wach, wie einen weißen Vogel, außen auf ihrem Bett sitzen sah. Ich wußte kaum, wie ich sie anreden sollte, denn sie ließ sich nicht wie ein anderes Kind behandeln. Sie redete mich indes selbst an. Als ich die Thür zumachte und das Licht auf den Tisch stellte, wendete sie sich mit den Worten an mich:

„Ich kann nicht schlafen, ich kann nicht, und so, so kann ich auch nicht leben.“

Ich fragte, was ihr fehle.

„D, mir ist sehr, sehr unwohl,“ sagte sie in kläglichem Tone.

„Soll ich Mrs. Bretton rufen?“

„Das ist ganz und gar verkehrt,“ lautete ihre ungeduldige Antwort, und ich wußte auch recht wohl, daß sie wie ein Mäuschen in's Bett gekrochen sein würde, hätte sie Mrs. Bretton kommen hören. Während sie sich in meiner Gegenwart ihren Seltsamkeiten rücksichtslos überließ, gestattete sie meiner Pathe niemals auch nur den geringsten Einblick in ihr Inneres; gegen diese war sie nur ein gehorsames, etwas wunderliches kleines Mädchen. Ich betrachtete sie aufmerksam; ihr Gesicht war hochgeröthet, ihr weit aufgerissenes Auge trüb, glühend und schmerzlich unruhig. Sie durste offenbar in diesem Zustande nicht die Nacht über gelassen werden. Ich errieth, wie die Sache stand.

„Würdest Du Graham nicht gern noch einmal gute Nacht sagen?“ fragte ich. „Er ist noch nicht in sein Zimmer gegangen.“

Sie streckte sogleich die Arme aus. Ich schlug einen Shawl um sie und trug sie noch einmal in das Zimmer. Graham kam eben heraus.

„Sie kann nicht schlafen, ohne Dich noch einmal zu sehen und mit Dir zu sprechen,“ sagte ich. „Der Gedanke Dich zu verlassen, beunruhiget sie.“

„Ich habe sie verwöhnt,“ antwortete er, indem er sie gutmüthig von mir nahm und ihr kleines heißes Gesicht, ihre brennenden Lippen küßte. „Mariechen, ich liege Dir jetzt mehr am Herzen als Dein Papa.“

„Ja, aber ich liege Dir nicht am Herzen,“ flüsterte sie. Er gab ihr die Versicherung vom Gegentheil, küßte sie nochmals, und ich trug sie dann wieder fort, freilich nicht beruhiget.

Als ich glaubte, sie könnte auf mich hören, sagte ich:

„Pauline, Du solltest Dich darum nicht grämen, daß Du mehr an Graham denkst als er an Dich. Es muß so sein.“

Ihre Augen fragten warum.

„Weil er ein Knabe ist und Du ein Mädchen bist; er ist sechszehn Jahre alt, Du erst sechs; er ist kräftig und lustig, Du bist anders.“

„Aber ich habe ihn so lieb; er sollte mich ein wenig lieb haben.“

„Das hat er auch. Er hat Dich sehr lieb. Du bist sein Liebling.“

„Bin ich Grahams Liebling?“

„Ja, mehr als irgend ein Kind, so viel ich weiß.“

Diese Versicherung beruhigte sie und sie lächelte.

„Aber,“ fuhr ich fort, „gräme Dich nicht und erwarte nicht zu viel von ihm, sonst wirst Du ihm lästig und Alles ist vorbei.“

„Alles vorbei?“ wiederholte sie sanft. „Ich werde gut sein; ich will versuchen, gut zu sein, Luch.“

Ich brachte sie in ihr Bett.

„Wird er mir diesmal verzeihen?“ fragte sie, während ich mich auskleidete. Ich gab ihr die Zusicherung, auch daß er noch keineswegs sich von ihr abgewendet habe, und daß sie nur in Zukunft vorständig sein solle.

„Eine Zukunft giebt es nicht,“ antwortete sie. „Ich reise fort. Werde ich ihn jemals . . jemals wiedersehen, wenn ich England verlasse?“

Ich gab ihr eine beruhigende, aufmunternde Antwort. Als das Licht ausgelöscht war, verging eine halbe Stunde still. Ich glaubte, sie schlafe, als die kleine weiße Gestalt nochmals in dem Bett sich aufrichtete und die kleine Stimme fragte:

„Gefällt Dir Graham, Luch?“

„Ob er mir gefällt? Ja, etwas, ein wenig.“

„Nur wenig? Hast Du ihn nicht so lieb als ich?“

„Das glaube ich nicht. Nein. Nicht so wie Du.“

„Hast Du ihn sehr lieb?“

„Ich sagte Dir schon, wenig. Warum sollte ich ihn auch sehr lieb haben, er hat ja eine Menge Fehler.“

„Hat er?“

„Alle Knaben haben viele Fehler.“

„Mehr als Mädchen?“

„Höchst wahrscheinlich. Kluge Leute sagen, es sei thöricht irgend Jemand für vollkommen zu halten, und man solle gegen Jedermann freundlich sein, aber Niemand zu hoch halten.“

„Bist Du auch klug?“

„Ich versuche es zu werden. . . Schlafe nun.“

„Ich kann nicht schlafen. Fühlst Du keinen Schmerz hier“ (und sie legte die Elfenhand auf die Elfenbrust), „wenn Du daran denkst, Du solltest Graham verlassen? Deine Heimath ist ja auch nicht hier.“

„Marieschen,“ antwortete ich, „Du solltest nicht so viel Schmerz fühlen, da Du ja bald zu Deinem Vater kommen wirst. Hast Du ihn vergessen? Wünschest Du nicht mehr bei ihm zu sein?“

Eine Todtenstille folgte dieser Frage.

„Lege Dich nun nieder, Kind, und schlafe,“ sagte ich drängend.

„Mein Bett ist kalt,“ antwortete sie. „Ich kann es nicht erwärmen.“

Ich sah, daß die Kleine zitterte. „Komm zu mir,“ sagte ich, und ich wünschte, daß sie es thun möchte, ohne daß ich es hoffte, denn sie war ein gar seltsam launenhaftes kleines Ding, besonders gegen mich. Sie kam indeß sogleich und schlüpfte wie ein kleiner Geist über den Teppich. Ich nahm sie in mein Bett. Sie war kalt, und ich wärmte sie in meinen Armen. Sie zitterte und ich besänftigte sie. So schlief sie endlich ein.

„Ein eigenthümliches Kind!“ dachte ich, als ich ihr schlafendes Gesicht im Mondenlichte betrachtete und sanft und vorsichtig ihre Augenlider und nassen Wangen mit meinem Taschentuche abwischte. „Wie wird sie durch die Welt kommen und mit dem Leben ringen? Wie wird sie die Schläge und Stöße, die Demüthigungen und Zurückweisungen ertragen, die alle Sterblichen erwarten, wie die Bücher sagen und mein Verstand zustimmt?“

Am nächsten Tage reisete sie ab. Sie zitterte wie Espenlaub, als sie Abschied nahm, beherrschte sich aber.

## Viertes Kapitel.

### Niß Marchmont.

Als ich Bretton verließ, was ich einige Wochen nach Paulinens Abreise that, — und als ich nicht im entferntesten daran dachte, ich werde es nie wieder besuchen, seine ruhigen alten Straßen nimmer wieder betreten — begab ich mich nach Hause nach einer Abwesenheit von einem halben Jahre. Man wird vermuthen, daß ich mich gefreut, wieder zu meinen Verwandten zurückzukehren. Nun, — diese freundliche Vermuthung schadet Niemandem, und es braucht ihr also nicht widersprochen zu werden. Weit entfernt, nein zu sagen, erlaube ich dem Leser sogar, daß er sich mich in den nächsten acht Jahren als ein Boot denke, das in heiterem klaren Wetter in einem spiegelglatten Hafen liegt, während der Steuermann sich auf dem kleinen Deck ausgestreckt hat, das Gesicht dem Himmel zugewendet, die Augen geschlossen, vielleicht in ein langes Gebet versunken. Von sehr vielen Frauen und Mädchen glaubt man, sie verbrächten ihr Leben ungefähr in solcher Weise; warum ich nicht auch?

Man denke sich mich also müßig, voll, glücklich, auf weichen Kissen auf dem Deck ausgestreckt, von stetem Sonnenschein gewärmt, von träg-sanften Lüftchen gewiegt. Verheimlichen läßt sich aber nicht, daß ich in diesem Falle muß über Bord gefallen oder endlich gescheitert sein. Ich erinnere mich zu gut einer Zeit — einer langen Zeit — von Kälte, Gefahr und Kampf. Heutigen Tages noch in schweren Träumen wiederholt sich das Gurgeln und der salzige Geschmack von Seewasser in meiner Kehle und sein eiskalter Druck auf meine Lungen. Ich weiß sogar, daß Sturm war, Sturm, der nicht bloß eine Stunde oder einen Tag dauerte. Viele Tage und Nächte zeigten sich weder Sterne noch die Sonne; wir warfen eigenhändig Alles aus dem Fahrzeuge hinaus;

ein schweres Gewitter hing über uns und jede Hoffnung auf Rettung wich von uns. Endlich ging das Schiff unter und die Mannschaft kam um.

So weit meine Erinnerung reicht, klagte ich gegen Niemand über diese Noth. Gegen wen hätte ich auch klagen sollen? Mrs. Bretton hatte ich lange aus dem Gesicht verloren. Hindernisse, welche Andre geschaffen, hatten sich vor Jahren zwischen uns gelegt und uns getrennt. Die Zeit hatte übrigens auch ihr Veränderungen gebracht: das hübsche Vermögen, das sie für ihren Sohn zu verwalten hatte und das zum großen Theile in einem Compagnieunternehmen angelegt war, sollte, wie man sagt, bis auf einen kleinen Theil seines ursprünglichen Betrags zusammengesmolzen sein. Graham hatte, wie ich zufällig hörte, einen Beruf gewählt, mit seiner Mutter Bretton verlassen und sollte nun in London sein. So blieb mir keine Aussicht mich auf Andre zu verlassen; ich konnte nur auf mich selbst blicken. Ich weiß nicht, daß ich besonderes Selbstvertrauen und Thätigkeit besessen hätte, aber die Umstände zwangen mir Selbstvertrauen und Thätigkeit auf, wie vielen Andern, und als Miß Marchmont, eine unverheirathete Dame in der Nachbarschaft, nach mir sandte, gehorchte ich der Aufforderung in der Hoffnung, daß sie mir eine Beschäftigung übertragen werde.

Miß Marchmont hatte Vermögen und bewohnte ein hübsches Haus, aber sie war an Händen und Füßen gelähmt und war es seit zwanzig Jahren gewesen. Stets befand sie sich im ersten Stock ihres Hauses, wo ihr Schlafzimmer neben dem Wohnzimmer angebracht war. Ich hatte oft schon von Miß Marchmont und ihren Eigenthümlichkeiten gehört (sie war sehr excentrisch), niemals aber sie gesehen. Ich fand in ihr ein runzeliges, grauhaariges Weib, ernst in Folge von Einsamkeit, streng von langem Leid, auch reizbar und vielleicht anspruchsvoll. Eine Magd oder vielmehr eine Gesellschafterin, welche einige Jahre lang bei ihr gewesen, schien sich zu verheirathen und da sie von meinem Verlassensein in der Welt gehört hatte, schickte sie nach mir in der Meinung, daß ich die Stelle der Abgehenden einnehmen könnte. Sie machte mir auch nach dem Thee den Antrag, während wir Beide am Kamine saßen.

„Ein bequemes Leben wird es nicht sein“, sagte sie aufrichtig, „denn ich verlange viel Pflege und Sie werden sehr eingezogen leben müssen; dennoch ist's vielleicht erträglich gegen die Existenz, die Sie bisher gehabt haben.“

Ich überlegte. Ertäglich sollte die Stellung sein, dachte ich bei mir, aber vielleicht war sie es doch nicht. Hier, in diesem dumpfen Zimmer zu sein, die Pflegerin einer Kranken, bisweilen vielleicht die Zielscheibe übler Laune, meine ganze noch übrige Jugendzeit hindurch, während die vergangene nicht glücklich gewesen, um es auf's Glimpflichste auszudrücken! Der Muth sank mir einen Augenblick, aber er richtete sich wieder auf, denn obgleich ich mich zwang, wirkliche Uebel zu ertragen, war ich doch, glaube ich, zu profaisch, um die Uebel zu idealisiren und folglich zu überreiben.

„Ich weiß nur nicht, ob ich die Kraft für das Unternehmen haben werde“, bemerkte ich.

„Das ist auch meine Bedenklichkeit“, antwortete sie, „denn Sie sehen angegriffen und ermattet aus.“

Das war so. Ich sah mich selbst in dem Spiegel in meinem Traueranzuge, — eine bleiche hohläugige Gestalt. Daran dachte ich indes wenig. Bisher hatte wohl nur das Außere gelitten und an der Quelle des Lebens fühlte ich noch Leben.

„Was haben Sie sonst in Aussicht? Irgend etwas?“

„Noch nichts Bestimmtes; aber es kann sich etwas finden.“

„Das bilden Sie sich ein; vielleicht haben Sie auch Recht. So versuchen Sie es denn in Ihrer Weise und wenn es nicht gelingt, so kommen Sie wieder zu mir. Ich werde Ihnen die Stellung hier drei Monate offen halten.“

Das war freundlich; ich sagte es ihr und dankte ihr dafür. Während ich sprach, stellte sich ein Schmerzanschlag ein. Ich bemühte mich um sie, that das Nöthige, nach ihrer Weisung und als sie wieder Linderung fühlte, war bereits eine gewisse Vertraulichkeit zwischen uns eingetreten. Ich für meinen Theil hatte an der Art erkannt, wie sie diesen Anfall ertrug, daß sie fest und ungeduldig sei (geduldig unter körperlichem Schmerz, obgleich vielleicht bisweilen reizbar unter



langem Seelenkrebs); sie überzeugte sich an der Bereitwilligkeit, mit der ich ihr beistand, daß sie meine Theilnahme erregen könnte. Am andern Tage schickte sie wieder zu mir und so verlangte sie fünf oder sechs Tage hinter einander meine Gesellschaft. Die genauere Bekanntschaft, welche Fehler und Excentricitäten entwickelte, öffnete gleichzeitig einen Einblick in einen Charakter, den ich achten konnte. Obwohl sie ernst und bisweilen selbst mürrisch war, konnte ich doch neben ihr mit der Ruhe sitzen, welche uns stets wohlthut, wenn wir fühlen, daß unser Wesen und unsere Gegenwart den Personen, denen wir dienen, zusagen. Selbst wenn sie mich schalt — was sie hier und da ziemlich scharf that — geschah es in einer Art, die nicht herabwürdigte, die keinen Stachel zurückließ; sie war mehr wie eine zornige Mutter, welche ihre Tochter tadelte, als eine rauhe Herrin, welche eine Untergebene schilt, obgleich sie heftig genug werden konnte. Ueberdies zog sich etwas Verständiges selbst durch ihre Leidenschaft; sie blieb selbst im Zorne logisch. Binnen Kurzem stellte mir eine wachsende Anhänglichkeit den Gedanken als Gesellschafterin bei ihr zu bleiben in einem ganz neuen Lichte dar und in der zweiten Woche hatte ich meine Einwilligung gegeben zu bleiben.

Zwei warme dumpfe Zimmer wurden so meine Welt und eine gelähmte Alte meine Gebieterin, meine Freundin, mein Alles. Ihr Dienst war meine Pflicht, — ihr Schmerz mein Leiden, — ihre Linderung meine Hoffnung, — ihr Zorn meine Strafe, — ihre Achtung mein Lohn. Ich vergaß, daß es Felder, Wälder, Flüsse, Seen und einen immerwechselnden Himmel draußen vor dem Gitter dieses Krankenzimmers gab und ich war fast glücklich in diesem Vergessen. Alles in mir zog sich meiner Stellung gemäß in engere Grenzen zusammen. Ich war still und schüchtern aus Gewohnheit, durch das Schicksal geschult und verlangte nicht nach Spaziergängen in der freien Luft; mein Appetit bedurfte nicht mehr als die winzigen Gerichte für die Kranke. Dafür gab sie mir Gelegenheit ihren originellen Charakter zu beobachten; die Ausdauer ihrer Tugenden, ja die Gewalt ihrer Leidenschaften zu bewundern und die Wahrheit ihrer Gefühle, der ich trauen konnte. Alles dies besaß sie und deshalb hing ich an ihr.

Um dieser Dinge willen würde ich zwanzig Jahre lang mit ihr fortgekrochen sein, wenn ihr Leidensleben noch zwanzig Jahre lang gewährt hätte. Aber es stand im Buche des Schicksals anders geschrieben. Ich sollte, schien es, zur Thätigkeit getrieben, zur Energie gestachelt, gestochen, gezwungen werden. Mein kleiner Bissen Menschenliebe, den ich so hoch hielt als wäre es eine Perle, mußte mir in den Fingern zerschmelzen und verschwinden wie ein zerfließendes Hagelkorn. Keine kleine Pflicht mußte meinem leicht befriedigten Gewissen entrisen werden. Ich hatte mit dem Schicksal ein Abkommen treffen wollen, nach dem ich mich einem ganzen Leben voll Entbehrung und kleiner Leiden unterwarf, um gelegentlichen großen Schmerzen zu entgehen. Das Schicksal aber wollte sich in solcher Weise nicht besänftigen lassen und die Vorsehung diese scheue Trägheit und feige Nachlässigkeit nicht anerkennen.

In einer Februarnacht — ich erinnere mich noch sehr deutlich — kam eine Stimme an das Haus der Miß Marchmont, die Jedermann hörte, aber vielleicht nur von einer Person recht gedeutet wurde. Nach einem ruhigen Winter führten Stürme den Frühling ein. Ich hatte Miß Marchmont zu Bett gebracht und saß nähend am Kamine. Der Wind heulte an den Fenstern; er hatte den ganzen Tag über geheult, aber als die Finsterniß kam, nahm er einen andern Ton an, einen scharfen, durchdringenden, dem Ohre fast verständlichen Ton; aus jedem Stöße sprach eine frostlose jammernde Klage.

„Still! Still!“ sagte ich in meinem gestörten Gemüthe, während ich die Arbeit sinken ließ und mich vergebens bemühte, meine Ohren vor dem feinen durchdringenden Tone zu verschließen. Ich hatte genau dieselbe Stimme schon früher gehört und nothgedrungene Beobachtung mir eine Theorie über ihre Bedeutung aufgenöthiget. Dreimal im Verlaufe meines Lebens hatten mich Ereignisse belehrt, daß jene seltsamen Töne in dem Sturme — dieser ruhe- und hoffnungslose Ruf — einen für das Leben ungünstigen Zustand der Luft anzeigen. Epidemische Krankheiten, so glaubte ich, würden oftmals durch einen keuchenden, seufzenden, ängstlichen, in langgezogenen Tönen klagenden Ostwind ange-

kündiget. Daher, schloß ich, schrieb sich die Sage von der Banahoe. Ich bildete mir auch ein beobachtet zu haben — war aber nicht kenntnißreich genug um zu wissen, ob ein Zusammenhang zwischen den Umständen stattfand — daß wir oftmals gleichzeitig von gestörter vulkanischer Thätigkeit in fernen Welttheilen hören, von plötzlichem Uebertreten mancher Flüsse über ihre Ufer und von räthselhaften Hochfluthen, die ungestüm über niedrige Meeresküsten brechen.

„Unsere Erde,“ hatte ich zu mir selbst gesagt, „erscheint in solchen Zeiten krank und schmerzzerrissen; die Schwachen unter uns welken in ihrem kranken Athem, der heiß aus dampfenden Vulkanen strömt.“

Ich horchte und zitterte. Miß Marchmont schlief.

Um Mitternacht sank der Sturm in einer halben Stunde bis zur völligen Windstille. Das Feuer, das matt gebrannt hatte, glühete lebhaft auf. Ich fühlte, daß die Luft sich veränderte und kühl wurde, hob das Rouleau, blickte hinaus und sah an den Sternen das helle Flimmern starken Frostes.

Als ich mich wieder umkehrte, erblickten meine Augen Miß Marchmont, die wach war, den Kopf von dem Kissen emporhob und mich mit ungewöhnlichem Ernste ansah.

„Ist es ein schöner Abend?“ fragte sie.

Ich bejahete das.

„Ich dachte mir es,“ fuhr sie fort, „denn ich fühle mich so kräftig, so wohl. Richten Sie mich auf. Ich fühle mich jugendlich heute,“ sprach sie wieder, „jugendlich, leichtem Sinnes und glücklich. Wenn meine Leiden eine Wendung nähmen und ich wieder gesund würde? Es wäre ein Wunder.“

„Und unsere Zeit ist keine Zeit der Wunder,“ dachte ich bei mir, und ich wunderte mich sie also sprechen zu hören. Sie leitete das Gespräch auf die Vergangenheit und schien die Erinnerung an ihre Vorgänge, Auftritte und Personen mit lebendiger Frische in sich aufzurufen.

„Ich liebe heute die Erinnerung,“ sagte sie, „ich schätze sie als meine beste Freundin. Sie gewährt mir eben hohe Freude: sie bringt meinem Herzen in warmem, schönem Leben Wirklichkeit zurück — nicht leere Ideen —, was einst Wirklichkeit war, und nun, meiner Meinung nach, längst zerfallen, aufgelöst, mit Grabeserde vermischt. Ich besitze jetzt die

Stunden, die Gedanken, die Hoffnung meiner Jugend. Ich wiederhole und erneuere die Liebe meines Lebens, — seine einzige Liebe, fast seine einzige Neigung, denn ich bin kein besonders gutes Weib, ich bin nicht liebevoll. Dennoch habe ich meine starken, gewaltigen Gefühle gehabt und diese Gefühle hatten ihren Gegenstand, welcher mir in seinem einzelner Selbst theuer war, wie es den meisten Frauen und Männern die ungezählten Punkte sind, auf welche sie ihre Blicke zerstreuen und verschwenden. Welches Leben genoss ich, als ich liebte und geliebt wurde! An welches herrliche Jahr kann ich zurückdenken und wie glänzend stellt es sich mir wieder dar! Welcher lebensvolle Frühling, — welcher warme, heitere Sommer, — welcher weicher Mondschein, der die Herbstabende mit Silberglanz umgab, — welche Hoffnungskraft unter den vom Eise gebundenen Wassern und den bereisten Feldern des Winters jenes Jahres! Dieses ganze Jahr hindurch lebte mein Herz mit Franks Herzen. Ach, mein edler Frank, — mein getreuer Frank, — mein guter Frank — um so vieles besser als ich, sein Werth in allen Dingen um so viel höher! So kann ich es jetzt sehen und sagen; — wenn wenige Frauen gelitten haben gleich mir in seinem Verluste, haben auch wenige genossen gleich mir in seiner Liebe. Es war eine weit bessere Liebe als die gewöhnliche; ich kannte keinen Zweifel an ihr oder an ihm; es war etne Liebe, welche die, der sie gegeben wurde, nicht minder ehrte, schützte und erhob als erfreute. Lassen Sie mich jetzt, da mein Geist so ungewöhnlich hell ist, fragen und nachdenken, warum sie von mir genommen wurde, um welcher Schuld willen ich nach einem Jahre von Glück zu dreißig Jahren Gram und Kummer verurtheilt wurde.“

„Ich weiß es nicht,“ fuhr sie nach einer Pause fort; „ich kann, ich kann den Grund nicht sehen, aber aufrichtig kann ich jetzt sagen, was ich niemals vorher zu sagen versuchte — unerforschlicher Gott, Dein Wille geschehe! Und in diesem Augenblicke kann ich glauben, daß der Tod mich Frank wiedergeben kann. Das glaubte ich bis jetzt nicht.“

„So ist er todt?“ fragte ich leise.

„Mein liebes Kind,“ antwortete sie, „an einem glücklichen heiligen Weihnachtsabende kleidete ich mich an und schmückte

mich, da ich erwartete, mein Geliebter, der bald mein Gatte sein sollte, würde diesen Abend mich besuchen. Ich setzte mich hin und wartete. Ich sehe diesen Augenblick noch einmal, — ich sehe den Schneeschimmer durch das Fenster hereindringen, an welchem die Vorhänge nicht herabgelassen waren, denn ich wollte ihn auf dem weißen Wege herangeritten sehen kommen; ich sehe und fühle das weiche Feuerlicht mich wärmen, auf meinem seidnen Kleide spielen, und mir neckend mein eigenes junges Gesicht im Spiegel zeigen. Ich sehe den Vollmond einer stillen Winternacht hell und kalt über das dunkle Gebüsch und den silberbestreuten Rasen meines Gartens schweben. Ich wartete mit einiger Ungebuld in meinem Blute, aber ohne einen Zweifel in meinem Herzen. Die Flamme war in dem Feuer erstorben, aber noch war es eine leuchtende Masse; der Mond stieg hoch empor, war aber noch sichtbar von der Jalouste aus; die Uhr näherte sich der zehnten Stunde; er blieb selten bis später aus und nur ein oder zweimal war er so lange aufgehalten worden.

„Sollte er einmal ausbleiben? Nein, auch nicht einmal. Jetzt kam er, er kam schnell, um die versäumte Zeit einzuholen. Frank, Du wilder Reiter!“ sagte ich bei mir, während ich erfreut und doch besorgt auf den nahenden Galopp hörte; „Du wirst dafür gescholten werden; ich werde Dir sagen, daß Du mein Genick in Gefahr bringst, denn alles, was Dein ist, ist in theurerem, zärtlicherem Sinne mein.“ Da war er; ich sah ihn, aber ich glaube Thränen schwammen in meinen Augen, denn sie waren so trüb. Ich sah das Pferd, ich hörte es stampfen, — ich sah wenigstens eine Masse und hörte Getöse. War es ein Pferd, oder was für ein schweres schleppendes Ding bewegte sich so seltsam dunkel über die Allee? Wie konnte ich das Ding in dem Mondlichte vor mir nennen? oder wie konnte ich das Gefühl aussprechen, das in meiner Seele entstand?

„Ich konnte nur hinauslaufen. Ein großes Thier — allerdings Franks Mappe —, stand zitternd, leuchtend, schnaubend vor der Thür, und ein Mann hielt es, Frank, wie ich glaubte.“

„Was ist's?“ fragte ich. Thomas, mein eigener Diener, antwortete, indem er rief: „gehen Sie hinein, Miß.“ Dann

rief er eine Magd, die eilig aus der Küche kam, als treibe sie der Instinct her. „Ruth, führe Miß sogleich in das Haus hinein.“ Aber ich kniete nieder in den Schnee, neben etwas, das dalag, — etwas, das ich über den Boden hin hatte schleppen und schleifen sehen, — etwas, das an meiner Brust feuztete und ächzete, als ich es aufhob und an mich zog. Er war nicht todt, er war nicht ganz ohne Bestinnung. Ich ließ ihn hineintragen, aber mich nicht von ihm weisen. Ich hatte mich so weit gesammelt, daß ich mich selbst und auch die Andern beherrschen konnte. Sie wollten mich wie ein Kind behandeln, wie man es immer mit den Leuten thut, die von Gottes Hand getroffen wurden, aber ich wich Niemandem als dem Wundarzte, und als er gethan hatte, was er vermochte, übernahm ich selbst meinen sterbenden Frank wieder. Er hatte die Kraft mich in seine Arme zu schließen; er hatte die Kraft meinen Namen auszusprechen; er hörte, wie ich leise über ihn betete, und er fühlte mich, als ich ihn liebte.

„Maria,“ sagte er, „ich sterbe im Paradiese.“ Seinen letzten Athem verwendete er zu liebebestreuen Worten für mich. Als der Christmorgen anbrach, war mein Frank bei Gott.

„Und dies,“ fuhr sie fort, „geschah vor dreißig Jahren. Seitdem habe ich gelitten und ich zweifelse, ob ich den besten Gebrauch von all meinen Leiden gemacht habe. Sanfte, liebevolle Naturen würden durch sie zur Heiligkeit geläutert worden sein; aus starken bösen Geistern hätten sie Teufel gemacht; ich, ich bin nur ein schmerzgeplagtes, selbstsüchtiges Weib gewesen.“

„Sie haben viel Gutes gethan,“ sagte ich, denn sie war wirklich bekannt als freigebige Almospenspenderin.

„Sie meinen, ich habe Geld nicht zurückgehalten, wo es Leiden lindern konnte. Was ist das? Es kostete mich keine Anstrengung, keine Entbehrung, dies zu geben. Aber von heute an denke ich in eine andere Gemüthsstimmung zu treten und mich zu meiner Vereinigung mit Frank vorzubereiten. Sie sehen, daß ich noch immer mehr an Frank als an Gott denke, und ich habe geringe Hoffnung auf Seligkeit, wenn nicht entschieden wird, ich habe durch meine lange, starke, ausschließliche Liebe zu dem Geschöpfe den Schöpfer

wenigstens nicht gelästert. Was meinen Sie, Lucy, zu allem dem? Sprechen Sie als mein Geistlicher.“

Ich konnte diese Frage nicht beantworten, ich fand keine Worte. Es schien aber, als denke sie, ich habe sie beantwortet.

„Ganz recht, mein Kind. Wir sollten Gott den Barmherzigen, für uns aber nicht immer Begreiflichen anerkennen. Wir sollten uns in unser Geschick fügen, wie es auch sein mag, und uns bemühen, das Aenderer glücklich zu machen. Sollten wir nicht? Morgen will ich anfangen, sie glücklich zu machen zu versuchen. Ich will etwas für Sie thun, Lucy, etwas, das Ihnen zu Gute kommen wird, wenn ich todt bin. Mein Kopf schmerzt mich jetzt vom vielen Sprechen; aber ich bin doch glücklich. Gehen Sie zu Bett. Es schlägt zwei Uhr. Wie spät bleiben Sie auf, oder vielmehr, wie lange lasse ich Sie in meiner Selbstsucht anbleiben. Jetzt gehen Sie; sorgen Sie sich nicht um mich; ich fühle, daß ich gut ruhen werde.“

Sie legte sich ruhig hin, als wollte sie schlafen. Auch ich ging nach meinem Lager in einem Meoben an dem Zimmer. Die Nacht verging still und ruhig; ruhig muß wenigstens ihr Ende gewesen sein, ruhig und schmerzlos: am andern Morgen wurde sie leblos, fast kalt gefunden, aber ruhig und mild. Ihre vorhergehende Aufregung und Gemüthsstimmung war der Vorläufer eines Schlaganfalles gewesen, und ein einziger Schlag hatte hingereicht, den so lange von Leid benagten Lebensfaden zu zerreißen.

## Fünftes Kapitel.

Ein neues Blatt wird umgeschlagen.

Da meine Gebieterin todt und ich wiederum allein war, hatte ich mich nach einer neuen Stelle umzusehen. Dämals konnten meine Nerven ein wenig, ein ganz klein wenig angegriffen sein. Ich gebe zu, daß ich nicht wohl ausah, im

Gegentheil sogar verstört und hohläugig, wie eine Nachtwacherin, eine überangestrengte Dienerin, eine verschuldete stellenlose Person. Schulden indeß hatte ich nicht und ganz arm war ich auch nicht, denn obgleich Miß Marchmont nicht Zeit gehabt hatte für mich so zu sorgen, als sie es nach ihren Worten in der letzten Nacht beabsichtigte, wurde doch nach der Beerdigung mein Gehalt pünktlich von dem Vetter ausgezahlt, ihrem Erben, einem geizig aussehenden Manne mit spitzer Nase und schmaler Stirn, der allerdings, wie ich lange nachher hörte, ein vollendeter Geizhals geworden: das gerade Gegentheil von seiner freigebigen Cousine und eine Schande für ihr Gedächtniß, das die Armen und Dürstigen noch immer segneten. Im Besitz von funfzehn Pfund, einer angegriffenen aber nicht gebrochenen Gesundheit und eines eben solchen Geistes, befand ich mich immerhin, in Vergleich mit vielen Andern, in einer beneidenswerthen Lage. Gleichzeitig freilich war sie auch nicht ohne Verlegenheit, wie ich es mit Leid an einem gewissen Tage empfand, an dem ich, wenn er in nächster Woche wiederkehrte, von meinem Aufenthaltsorte scheiden sollte, ohne daß ich noch einen andern hatte.

In dieser Ungewißheit ging ich — die einzige und letzte Auskunft, die mir geblieben war — zu einer alten Dienerin unserer Familie, um sie um Rath zu fragen. Sie war sonst meine Wärterin gewesen und nun Haushälterin in einem großen Hause, nicht weit von dem der Miß Marchmont. Ich blieb einige Stunden bei ihr; sie sprach mir Trost und Muth zu, wußte mir aber keinen Rath zu geben. So war es in mir noch völlig dunkel, als ich in beginnendem Zwieliicht fortging; ein Gang von etwa zwei (engl.) Meilen lag vor mir; es war eine helle kalte Nacht. Trotz meinem Verlassen sein, meiner Armuth und meiner Verlegenheit, schlug mein Herz leicht und nicht schwach, denn es war von der Kraft einer Jugend genährt und gestärkt, die noch nicht dreiundzwanzig Sommer gezählt hatte. Es schlug gewiß nicht schwach, sonst würde ich mich auf diesem einsamen Wege gefürchtet haben, welcher durch stille Felder, und weder an einem Dorfe noch an einem einzelnen Hause vorüberführte; ich fürchtete sonst ängstlich gewesen zu sein beim Mangel von Mondschein, denn nur im Sternenschimmer konnte ich einigermaßen den



Weg sehen; ich würde sonst noch ängstlicher gewesen sein vor der ungewohnten Gegenwart dessen, was diese Nacht in Norden glänzte, eines beweglichen Geheimnisses — des Nordlichtes. Aber diese räthselhafte großartige Erscheinung hatte einen ganz andern Einfluß auf mich. Sie schien mir eine neue Kraft zu geben. Ich fand Stählung in dem schwachen kalten Winde, der über meinen Weg wehete. Ein kühner Gedanke ging durch meine Seele und sie wurde stark genug ihn aufzufassen.

„Verlasse diese Einsamkeit“, sagte der Gedanke zu mir, „und gehe hinweg von hier.“

„Wohin?“ fragte ich.

Ich hatte nicht weit zu blicken. Wenn ich von dieser Gegend in der flachen reichen Mitte Englands auf sah, erkannte ich mit dem geistigen Auge was ich nie mit den körperlichen gesehen hatte, — London.

Am nächsten Tage kehrte ich nach dem Schlosse zurück, fragte nochmals nach der Haushälterin und theilte ihr meinen Plan mit.

Mrs. Barrett war eine gefezte, verständige Frau, obwohl sie von der Welt wenig mehr wußte als ich selbst; aber so ernst und verständig sie auch war, schalt sie mich doch nicht als unflug. Freilich hatte ich selbst schon etwas Geseztes an mir, das mir bis dahin so gute Dienste geleistet hatte wie Mantel und graue Kappe, weil ich unter seinem Schutze ohne Schaden, ja mit Billigung Dinge hatte ausführen können, die, mit Aufregung unternommen, bei manchen Personen mich vielleicht als Träumerin hätten erscheinen lassen.

Die Haushälterin sezte langsam einige Schwierigkeiten auseinander, während sie Apfelsinenschalen zu eingemachten Früchten zurihtete, als ein Kind an dem Fenster vorüberlief und in das Zimmer hereinsprang. Es war ein hübsches Kind und da es lachend zu mir hüpfte — wir waren einander nicht fremd und die Mutter des Kindes (eine junge verheirathete Tochter vom Hause) auch nicht — nahm ich es auf meine Knie. In so verschiedenen gesellschaftlichen Stellungen wir uns jetzt auch befanden, waren wir, die Mutter des Kindes und ich, doch Schulgenossinnen gewesen, als ich zehn und sie sechszehn Jahre zählte, und ich erinnere mich, daß

ste, ein hübsches aber ziemlich beschränktes Mädchen, in einer niedern Klasse als ich geessen.

Ich bewunderte die schönen dunkeln Augen des Knaben als die Mutter, die junge Mrs. Leigh, eintrat. Zu einer wie schönen, freundlichen Frau hatte sich das hübsche, gutmüthige aber fast dumme Mädchen entwickelt! Der Frauenstand und das Muttersein hatten sie so umgewandelt, wie ich dieselben seitdem andere habe verändern sehen, die sogar noch weniger versprochen als sie. Mich hatte sie vergessen. Ich hatte mich auch verändert, leider nicht zu meinem Vortheile. Ich versuchte es auch nicht mich ihr ins Gedächtniß zu führen; warum hätte ich es thun sollen? Sie wollte ihren Sohn zu einem Spaziergange abholen und ihr folgte eine Wärterin mit einem kleinen Kinde. Ich erwähne dies nur, weil Mrs. Leigh mit dieser Wärterin französisch sprach (sehr schlechtes Französisch, nebenbei gesagt, in einem unverbesserlich schlechten Accent, der mich wiederum sehr lebhaft an unsere Schultage erinnerte); das Mädchen war also eine Ausländerin. Als die kleine Gesellschaft sich entfernt hatte, sagte Frau Barrett, ihre junge Dame habe die Fremde vor zwei Jahren bei ihrer Rückkehr von einer Reise auf dem Festlande mitgebracht, sie werde fast so gut wie eine Gouvernante behandelt und habe nichts zu thun, als mit dem kleinen Kinde herumzugehen und mit dem Charles französisch zu plappern. „Sie sagt“, setzte Frau Barrett hinzu, „manche Engländerinnen hätten in ausländischen Familien eine eben solche Stellung wie sie.“

Ich bewahrte diese gelegentliche Mittheilung auf wie sorgsame Hausfrauen scheinbar nutzlose Fäden und Lappen aufheben, von welchen ihr vorsorglicher Sinn eine mögliche Verwendung in der Zukunft vorausieht. Ehe ich meine alte Freundin verließ, gab sie mir die Adresse eines achtbaren altmodischen Gasthauses in der innern Stadt von London, in welchem, sagte sie, meine Oheime früher eingekehrt waren.

Bei meiner Reise nach London wagte ich weniger und zeigte geringern Unternehmungsgeist als der Leser denken mag. Die Entfernung betrug nur funfzig (engl.) Meilen, meine Mittel reichten hin, mich dahin zu bringen, mich dort

einige Tage zu unterhalten und auch mich zurückzuführen, wenn ich keine Veranlassung finden sollte zu bleiben. Ich sah sie eher für kurze Ferien der arbeitsmüden Kräfte als für ein Abenteuer von Tod und Leben an. Es kommt dem Grundsätze nichts gleich, alles was man thut mäßig zu schätzen; er erhält Körper und Geist ruhig, während großsprecherische Begriffe beide leicht fieberhaft aufregen.

Fünfzig Meilen waren damals eine Tagereise (denn ich spreche von einer vergangenen Zeit; mein Haar, das bis sehr spät dem Reife des Zeit widerstand, liegt jetzt endlich weiß unter einem weißen Häubchen wie Schnee unter Schnee). Gegen neun Uhr in einer nassen Februarnacht kam ich in London an.

Mein Leser, ich weiß es, würde mir für eine sorgfältige Schilderung poetischer erster Eindrücke nicht danken; es ist dies auch ganz gut, da ich weder Zeit noch Stimmung hatte mich ihnen hinzugeben, da ich spät, an einem dunkeln, unangenehmen, regnigen Abende in einem Babel ankam, dessen Größe und Fremdartigkeit den klaren Verstand und die ruhige Selbstbeherrschung vollkommen in Anspruch nahmen, die mir die Natur bei dem Mangel glänzenderer Fähigkeiten gegeben haben mochte.

Als ich aus dem Wagen stieg, kam mir die seltsame Sprechweise der Miethkutscher und anderer da wartenden Personen wie eine fremde Sprache vor. Nie vorher in meinem Leben hatte ich meine Muttersprache in solcher Weise verschlucken und zerkauen hören. Ich machte es indes möglich so weit zu verstehen und verstanden zu werden, um mit meinem Koffer wohlbehalten in das alte Gasthaus zu gelangen, dessen Adresse ich angab. Wie schwierig, wie niederdrückend erschien mir meine Flucht! In London zum ersten Male; in einem Gasthause zum ersten Male; müde von dem Fahren; verwirrt durch das Dunkel; erstarrt von Kälte, ohne Erfahrung und Rath, wie ich zu handeln habe und doch in der Nothwendigkeit handeln zu müssen!

Ich übergab die Sache den Händen des gesunden Verstandes. Dieser aber war so erkältet, gelähmt und verwirrt wie meine anderen Fähigkeiten und erst unter dem Sporn unerbittlicher Nothwendigkeit vollbrachte er das ihm Ueber-

tragene. Er bezahlte den Träger und, die Umstände wohl beachtet, nahm ich es ihm nicht sehr übel, daß er sich bedeutend hatte prellen lassen; er fragte den Kellner nach einem Zimmer, rief schüchtern nach einem Stubenmädchen, ja, was weit mehr sagen will, er ließ sich, ohne ganz aus der Fassung zu kommen, von jenem Mädchen, als es endlich erschien, sehr geringschätzig behandeln.

Wie ich mich noch erinnere, war dieses Stubenmädchen ein Muster von städtischer Nettigkeit, so knapp die Taille, hübsch das Häubchen und der ganze Anzug, daß ich mich wunderte, wie alles dies hatte gearbeitet werden können. Ihre Sprache hatte einen Ton, welcher in seiner zimperlichen Geläufigkeit dem meinigen Vorwürfe zu machen schien, während ihre nette Kleidung verächtlich an meinem einfach ländlichen Anzuge vorbeirauschte.

„Es läßt sich nicht ändern“, dachte ich, „der Schauplatz ist neu wie die Umstände; es wird schon besser werden.“

Da ich mich sehr gelassen gegen das arrogante Mädchen verhielt und später mich ebenso gegen den Kellner benahm, der in seinem schwarzen Frack und dem weißen Halstuche wie ein Geistlicher ausah, wurden sie bald artig gegen mich. Anfangs, glaube ich, hielten sie mich für eine Magd, aber nach kurzer Zeit änderten sie ihre Meinung und verhielten sich in zweifelhafter Haltung zwischen Herablassung und Höflichkeit.

Ich blieb auf bis ich etwas genossen, an dem Feuer mich gewärmt und in meinem Zimmer mich eingeschlossen hatte; aber als ich mich an dem Bette niederlegte und Kopf und Arme auf das Kissen stützte, überfiel mich eine entsetzliche Beklemmung. Meine Lage erhob sich plötzlich vor mir wie ein Gespenst. Traurig genug, fast hoffnungslos war sie. Was wollte ich allein hier in dem großen London? Was sollte ich an dem andern Morgen thun? Welche Aussichten hatte ich im Leben, welche Freunde auf Erden? Woher kam ich? Wohin führte mich das Geschick? Was sollte ich thun?

Die Thränen quollen aus meinen Augen und neigten das Kissen, meine Arme und mein Haar. Diesem Ausbruch folgte eine dunkle Reihe höchst bitterer Gedanken, aber — ich bereuete den Schritt nicht, den ich gethan hatte und

wünschte nicht ihn ungeschehen machen zu können. Ueber alle andern Gefühle herrschte eine unklare, aber feste Ueberzeugung, daß es besser sei vorwärts als rückwärts zu gehen, daß ich vorwärts gehen könnte und daß ein Weg, wie schmal und schwierig auch, sich finden würde; diese Ueberzeugung verscheuchte die andern Gedanken so weit, daß ich endlich ruhig wurde, um beten und zu Bett gehen zu können. Eben hatte ich mein Licht ausgelöscht und mich niedergelegt, als ein tiefer und mächtiger Ton durch die Nacht zitterte. Anfangs kannte ich ihn nicht, aber er wiederholte sich zwölfmal und bei dem zwölften riesigen zitternden Summen dachte ich bei mir: „ich liege im Schatten der St. Paulskirche.“

## Sechstes Kapitel.

London.

Der nächste Tag war der erste März und als ich erwachte, aufstand und die Vorhänge öffnete, sah ich die aufgegangaene Sonne mit dem Nebel kämpfen. Ueber mir, über den Hausgiebeln, fast in gleicher Höhe mit den Wolken, erblickte ich eine feierliche, kugelrunde, dunkelblaue Masse — die Kuppel. Während ich hinschauete, bewegte sich mein Inneres; mein Geist schüttelte die stets gebunden gewesenen Fittige halb frei; es überkam mich plötzlich ein Gefühl, als ob ich, die ich noch nie wahrhaft gelebt hatte, endlich das Leben kosten solle. An diesem Morgen wuchs meine Seele so schnell, wie der Kürbis des Jonas.

„Ich that wohl daran, daß ich hierher gekommen,“ sagte ich, während ich mich schnell und sorgsam ankleidete. „Ich liebe den Geist dieses großen London, den ich um mich her fühle. Nur ein furchtsamer, muthloser Mensch möchte sein ganzes Leben im Dörfchen verbringen und seine Fähigkeiten für immer dem fressenden Roste der Zurückgezogenheit und Einsamkeit überlassen.“

Nachdem ich mich angekleidet hatte, ging ich hinunter, nicht mehr ermüdet von der Reise und erschöpft, sondern munter und erfrischt. Als der Kellner mir das Frühstück brachte, vermochte ich es über mich ihn gesetzt, aber freundlich anzureden; wir sprachen zehn Minuten mit einander und in dieser Zeit wurden wir einander mit Nutzen bekannt.

Er war ein ällicher Mann mit grauem Haar und, wie es schien, zwanzig Jahre schon in seiner Stelle gewesen. Demnach mußte er sich auch meiner beiden Oheime Charles und Wilmot erinnern, welche vor funfzehn Jahren oftmals in diesem Hause gewesen waren. Ich erwähnte ihre Namen und er erinnerte sich ihrer sehr genau, mit Achtung. Meine Stellung wurde ihm nun auch vollkommen klar und wir kamen auf den rechten Fuß mit einander. Er meinte, ich sehe meinem Oheim Charles ähnlich und er irrte sich wohl auch nicht, weil Frau Barrett oftmals dasselbe gesagt hatte. Es trat nun an die Stelle seines frühern unangenehm zweifelhaften Benehmens bereitwillige gefällige Artigkeit und ich brauchte nicht mehr um eine höfliche Antwort auf eine verständige Frage verlegen zu sein.

Die Straße, in welche das Fenster meines Stübchens sah, war schmal, sehr still und nicht schmutzig; die wenigen Personen, die in derselben sich bewegten, waren genau so, wie man sie in Provinzialstädten sieht; ich bemerkte gar nichts Furchterregendes und war überzeugt, daß ich mich allein hinaus wagen könnte.

Nach dem Frühstück ging ich wirklich aus. Ich fühlte mich gehoben und erfreut; ein Gang in London erschien mir an sich als ein Abenteuer. Sofort befand ich mich in Paternoster-Row, auf classischem Boden. Ich trat in den Buchladen eines gewissen Jones und kaufte mir ein kleines Buch, — eine Ausgabe, die sich kaum rechtfertigen ließ; aber ich glaubte es der Frau Barrett später senden zu können. Jones ein vertrockneter Geschäftsmann, stand hinter seinem Pulte und sah aus wie einer der größten und glücklichsten Sterblichen.

Einen unermesslichen Lebensbetrag lebte ich diesen Morgen. Da ich vor der St. Paulskirche war, trat ich hinein; ich stieg in die Kuppel hinauf und sah von da auf London mit

seinem Flusse, seinen Brücken und Kirchen herab; ich sah das alte Westminster und den grünen Temple-Garten mit dem Sonnenschein darauf, den heitern blauen ersten Frühlingshimmel darüber und eine nicht gar zu dicke Dunstwolke dazwischen.

Nachdem ich wieder herabgekommen, wandelte ich auf Geradewohl umher, in stillem Entzücken über meine Freiheit und gelangte, ich weiß nicht wie, in das Herz des Citytreibens. Da erst sah und fühlte ich London. Ich kam in den Strand und Cornhill hinauf; ich mischte mich unter das vorüberströmende Leben und wagte die Gefahr der Straßenübergänge. Es machte mir dies ein wirkliches Vergnügen, wenn sich auch vielleicht kein bestimmter Grund angeben läßt. Ich habe seitdem das Westend, die Parks, die schönen Squares gesehen, aber die City (die innere alte Stadt) gefällt mir besser. Die City kommt mir ernsthafter vor; ihre Geschäfte, ihr Drängen und Schreien sind Dinge, die so ernst aussehen und klingen. Die City verdient ihren Lebensunterhalt, das Westend genießt nur das Vergnügen. Im Westend kann man sich unterhalten, in der City wird man tief ergriffen.

Ermüdet und hungrig (seit Jahren hatte ich keinen solchen gefunden Hunger empfunden) kehrte ich gegen zwei Uhr endlich um nach meinem dunkeln alten ruhigen Gasthause. Ich bekam zwei Gerichte — einfache Schöpfkeule und Gemüse, beides vortrefflich (um vieles besser als die kleinen delikaten Gerichte, welche die Köchin der Miß Marchmont meiner freundlichen Herrin und mir bereitete und für die wir nie auch nur halben Appetit mitbrachten). Da ich wirklich müde war, legte ich mich eine Stunde lang auf drei Stühle (ein Sopha befand sich in dem Stübchen nicht). Ich schlief, erwachte und hing ein Paar Stunden meinen Gedanken nach.

Mein Gemüthszustand und alle Umstände waren von der Art, daß sie die Annahme einer entschlossenen, gewagten — vielleicht verzweifelten — Handlungsweise begünstigten. Zu verlieren hatte ich nichts. Unausprechlicher Widerwille gegen das vergangene trostlose Leben verbot die Rückkehr. Wer außer mir litt darunter, wenn mir das

Unternehmen mißglückte, mit dem ich mich beschäftigte? Wer vergoß wohl eine Thräne, wenn ich fern von — der Heimath wollte ich sagen, aber ich hatte keine Heimath — fern von England starb?

Ich konnte allerdings leiden müssen, aber ich war an Leiden gewöhnt; selbst der Tod, glaube ich, hatte für mich die Schrecken nicht wie für die, welche mit zarter Schonung erzogen sind. Schon vorher hatte ich den Gedanken an den Tod mit ruhigem Auge angesehen. Auf alle Folgen also vorbereitet, entwarf ich einen Plan.

Noch denselben Abend erhielt ich durch meinen Freund den Kellner Auskunft über den Abgang von Schiffen nach einem gewissen festländischen Hafen, Bonne-Marine. Es war keine Zeit zu verlieren. Noch diese Nacht mußte ich meinen Platz nehmen. Allerdings hätte ich bis zum andern Morgen warten können, ehe ich an Bord ging, aber ich wollte mich nicht der Gefahr aussetzen zu spät zu kommen.

„'s ist besser, Sie nehmen Ihren Platz gleich,“ rieth der Kellner. Ich war derselben Meinung. Nachdem ich meine Rechnung bezahlt und meines Freundes Gefälligkeit in einer Weise vergolten hatte, die, wie ich jetzt weiß, fürstlich war und die ihm in seinen Augen thöricht vorgekommen sein muß (er gab auch, während er das Trinkgeld einsteckte, durch ein schwaches Lächeln seine Meinung von dem savoir faire der Geberin zu erkennen), rief er mir einen Wagen. Auch empfahl er mich dem Kutscher und sagte ihm, glaube ich, er möge mich an das Werft fahren und nicht den Fährleuten überlassen. Der Mann versprach es, hielt aber sein Versprechen nicht, im Gegentheil er benutzte mich als Opfergabe und ließ mich mitten unter Fährleuten aussteigen.

Das war eine sehr unangenehme Krise. Es war dunkle Nacht. Der Kutscher fuhr fort, sobald er sein Geld erhalten und die Fährleute begannen einen Wettkampf um mich und meinen Koffer. Ich höre ihr Fluchen und Schwören jetzt noch; und dies erschütterte meine Philosophie mehr als die Nacht, mein Alleinsein und das Fremdartige der Scene. Einer packte meinen Koffer. Ich sah zu und wartete ruhig;



als aber ein Anderer mich faßte, fing ich an zu reden, schüttelte ihn ab, trat in ein Boot und verlangte ernst und streng, daß mein Koffer neben mich gelegt werde, „hierher,“ und es geschah, denn der Besitzer des Bootes wurde nun ein Bundesgenosse. Wir stießen ab.

Der Fluß sah schwarz aus wie ein Strom von Dinte; von den Gebäuden an ihm schimmerten Lichter hinein und Schiffe schaukelten auf ihm. Man ruderte mich an mehrere Schiffe; ich las im Laternenlichte ihre Namen in großen weißen Buchstaben auf dunkeln Grunde. Wir kamen nach einander an dem „Ocean,“ dem „Phönix,“ dem „Dolphin“ vorüber, aber der „Bivid“ war mein Schiff und dies schien weiter unten zu liegen.

Wir glitten auf der dunkeln Fluth hinab; ich dachte an den Styx und an Charon, der eine Seele zu dem Lande der Schatten rudere. Auf diesem seltsamen Schauplatze, während kalter Wind mir in das Gesicht blies, mitternächtliche Wolken Regen auf mich herabfallen ließen, zwei rohe Schiffer meine Gefährten waren und wahnsinnige Flüche noch in meinen Ohren wiederhallten, fragte ich mich, ob ich unglücklich oder erschrocken und ängstlich sei. Ich war weder das Eine noch das Andere. Ich bin es in meinem Leben oftmals weit mehr unter vergleichsweise sicherern Umständen gewesen. „Wie ist dies?“ sagte ich mir. „Ich scheine muthig und munter zu sein, statt furchtsam und niedergeschlagen?“ Ich konnte mir es nicht erklären.

Endlich trat der „Bivid“ weiß und blendend aus der schwarzen Nacht heraus. „Da sind Sie,“ sagte der Schiffer und verlangte sechs Schilling.

„Ihr fordert zu viel,“ antwortete ich. Er stieß wieder ab von dem Schiffe und schwur, er würde mich nicht aussteigen lassen bis ich bezahlt habe. Ein junger Mann, der Aufwärter, wie ich später erfuhr, sah von dem Deck herunter; er lächelte in Erwartung des beginnenden Streites und um ihm die Freude zu verderben, bezahlte ich das Geld. Dreimal an diesem Nachmittage hatte ich Kronen gegeben, wo Schillinge an ihrer Stelle gewesen wären, aber ich tröstete mich mit dem Gedanken: „ich kaufe Erfahrung.“

„Man hat Sie betrogen,“ sagte der Aufwärter jubelnd, als ich an Bord kam. Ich antwortete phlegmatisch, daß mir dies sehr wohlbekannt sei und ging hinunter.

Eine hübsche kräftige Frau befand sich in der Damencajüte; ich bat, daß sie mir meine Koje zeige; sie sah mich scharf an, murmelte etwas von „ungewöhnlich, daß Passagiere zu solcher Zeit kämen“ und schien geneigt zu sein, sich nichts weniger als höflich zu zeigen. Sie hatte ein so hübsches Gesicht und war so selbstüchtig, so unfreundlich!

„Da ich einmal an Bord bin, werde ich gewiß da bleiben,“ lautete meine Antwort. „Ich muß Sie bitten, mir meine Koje zu zeigen.“

Sie fügte sich, aber mürrisch. Ich nahm meinen Hut ab, richtete mir alles ein und legte mich nieder. Es waren einige Schwierigkeiten überstanden, ich hatte eine Art Sieg gewonnen; meine heimatlose, ankerlose, hilflose Seele fand wiederum Zeit zu kurzer Ruhe; bis der „Bivid“ im Hafen ankam, würde gewiß keine Thätigkeit wieder vor mir verlanget, aber dann.. Ich konnte nicht in die Zukunft blicken. Ermüdet, erschöpft, lag ich halb im Traume da.

Die Aufwärterin schwachte die ganze Nacht, nicht mit mir, sondern mit dem jungen Manne, ihrem Sohne, der ganz und gar ihr Ebenbild war. Fortwährend ging er in die Cajüte und ging wieder hinaus; sie stritten und zankten mit einander und söhnten sich im Verlauf der Nacht zwanzigmal wieder aus. Sie behauptete, sie schreibe einen Brief nach Hause — an ihren Vater, sagte sie; sie las Stellen daraus laut vor und achtete dabei auf mich so wenig, als sei ich ein Stück Holz, — vielleicht glaubte sie, ich schlafe. Einige dieser Stellen schienen Familiengeheimnisse zu betreffen und bezogen sich speziell auf eine Charlotte, eine jüngere Schwester, welche, dem Briefe nach, auf dem Punkte zu stehen schien, eine romanhafte unkluge Heirath zu schließen. Die ältere Schwester erklärte sich laut gegen diese unpassende Verbindung. Der gehorsame Sohn lachte über seiner Mutter Schreiben. Sie vertheidigte es und wurde sehr heftig. Sie waren ein seltsames Paar. Sie mochte neununddreißig

bis vierzig Jahre alt sein und sah blühend und voll aus wie ein zwanzigjähriges Mädchen. Geist und Körper schienen bei ihr gleich ehern und unverwüßlich zu sein. Sie mußte von Kindheit auf an öffentlichen Orten gelebt haben und in ihrer Jugend wahrscheinlich ein Schenk mädchen gewesen sein.

Gegen Morgen kam ihr Gespräch auf ein neues Thema, „die Watsons,“ eine Familienpartie von Passagieren, die ihr, wie es schien, bekannt waren und von ihr hochgeschätzt wurden wegen des schönen Gewinnes, den sie an ihnen zu machen hoffte. Sie meinte, „es sei jedesmal, wenn diese Familie fahre, für sie ein kleines Vermögen.“ Bei Tagesanbruche waren alle auf den Beinen und als die Sonne aufging, kamen die Passagiere an. Mit lautem Willkommen empfing die Aufwärterin namentlich die Watsons und groß war der Lärm und die Geschäftigkeit ihnen zu Ehren. Sie waren vier Personen, zwei Herrn und zwei Damen. Außer ihnen erschien nur noch ein junges Mädchen, welche ein anständig gekleideter, aber mattaussehender Mann begleitete. Die beiden Gruppen unterschieden sich auffallend von einander. Die Watsons waren ohne Zweifel reiche Leute, denn in ihrer ganzen Haltung zeigte sich das bewußte Selbstvertrauen des Reichthums; die Damen — beide jung und eine vollkommen schön — waren reich, bunt und für die Umstände völlig unpassend gekleidet. Ihre Hüte mit hellfarbigen Blumen, ihre Sammetmäntel und seidenen Kleider schienen besser zur Promenade, für den Park zu passen als für das feuchte Deck eines Packetbootes. Die Männer waren klein von Gestalt, dick und mit sehr gewöhnlichem Gesicht; der älteste, gemeinste, fetteste und breiteste war, wie ich bald ermittelte, der Gemahl und Bräutigam des sehr jungen schönen Mädchens. Meine Verwunderung war groß über diese Entdeckung und sie wurde noch größer, als ich bemerkte, daß das Mädchen sich in einer solchen Verbindung nicht nur nicht höchst unglücklich fühlte, sondern bis zur Ausgelassenheit lustig war. „Ihr Lachen“ dachte ich da, „muß Verzweiflung sein.“ Während mir dieser Gedanke noch durch den Kopf ging und ich einsam und ruhig an dem Geländer des Decks lehnte, kam sie zu mir, der ganz Fremden, hielt einen Feld-

Stuhl in der Hand, mit einem Lächeln auf den Lippen, dessen Leichtsinm mich erschreckte und verlegen machte, obwohl es zwei Reihen vortrefflicher Zähne zeigte, und bot mir den Stuhl an. Ich lehnte ihn mit aller Artigkeit ab, die ich in meine Worte und meine Haltung legen konnte und sie tänzelte sorglos und leichtsinnig wieder hinweg. Sie war jedenfalls gutmüthig, aber was hatte sie vermocht, den Mann zu heirathen, der wenigstens von einem Thranfasse ebenso viel hatte als von einem Manne?

Die andere Dame, welche der anständig gekleidete Herr begleitete, war ein ganz junges, hübsches blondes Mädchen; ihr gedrucktes Kleid, ihr Strohhut ohne allen Auspuy und ihr großer anmuthig getragener Shawl bildeten einen fast quäkerhaft einfachen Anzug, aber er stand ihr ganz gut. Ehe der Herr sie wieder verließ, sah ich, wie er alle Passagiere aufmerksam musterte, als wolle er sich überzeugen, in welcher Gesellschaft er das Mädchen lasse. Mit höchst unzufriedener Miene wendeten sich seine Augen von den Damen mit den bunten Blumen ab; dann blickte er mich an und sprach mit seiner Tochter, Nichte oder was sie sonst war; sie sah auch nach mir hin, und ihre kurze hübsche Lippe zog sich ein wenig verächtlich empor, ob über mich selbst oder meinen einfachen Traueranzug, weiß ich nicht, vielleicht über Beides. Eine Glocke läutete; ihr Vater (ich erfuhr später, daß es ihr Vater war) küßte sie und kehrte an das Land zurück. Das Packetboot segelte ab.

Fremde sagen, nur englische Mädchen könne man so allein reisen lassen, und sie wundern sich gewaltig über das kühne Vertrauen englischer Aeltern und Vormünder. Einige nennen auch die Unerfrohenheit der jeunes Miss männlich und inconvenant; Andere halten sie für die passiven Opfer eines theologischen und Erziehungssystems, das leichtfertig die nöthige „surveillance“ aus den Augen setzt. Ob dieses junge Mädchen zu denen gehörte, welche mit voller Sicherheit unbewacht gelassen werden können, weiß ich nicht, oder wußte ich vielmehr damals nicht, bald aber zeigte es sich, daß die Würde des Alleinseins nicht nach ihrem Geschmacke war. Sie ging ein paarmal auf dem Verdecke hin und her, sah mit einer säuerlichen Miene der Verachtung

auf die rauschende Seide und den glänzenden Sammet, so wie die Bäre, welche sich neben den Damen hielten, trat dann zu mir und fing ein Gespräch an.

„Reisen Sie gern zur See?“ fragte sie.

Ich antwortete, daß meine Neigung für eine Seereise sich erst erproben müsse, da ich noch keine gemacht habe.

„Ach das ist allerliebste!“ fiel sie ein. „Da beneide ich Sie um die Neuheit; erste Eindrücke, wissen Sie, sind ja so angenehm. Ich habe so viele Seereisen gemacht, daß ich die erste fast vergessen, und über das Meer wie Alles, was damit zusammenhängt, ganz blasirt bin.“

Ich konnte ein Lächeln nicht unterdrücken.

„Warum lachen Sie?“ fragte sie mit einer Offenheit, die mir besser gefiel als ihr Reden.

„Weil Sie zu jung sind, um schon blasirt sein zu können.“

„Ich bin siebenzehn Jahre alt,“ antwortete sie etwas piquirt.

„Sie sehen kaum wie sechszehnjährig aus. Reisen Sie gern allein?“

„Das ist mir einerlei. Schon zehnmal bin ich über den Canal gefahren, aber ich sorge immer dafür, daß ich nicht lange allein bin; ich verschaffe mir stets Freunde.“

„Auf dieser Reise werden Sie kaum Freunde finden, glaube ich“ (und ich blickte auf die Watsons, die auf dem Deck lachten und gewaltigen Lärm machten).

„Unter diesen häßlichen Männern und Weibern nicht,“ antwortete sie; „solche Leute sollten im Zwischendeck fahren. Reisen Sie in eine Schule?“

„Nein.“

„Wohin reisen Sie?“

„Das weiß ich durchaus noch nicht, wenigstens noch nicht weiter als bis zu dem Hafen Bonne-Marine.“

Sie machte große Augen, fuhr aber sorglos fort:

„Ich gehe zur Schule. In wie vielen ausländischen bin ich schon gewesen in meinem Leben! Und doch bin ich noch ganz und gar unwissend. Ich weiß nichts, gar nichts von der Welt — ich versichere Sie, ausgenommen, daß ich schön spielen und tanzen und natürlich Französisch und Deutsch sprechen kann; zu lesen und zu schreiben verstehe ich es aber

noch nicht gut. Legt hin, wissen Sie, sollte ich eine Seite eines leichten deutschen Buchs in's Englische übersetzen und ich konnte es nicht. Papa war da so betrübt und sagte, es sehe aus, als ob Herr von Bassompierre — mein Pathe, der alle meine Schulrechnungen bezahlt — sein schweres Geld weggeworfen habe. In andern Dingen — in Geschichte, Geographie, Rechnen und dergleichen, bin ich wie ein neugeborenes Kind, und Englisch schreibe ich so schlecht, so gegen Grammatik, wie man sagt! Ueberdies habe ich meine Religion ganz und gar vergessen; sie nennen mich eine Protestantin, wissen Sie, aber ich weiß es wahrhaftig nicht, ob ich eine bin oder nicht; ich kenne den Unterschied zwischen Katholicismus und Protestantismus nicht. Es ist mir auch sehr gleichgiltig. Eine Lutheranerin war ich einmal in Bonn — ach das liebe Bonn, das reizende Bonn, wo es so viele hübsche Studenten giebt! Jedes hübsche Mädchen in unserer Schule hatte ihren Anbeter; sie kannten unsere Ausgehstunden und gingen fast jedesmal auf der Promenade an uns vorüber. „Schönes Mädchen!“ hörten wir uns von ihnen anreden. Wie glücklich war ich in Bonn!“

„Wo sind Sie jetzt?“ fragte ich.

„Ach in — chose,“ antwortete sie.

Miss Ginevra Fanshawe (so hieß das junge Mädchen) hatte für den Augenblick den wirklichen Namen vergessen, und brauchte das chose dafür, das sie überhaupt immer auf den Lippen hatte, denn jeden Augenblick kam es im Gespräch zum Vorschein für irgend ein Wort in irgend einer Sprache, in der sie gerade redete. Französische Mädchen machen es auch so, und von ihnen hatte sie die Gewohnheit angenommen. „Chose,“ stand diesmal, wie sich ergab, für Billette, die große Hauptstadt des großen Reiches Labasse-cour.

„Gefällt Ihnen Billette?“ fragte ich.

„Ganz gut. Die Leute dort sind, wissen Sie, ungeheuer dumm und gemein, aber es wohnen einige alte englische Familien dort.“

„Sind Sie in einer Schule?“

„Ja.“

„Ist es eine gute?“

„Ach, nein, gräßlich ist sie, aber ich gehe jeden Sonntag aus, kümmere mich nicht um die maitresses und professeurs oder die élèves, lasse die Aufgaben an diable (das läßt sich, wissen Sie, in unserer Sprache nicht sagen, im Französischen klingt es aber ganz gut) und so geht es ganz vortrefflich. Sie lachen wieder über mich?“

„Nein, ich lächle nur über meine eigenen Gedanken.“

„Welche Gedanken?“ fragte sie, aber ohne auf eine Antwort zu warten, fuhr sie fort: „nun sagen Sie mir, wohin Sie reisen?“

„Wohin das Schicksal mich führt. Ich suche ein Unterkommen, wo ich es finde, um leben zu können.“

„Leben zu können!“ wiederholte sie bestürzt. „So sind Sie arm?“

„Wie Hiob.“

„Wie unangenehm!“ fuhr sie nach einer Pause fort. „Aber ich weiß auch, was es heißt, arm zu sein; zu Hause sind sie arm genug, Vater und Mutter und Alle. Papa heißt Capitain Fanshawe; er ist Officier auf Halbsold, aber von guter Familie, und manche unserer Verwandten sind vornehme Leute; aber mein Onkel und Pathe, de Bassompierre, der in Frankreich wohnt, ist der Einzige, der uns beisteht; er sorgt für die Erziehung von uns Mädchen. Ich habe fünf Schwestern und drei Brüder. Gelegentlich sollen wir heirathen, ältere Herren mit Geld, glaube ich; Papa und Mama sorgen dafür. Meine Schwester Auguste ist schon mit einem Manne verheirathet, der älter ausseht als Papa. Auguste ist sehr schön — nicht in meiner Art, sondern brünett; ihr Mann, Herr Davies, hatte in Indien das gelbe Fieber und steht jetzt noch aus wie eine Guinee; aber reich ist er, und Auguste hat Equipage und Alles, und wir glauben, sie hat wohlgethan. Es ist besser, als „Brod verdienen müssen,“ wie Sie sagen. Sind Sie sehr geschickt?“

„Nein, durchaus nicht.“

„Sie können spielen, singen, drei oder vier Sprachen sprechen?“

„Nein.“

„Ich halte Sie doch für geschickt.“ Nach einer Pause und Gähnen: „werden Sie seckrank werden?“

„Und Sie?“

„Ungeheuer, sobald wir das Meer sehn; ich fange schon an die Krankheit zu fühlen. Ich werde hinuntergehn, mag aber von der dicken häßlichen Frau nichts wissen. Hereusement je sais faire aller mon monde.“ Sie ging hinunter.

Die andern Passagiere folgten ihr bald und den Nachmittag über blieb ich allein auf dem Deck. Wenn ich an die ruhige, selbst glückliche Stimmung zurückdenke, in welcher ich jene Stunden verbrachte, wenn ich mich zugleich der Lage erinnere, in welcher ich mich befand, des gefährlichen — Einige würden sagen, hoffnungslosen — Charakters derselben, erkenn ich daß, wie

„Steinmauern nicht den Kerker machen,  
Den Käfig Eisenstäbe nicht“,

auch Gefahr, Einsamstehen und unsichere Zukunft keine niederdrückenden Uebel sind, so lange der Körper gesund bleibt, so lange die Geisteskräfte angewendet werden, so lange besonders Freiheit uns ihre Flügel leiht und der Stern der Hoffnung uns leitet.

Ich blieb gesund bis weit über Margate hinaus und unaussprechliche Wonne athmete ich zugleich mit der Seeluft ein; himmlisch war die Freude, welche mir die schwelenden Wogen des Kanals gewährten, die Seevögel, die über die Rämme derselben hinstrichen, die weißen Segel in der dunkeln Ferne, und der ruhige unbewölkte Himmel, der über dem Ganzen schwebte. Es war mir als sähe ich das Festland Europas als großes Traumland in weiter Ferne. Der Sonnenschein lag auf ihm und machte seine lange Küste zu einem Streifen von Gold, während das feinste Geflecht von dichtgedrängter Stadt und schneeschimmerndem Gebirg, von dunkeln Wald, gezackten Höhen, glatter Weide und Ueberstrom auf dem metallglänzenden Boden sich zeigte. Als Hintergrund breitete sich ein dunkelblauer erhabener Himmel aus und — großartig in herrlicher Verheißung, mild in Zauberfarben — spannte sich von Norden nach Süden der Bogen der Hoffnung.

Streiche alles dies aus, Leser, wenn Du willst oder laß



es lieber stehen und ziehe eine moralische Betrachtung daraus —

„Tagträume sind des Teufels Täuschungen.“

Mir wurde sehr übel und ich wankte in die Kajüte hinunter.

Die Kojen der Miß Fanshawe befand sich zufällig neben der meinigen und es thut mir leid, daß ich es sagen muß, sie quälte mich während unserer Krankheit mit schonungsloser Selbstsucht. Ueber ihre Ungeduld und Nergerlichkeit konnte nicht wohl etwas gehn. Die Watsons, die ebenfalls sehr krank waren und von der Aufwärterin mit schamloser Parteilichkeit gepflegt wurden, waren Stoiker in Vergleich mit ihr. Gar oftmals habe ich seitdem bei Personen von Ginebra Fanshawes leichtsinnigem, sorglosem Temperamente und, blonder vergänglicher Schönheit eine völlige Unfähigkeit zum Dulden und Ertragen gefunden; sie scheinen in Noth umzuschlagen wie Bier bei Gewitter. Der Mann, der ein solches Mädchen zu seiner Frau wählt, muß ihr eigentlich ein Leben voll Sonnenschein verbürgen können. Ich verlor endlich die Geduld und forderte sie ohne Weiteres auf „den Mund zu halten.“ Dies wirkte gut und es ergab sich, daß sie mich darum nicht weniger lieb hatte.

Als die dunkle Nacht herankam, wurde das Meer unruhiger und gewaltigere Wogen schlugen mächtig an das Schiff. Und ein eigenthümlicher Gedanke war es, daß Nacht und Wasser rings um uns waren, das Schiff aber seinen ungebahnten Weg trotz Getöse, Wogen und beginnendem Sturm pflügte. Geräthe fingen an umzufallen und sie mußten angeschnürt werden; die Passagiere wurden kränker als vorher und Miß Fanshawe erklärte jammernnd, daß sie sterben müsse.

„Setzt noch nicht, mein Engel,“ sagte die Frau, die uns bediente. „Wir haben eben den Hafen erreicht.“ In der nächsten Viertelstunde wurden wir alle ruhiger und gegen Mitternacht war die Reise beendigt.

Mir that es leid, wirklich leid. Meine Ruhezeit war abgelaufen, die Noth, die Schwierigkeiten begannen von Neuem. Als ich auf das Verdeck hinaufkam, schienen die kalte Luft und das Dunkel der Nacht mich darum zu tadeln, daß ich

hier sei; die Lichter der fremden Seestadt, die um den fremden Hafen her schimmerten, sahen mich an wie zahllose drohende Augen. Freunde kamen an Bord, um die Watsons zu bewillkommen; eine ganze Familie von Freunden umringte Miß Fanshawe und führte sie hinweg, ich —, aber ich wagte keinen Augenblick mich bei einer Vergleichung aufzuhalten.

Wohin sollte ich gehen? Irgendwohin mußte ich mich wenden. Die Nothwendigkeit ist nicht wählerisch. Als ich der Aufwärterin das Trinkgeld gab — und sie schien sich zu wundern, daß sie von mir mehr erhielt, als sie wahrscheinlich erwartet hatte — sagte ich:

„Weisen Sie mich doch nach einem achtbaren ruhigen Gasthause, in welchem ich die Nacht verbringen kann.“

Sie gab mir nicht nur die gewünschte Auskunft, sondern rief auch einen commissionaire und forderte ihn auf, sich meiner anzunehmen — meines Koffers nicht, denn dieser war in das Zollhaus gewandert.

Ich folgte dem Manne in einer schlecht gepflasterten Straße hin, die durch Mondschein erhellt war; er brachte mich in das Gasthaus. Ich bot ihm ein Geldstück an, aber er schlug es aus, und ich glaubte er nehme es nicht, weil es ihm zu wenig sei; ich bot also das Doppelte, aber er lehnte auch dies ab und sprach ziemlich ärgerlich in einer Sprache, die ich nicht verstand. Ein Kellner, welcher in den erhellten Hausflur trat, machte mich in gebrochenem Englisch darauf aufmerksam, daß mein englisches Geld hier nicht gelte. Ich ersuchte ihn, mir einen Sovereign zu wechseln. Als dies abgethan war, bat ich um ein Zimmer und Bett; essen konnte ich nicht; ich war noch seekrank und matt und zitterte an allen Gliedern. Wie freute ich mich, als die Thür des Zimmerchens sich endlich schloß. Ich konnte wiederum ruhen, obgleich die Wolke der Ungewißheit am nächsten Tage so dicht sein mußte als je, die Nothwendigkeit etwas zu unternehmen noch dringender, die Gefahr (des Hungerns) näher und der Kampf (um das arme Leben) ernster.

## Siebentes Kapitel.

### Billette.

Am nächsten Morgen erwachte ich mit gestärktem Muth und erfrishtem Sinne; körperliche Schwäche lähmte meinen Verstand nicht mehr, mein Geist war hell.

Eben als ich mit dem Ankleiden fertig geworden war, klopfte es an die Thür. Ich rief „herein!“ und erwartete das Stubenmädchen, aber ein rauher Mann kam und sagte:

„Die Schlüssel, Miß.“

„Warum?“ fragte ich.

„Geben Sie nur die Schlüssel her“, entgegnete er ungeduldig und als er sie mir halb aus der Hand riß, setzte er hinzu: „so! Werden Ihren Koffer bald haben.“

Der Mann kam wirklich vom Zollamte. Wohin ich gehen sollte, um etwas zum Frühstück zu erhalten, wußte ich nicht; ich ging ohne langes Bestimmen hinunter.

Dabei bemerkte ich, was mir bei meiner außerordentlichen Müdigkeit in der vorigen Nacht entgangen, nämlich, daß das Gasthaus ein großes Hôtel war. Als ich langsam die breite Treppe hinunterging und auf jeder Stufe stehen blieb (denn es drängte mich gar nicht sehr hinunterzukommen), blickte ich nach der hohen Decke über mir, nach den gemalten Wänden umher, nach den großen Fenstern, welche das Haus mit Licht füllten, nach dem geäderten Marmor, auf den ich trat (denn die Stufen waren von Marmor, wenn auch nicht mit Teppich belegt und nicht sehr rein) und wenn ich alles dies mit der Größe des Zimmerchens verglich, das mir angewiesen worden war, so wie der außerordentlich bescheidenen Einrichtung desselben, überkam mich eine eigenthümliche philosophische Stimmung.

Ich bewunderte den Scharfblick, mit welchem Kellner und Stubenmädchen ihre Gäste bedienen. Wie konnten Gasthausdiener und Schiffsaufwärterinnen überall auf einen Blick wissen, daß ich z. B. eine Person ohne besondere gesellschaftliche Stellung und ohne schwere Börse sei? Sie wußten es offenbar; ich sah es sehr wohl, daß sie alle sofort mich ganz genau schätzten. Es kam mir dies merkwürdig und bedeu-

tungsvoll vor und ich mochte mir nicht vorenthalten, was es anzeigte, bemühte mich aber auch trotz dem niederdrückenden Gefühle bei gutem Muthe zu bleiben.

Von der einen großen Vorhalle aus, die durch Licht von oben stark erhellt war, gelangte ich in das Kaffeezimmer. Ich kann nicht läugnen, daß ich bei dem Eintritte in dasselbe etwas zitterte, mich einsam, verlassen und unglücklich fühlte, recht innig zu wissen wünschte, ob ich Recht oder Unrecht thue, endlich überzeugt zu sein glaubte, daß es das Letztere sei, aber es nicht ändern könnte. In dem Sinne und mit der Ruhe eines Menschen, der an das Fatum glaubt, setzte ich mich an einem Tischchen nieder und ein Kellner brachte mir gleich darauf Frühstück dahin. Ich aß davon in einer Gemüthsverfassung, welche für die Verdauung nicht eben günstig sein konnte. An andern Tischen in dem Zimmer frühstückten noch viele andere Personen; ich würde mich wohler gefühlt haben, wenn ich wenigstens eine Dame unter ihnen gesehen hätte; aber nicht eine einzige war zugegen. Niemand indeß schien in dem was ich that etwas Ungewöhnliches zu finden; einer und der andere der Herrn sah mich gelegentlich an, aber keineswegs in lästiger Weise, und wenn sie etwas Seltsames fanden, erklärten sie es gewiß mit dem einzigen Worte „anglaise.“

Nach dem Frühstück mußte ich mich wieder in Bewegung setzen, — in welcher Richtung hin?

„Reise nach Willette,“ rief mir eine Stimme im Innern zu, wahrscheinlich in Folge einer Erinnerung an die leicht und zufällig hingeworfenen Worte der Miß Fanshawe, als sie Abschied von mir nahm: „ich wollte Sie könnten zu Madame Beck kommen; sie hat einige kleine Bälge, die Sie beaufsichtigen könnten; sie sucht eine englische Gouvernante, oder suchte wenigstens eine vor zwei Monaten.“

Wer Madame Beck war und wo sie wohnte, wußte ich nicht; ich hatte gefragt, die Frage war aber ungehört oder wenigstens unbeantwortet geblieben, weil Miß Fanshawe von ihren Freunden rasch hinweggezogen wurde. Ich meinte, sie wohne in Willette und so wollte ich nach Willette u. s. w. Die Entfernung betrug vierzig (engl.) Meilen. Ich wußte wohl, daß ich nach Strohhalmen griff, in der unermesslichen

und bodenlosen Tiefe aber, in welcher ich mich befand, hätte ich nach Spinnweben gegriffen. Nachdem ich mich erkundiget, wie ich nach Villette komme, und einen Platz in der Diligence genommen hatte, reisete ich nach diesem Schatten von einem Plane ab. Ehe man aber über das Unbedachte dieses Verfahrens sich erklärt, sehe man nach meinem Ausgangspunkte zurück, betrachte die Einöde, welche ich verlassen, und bemerke, wie wenig ich wagte; ich mußte ein Spiel spielen, in dem nichts verloren, wohl aber gewonnen werden konnte.

Ich besitze kein künstlerisches Talent, muß aber doch von der Fähigkeit des Künstlers etwas in mir haben, aus dem gegebenen Vergnügen soviel als möglich zu ziehen, natürlich wenn es mir zusagt. So erfreute ich mich denn auch an dem Tage, obgleich wir langsam reiseten, obgleich es kalt war und regnete. Der Weg, auf dem die Fahrt hinging, war ziemlich kahl, flach und baumlos; schlammige Gräben krochen wie halberstarre grüne Schlangen an der Straße hin; steife gekappte Weiden standen an den Feldern, die wie Gartenbeete dalagen. Auch der Himmel war einförmig grau, die Luft dick und feucht, — aber unter all diesen niederdrückenden Einflüssen knospete meine Phantasie frisch und mein Herz ergögte sich im Sonnenscheine. Freilich wurden diese Gefühle durch das geheime, nicht von mir weichende Bewußtsein niedergehalten, daß die Sorge wie ein Tiger im Dickicht lauere. Ich hörte fortwährend das schnaubende Athmen dieses Raubthieres; sein wildes Herz pochte dicht an dem meinigen; es rührte sich in seinem Versteck nicht, ohne daß ich es fühlte, und ich wußte recht wohl, daß es nur auf Sonnenuntergang warte, um raubgierig aus seinem Hinterhalte hervorzuspringen.

Ich hatte gehofft Villette vor Einbruch der Nacht zu erreichen und so der großen Verlegenheit zu entgehen, welche das Dunkel um eine erste Ankunft an einem unbekanntem Orte zu breiten scheint, aber mit dichtem Nebel und seinem Regen hatte sich eine Finsterniß, die man hätte greifen können, auf die Stadt gelagert, als wir in der Vorstadt anlangten.

Wir fuhren durch ein Thor, an dem Soldaten standen, soviel konnte ich im Lampenlichte sehen; dann hatten wir die hohe Chaussee hinter uns und rasselten über ein gar felt-

sam hartes und holperiges Pflaster. In einem Bureau hielt die Diligence an, und die Passagiere stiegen aus. Mein erstes Geschäft bestand darin, meinen Koffer zu erhalten, — eine Kleinigkeit, für mich aber eine Sache von Wichtigkeit. Da ich es für das Beste hielt, wegen des Gepäcks nicht zudringlich und übereifrig zu sein, sondern zu warten, — die Schachteln u. dgl. ruhig abliefern zu lassen, bis ich meinen Koffer gewahrte, und ihn dann rasch in Anspruch zu nehmen, blieb ich bei Seite stehen, richtete die Augen unverwandt auf den Theil des Fuhrwerkes, in welchen ich mein Gepäck hatte legen sehen mit allem übrigen andern. Ein Stück dieses letzteren nach dem andern wurde heruntergegeben und weggenommen. Mein Koffer mußte nun sichtbar werden, aber — nein. Ich hatte die Adresse mit einem grünen Bande daraufgebunden, damit ich ihn schon von weitem erkenne; keine Spur von grün war zu sehen. Alles Gepäck war nun herausgenommen, jedes Blechkästchen und Papierpaket; die Wachstuchdecke wurde zurückgeschlagen, und ich erkannte vollkommen deutlich, daß kein Regenschirm, kein Mantel, kein Stock, keine Schachtel zurückgeblieben.

Wo war mein Koffer mit meinen wenigen Kleidungsstücken und dem Taschenbuche, in welchem sich der Ueberrest meiner funfzehn Pfund befand?

Jetzt frage ich so, damals vermochte ich es nicht. Ich konnte durchaus nichts sagen, da ich Französisch wohl verstand, aber nicht zu sprechen vermochte, und Jedermann Französisch, nur Französisch um mich her sprach. Was sollte ich thun? Ich trat zu dem Schaffner, legte meine Hand auf seinen Arm, wies auf einen Koffer, dann auf das Dach der Diligence und suchte mit meinen Augen eine Frage auszudrücken. Er verstand mich falsch, ergriff den bezeichneten Koffer und wollte ihn auf den Wagen hinaufheben.

„Lassen sie den Koffer in Ruhe!“ sagte eine Stimme in gutem Englisch, die dann sich verbessernd hinzusetzte: „qu'est ce que vous faites donc? Cette malle est à moi.“

Aber ich hatte vaterländische Laute gehört; sie erfreuten mein Herz, ich drehete mich um und sagte zu dem Fremden, ohne in meiner Noth und Angst zu bemerken, wie er aussah:

„Ach, Herr, ich kann nicht Französisch sprechen. Darf

ich Sie bitten, den Mann zu fragen, wo er meinen Koffer gelassen hat?"

Ohne für den Augenblick zu erkennen, zu welcher Art von Gesicht meine Augen sich emporrichteten, bemerkte ich doch in dem Ausdrucke desselben Verwunderung über meine Aufforderung.

„Ich bitte Sie, fragen Sie ihn; ich würde dasselbe gern für Sie thun,“ wiederholte ich.

Ich weiß nicht, ob der Mann lächelte, aber er sagte in einem artigen Tone, d. h. in einem Tone, der nicht hart und abschreckend klang:

„Wie sah Ihr Koffer aus?“

Ich beschrieb ihn und erwähnte das grüne Band. Sogleich faßte er den Schaffner am Arme, und ich fühlte durch den Strom französischer Worte, die nun folgten, daß er ihn verb anließ. Gleich darauf kam er zu mir zurück und sagte:

„Der Mann gesteht, daß der Wagen überladen gewesen, daß er Ihren Koffer, ohne daß Sie es bemerkt, heruntergenommen und mit anderem Gepäck in Bonne-Marine zurückgelassen hat; er versprach aber auch ihn morgen zu befördern und übermorgen werden Sie ihn also sicher in dem Bureau hier finden.“

„Ich danke Ihnen,“ antwortete ich, aber der Muth war mir benommen.

Was sollte ich unterdeß anfangen? Vielleicht sah mir der Engländer meine Verlegenheit an, denn er erkundigte sich theilnehmend:

„Haben Sie Freunde in der Stadt hier?“

„Nein, und ich weiß nicht, wohin ich gehen soll.“

Es folgte eine kleine Pause. In dieser trat er näher an das Licht, das über ihm brannte, und ich erkannte, daß er ein junger, schöner Mann war; er konnte recht wohl ein Lord sein. Sein Gesicht hatte etwas sehr Gefälliges; er sah vornehm, aber nicht hochmüthig, männlich, aber nicht übermüthig aus. Ich wendete mich traurig ab, da ich mir sagte, daß ich durchaus keinen Anspruch auf weiteren Beistand von einem solchen Herrn habe.

„Befand sich Ihr ganzes Geld in Ihrem Koffer?“ fragte er und hielt mich zurück.

Wie dankbar war ich, daß ich der Wahrheit gemäß antworten konnte:

„Nein. Ich habe genug in meiner Börse (fast zwanzig Francs), um in einem bescheidenen Gasthause bis übermorgen bleiben zu können, aber ich bin ganz fremd in Billette und kenne die Straßen und Gasthäuser nicht.“

„Ich kann Ihnen die Adresse eines Hauses geben, wie Sie es wünschen,“ sagte er darauf; „es ist auch nicht sehr weit entlegen und Sie werden sich leicht zurecht finden.“

Er riß ein Blatt aus seinem Notizbuche, schrieb ein Paar Worte darauf und gab es mir. Ich hielt ihn für freundlich theilnehmend und hätte eben so leicht der Bibel mißtraut als ihm, seinem Rath oder seiner Adresse. Es sprach sich Herzengüte in seinen Zügen, Ehrenhaftigkeit in seinen glänzenden Augen aus.

„Ihr kürzester Weg wird sein, wenn Sie auf dem Boulevard hin und durch den Park gehen,“ fuhr er fort; „aber es ist zu spät und zu dunkel für ein Mädchen, allein durch den Park zu gehen; ich werde Sie also so weit begleiten.“

Er ging und ich folgte ihm durch die Finsterniß und den feinen durchdringenden Regen. Der Weg auf dem Boulevard war völlig verödet und sehr schmutzig; von den Bäumen tropfte das Wasser, in dem Parke war es pechfinster. In dem Doppeldunkel von den Bäumen und dem Nebel konnte ich meinen Führer nicht sehen, nur seinen Tritten folgen. Ich fühlte nicht die mindeste Furcht und glaube, diesem ehrlichen Tritte wäre ich durch ununterbrochene Nacht bis an der Welt Ende gefolgt.

„Nun,“ sagte er, als wir durch den Park hindurch gekommen waren, „gehen Sie diese breite Straße hin, bis Sie an Stufen kommen; zwei Lampen werden Ihnen zeigen, wo sie sind; diese Stufen gehen Sie hinunter; dort gelangen Sie in eine schmale Straße, und am Ende derselben treffen Sie Ihr Gasthaus. Man spricht Englisch dort und Sie sind also über Ihre Schwierigkeiten hinweg. Gute Nacht!“

„Gute Nacht, werther Herr,“ sagte ich; „nehmen Sie meinen aufrichtigsten Dank an.“ Und wir schieden.

Die Erinnerung an sein Gesicht, das gewiß nicht unfreundlich gegen die Freundlose war, und der Klang seiner



Stimme, welche ein ritterliches Wesen Schwachen und Bedürftigen, wie Jugendlichen und Schönen gegenüber verrieth, waren noch lange nachher eine Art Herzstärkung für mich. Es war ein ächter junger englischer Gentleman.

Ich ging schnell durch eine prächtige Straße und über einen Platz mit den größten Häusern an allen Seiten und einem noch gewaltigeren Gebäude, das ein Palast oder eine Kirche sein konnte. Eben als ich an einer Säulenhalle vorüber kam, traten plötzlich zwei beschneidbare Männer hinter den Pfeilern hervor; sie rauchten Cigarren und gehörten ihrer Kleidung nach auch zu den Gentlemen, innerlich aber zu dem Böbel. Sie sprachen frech, und so schnell ich auch ging, hielten sie doch eine lange Strecke mit mir Schritt. Endlich begegnete ich einer Art Patrouille, und die Männer, welche mich hegten, wurden von der Verfolgung abgelenkt, aber sie hatten mich auch über mein Ziel hinausgetrieben. Als ich wieder zu mir kam, wußte ich nicht mehr wo ich war; über die Stufen mußte ich längst hinaus sein; athemlos, mit jagendem Puls und schrecklicher Angst stand ich da und wußte nicht wohin ich mich wenden sollte. Fürchterlich war mir namentlich der Gedanke, mit jenen rohen Männern wieder zusammenzutreffen, dennoch mußte ich umkehren und die Stufen suchen.

Endlich gelangte ich an eine Reihe alter ausgetretener Stufen, und da ich nicht zweifelte, daß es die bezeichneten wären, ging ich auf denselben hinunter. Die Straße, in welche sie führten, war wirklich schmal, aber sie enthielt kein Gasthaus. Ich ging weiter. In einer sehr stillen und vergleichsweise reinlichen, gutgeplasterten Straße sah ich eine Lampe über der Thür eines ziemlich großen Hauses brennen, das die übrigen um ein Stockwerk überragte. Dies konnte das Gasthaus sein. Ich eilte hinzu; die Knie zitterten unter mir; ich war fast ganz erschöpft.

Es war kein Gasthaus. Eine Messingplatte zierte das große Einfahrtsthor. „Pensionnat de Demoiselles“ lautete die Aufschrift und darunter stand ein Name — „Madame Beck.“

Ich erschraf. Hundert Gedanken wälzten sich in einem Augenblicke durch meinen Kopf, aber ich kam zu keinem Entschlusse, zu keiner Betrachtung; ich hatte keine Zeit. Die

Vorstädte sagte: „bleibe hier; es ist Dein Gasthaus.“ Das Schicksal faßte mich mit seiner starken Hand, überwältigte meinen Willen, und leitete meine Handlungen; ich zog die Klingel.

Ich mochte nicht nachdenken, während ich wartete. Stier blickte ich auf die Pflastersteine, auf welche das Lampenlicht fiel; zählte sie, betrachtete ihre Gestalt und das Glitzern der Masse daran. Ich klingelte noch einmal. Endlich wurde geöffnet. Eine Bonne in nettem Häubchen stand vor mir.

„Kann ich Madame Beck sehen?“ fragte ich.

Wenn ich französisch gesprochen hätte, würde sie mir wahrscheinlich den Eintritt verweigert haben; da ich englisch sprach, vermuthete sie wohl, ich sei eine ausländische Lehrerin, die in Geschäften komme, und so ließ sie mich selbst zu so später Stunde ein, ohne ein Wort des Widerstrebens zu sagen oder einen Augenblick zu zögern.

Im nächsten Augenblicke saß ich in einem kalten glänzenden Zimmer mit Porzellanofen (ohne Feuer), vergoldeten Verzierungen und gebohntem Fußboden. Eine Uhr auf dem Kaminstufe verkündete die neunte Stunde.

Es verging eine Viertelstunde. Wie klopfen alle meine Pulse! Wie überlief mich bald Hitze, bald Kälte! Die Augen wendete ich nicht von der Thür ab, einer großen weißen Flügelthür mit vergoldeten Leisten. Ich erwartete, daß der eine Flügel aufgehe. Alles blieb still; keine Maus regte sich; die weiße Thür stand verschlossen vor mir.

„Sie sind eine Engländerin?“ fragte endlich eine Stimme neben mir. Ich fuhr fast empor, so unerwartet kam die Stimme, so gewiß war ich des Alleinseins gewesen.

Es stand kein Geist neben mir, kein gespensterhaftes Wesen, sondern eine mütterhafte, volle kleine Frau in großem Shawl, Hauskleid und reinlicher Nachthaube.

Ich bejahete die Frage und sogleich kamen wir, ohne weitere Einleitung, in ein höchst seltsames Gespräch. Madame Beck (— sie war es, war durch eine kleine Thür hinter mir leise hereingetreten, so daß ich sie nicht gehört hatte —) hatte ihren ganzen Vorrath von englisch klingenden Worten erschöpft, als sie mich fragte: „Sie sind eine Engländerin?“ und arbeitete nun sehr geläufig in ihrer Muttersprache fort.

Ich antwortete in der meinigen. Sie verstand mich zum Theil, da ich sie aber gar nicht verstand, obgleich wir gewaltigen Lärm machten (eine so kräftige Stimme wie die der Madame Beck hatte ich nie gehört), so kamen wir nicht viel weiter. Nach einiger Zeit klingelte sie nach Hilfe, die in der Gestalt einer maitresse erschien, welche zum Theil in einem irischen Kloster erzogen worden war und der englischen Sprache vollkommen mächtig sein sollte. Diese maitresse war eine häßliche kleine Person, Labassécourienne vom Kopfe bis zu den Beinen, und wie mißhandelte sie die Sprache Albions! Ich erzählte ihr einfach meine Geschichte, welche sie übersezte. Ich sagte, daß ich mein Vaterland verlassen, um meine Kenntnisse zu erweitern und mein Brod zu verdienen, und daß ich bereit sei jede nützliche Beschäftigung anzunehmen, sobald sie nicht herabwürdige, also Kindeswärterin oder Kammerjungfer zu werden, auch keine Hausarbeit zurückzuweisen, wenn sie meine Kräfte nicht übersteige. Madame hörte dies, und ein forschender Blick nach ihrem Gesichte sagte mir fast, die Geschichte habe ihr Herz gewonnen.

„Il n'y a que les Anglaises pour ces sortes d'entreprises,“ sagte sie; „sont-elles donc intrépides ces semmes-là!“

Sie fragte nach meinem Namen und Alter, setzte sich und musterte mich, nicht gerade mitleidig, nicht theilnehmend; keinen Strahl von Mitgefühl, keinen Schein von Theilnahme zeigte sie dabei in ihren Zügen. Ich fühlte recht wohl, daß sie eine Frau sei, welche sich keinen Zoll weit durch ihr Gefühl leiten lasse; ernst und bedächtig sah sie mich an, zog ihren Verstand zu Rathe und überdachte meine Geschichte. Da ließ sich ein Glöckchen hören.

„Voilà pour la prière du soir!“ sagte sie und stand auf. Durch ihre Dolmetscherin ließ sie mir sagen, ich möchte nun gehen und am nächsten Tage wiederkommen; aber das sagte mir nicht zu; in die Gefahren auf den finstern Straßen konnte ich nicht zurückkehren. Mit Bestimmtheit, aber doch mit Bescheidenheit sagte ich also zu der Frau vom Hause selbst, nicht zu der Lehrerin:

„Halten Sie sich überzeugt, Madame, daß Sie Ihrem Interesse nützen und nicht schaden, wenn Sie mich sogleich in Dienst nehmen; Sie werden in mir eine Person kennen

lernen, welche durch ihre Arbeit den Lohn, den sie empfängt, vollkommen auszugleichen wünscht, und wenn Sie mich mieten, ist es besser, daß ich schon diese Nacht hier bleibe. Da ich keine Bekannten in Bilette habe, auch die Landessprache nicht verstehe, wie soll ich ein Unterkommen finden?"

„Das ist wahr,“ entgegnete sie. „Zeugnisse können Sie aber doch vorlegen?“

„Nein.“

Sie fragte dann nach meinem Gepäc und ich sagte ihr, wenn es ankommen werde. Sie sann nach. In diesem Augenblicke hörte man männliche Tritte, die sich schnell der äußern Thür zuwendeten. (Ich werde diesen Theil meiner Erzählung fortsetzen als hätte ich Alles verstanden was vorging, denn obgleich mir das Meiste dunkel blieb, erfuhr ich doch später die Bedeutung).

„Wer geht da draußen?“ fragte Madame Beck, indem sie auf die Tritte horchte.

„Monsieur Paul,“ antwortete die Lehrerin. „Er kam diesen Abend, um in der ersten Classe Unterricht zu ertheilen.“

„Er ist der rechte Mann, den wir in diesem Augenblicke brauchen. Rufen Sie ihn herein.“

Die Lehrerin eilte fort, Herr Paul wurde gerufen und trat ein, ein kleiner hagerer Mann mit einer Brille.

„Mon cousin,“ begann Madame, „ich möchte Ihre Meinung hören. Wir kennen Ihre Geschicklichkeit in dem Gesicht zu lesen; machen Sie jetzt Gebrauch davon, lesen Sie in diesem Gesicht hier.“

Das Männchen richtete seine Brille nach mir. Entschlossenes Zusammendrücken der Lippen und Furchenzichen über der Stirn schienen anzudeuten, daß er durch mich hindurchsehen wolle und daß ein Schleier für ihn kein Schleier sein werde.

„Ich lese darin,“ antwortete er.

„Et qu'en dites-vous?“

„Mais bien des choses,“ lautete die Antwort.

„Schlechte oder gute?“

„Schlechte und gute natürlich,“ meinte der große Gesichtsfenner.

„Kann man ihren Worten trauen?“

„Unterhandeln Sie über eine wichtige Sache?“

„Sie wünscht, daß ich sie als Bonne oder Gouvernante annehme, erzählt mir eine Geschichte, legt aber keine Zeugnisse vor.“

„Ist sie eine Fremde?“

„Eine Engländerin, wie Sie doch sogleich sehen.“

„Spricht sie Französisch?“

„Nicht ein Wort.“

„Versteht sie es?“

„Nein.“

„So kann man in ihrer Gegenwart unumwunden sprechen?“

„Ohne Zweifel.“

Er sah mich noch einmal stier an und fragte Madame Beck:

„Bedürfen Sie ihrer Dienste?“

„Ich könnte sie brauchen. Sie wissen, daß mir Madame Svini widerwärtig ist.“

Er forschte noch immer und das Urtheil, als es endlich zum Vorschein kam, war völlig unbestimmt. „Nehmen Sie das Mädchen. Wenn das Gute in ihr vorherrscht, wird die That sich belohnen, hat das Schlechte in ihr die Oberhand, eh bien, ma cousine, ce sera toujours une bonne oeuvre.“ Mit einer Verbeugung und einem „bon soir“ ver schwand der Schiedsrichter über mein Geschick. Madame Beck nahm mich noch denselben Abend in Dienst, — durch Gottes Barmherzigkeit entging ich der Nothwendigkeit, noch einmal in die verödete, traurige, schauerige Straße hinauszu gehen.

## Achtes Kapitel.

Madame Beck.

Ich wurde der maitresse übergeben, welche mich über einen langen schmalen Gang in eine ausländische sehr reinliche, aber sehr seltsame Küche führte. Sie schien gar keine Vorrichtung zum Kochen zu enthalten, weder Heerd noch Bratofen. Daß

der große schwarze Bau in einer Ecke alles vertrate, ahnete ich nicht. Der Stolz fing sicherlich nicht schon an mir ins Herz zu flüstern, aber eine Erleichterung war es mir doch, als ich nicht in der Küche, wie ich gefürchtet hatte, bleiben mußte, sondern wieder in ein „cabinet“ geführt wurde. Eine Köchin im Tüchchen, kurzem Rock und Holzschuhen brachte mir mein Abendessen, nämlich etwas Fleisch — von welchem Thier, ließ sich nicht errathen — in einer seltsamen säuerlichen, aber angenehmen Sauce; Kartoffelstückchen mit ich weiß nicht was, Essig und Zucker glaube ich; einen Schnitt Brod mit Butter und eine gebackene Birne. Da ich hungrig war, aß ich und dankte. Nach dem „Abendgebet“ kam Madame selbst, um mich noch einmal anzusehen. Sie verlangte, daß ich ihr in das obere Stockwerk folge. Durch eine Reihe der wunderlichsten kleinen Schlafkabinette — welche, wie ich später hörte, früher Nonnenzellen gewesen waren, denn das Gebäude war zum Theil alt — und durch den Betsaal, einen langen, niedrigen, düstern Raum, in welchem ein bleiches Crucifix an der Wand hing und zwei Kerzen matt brannten, führte sie mich in ein Zimmer, in welchem drei Kinder in drei kleinen Betten schliefen. Die Luft in diesem Schlafzimmer war von einem geheizten Ofen schwer und drückend; um dies wieder gut zu machen, hatte man stark, aber nicht eben angenehm geräuchert, denn es roch wie Rauch und Spiritus, mit einem Worte wie Whiskey.

Neben einem Tische, auf welchem ein Lichtstumpf flackerte, schmolz und in den Leuchter ablief, schlief in einem Stuhle ein plumpes Frauenzimmer, das seltsam in breitgestreifte bunte Seide gekleidet war und eine wollene Schürze trug. Um das Bild zu vervollständigen und keinen Zweifel über den Zustand der Dinge übrig zu lassen, standen eine Flasche und ein leeres Glas neben der schlafenden Schönen.

Madame betrachtete dieses seltsame Bild mit großer Ruhe; ihr Gesicht verzog sich weder zu Lächeln noch zu Schelten; kein Ausdruck von Born, Widerwillen oder Verwunderung störte die Gleichmäßigkeit ihres gravitätischen Aussehens; sie weckte die Frau nicht einmal auf. Mit Seelenruhe wies sie auf ein viertes Bett und gab mir zu verstehen, daß dies das

meinige sei. Nachdem sie sodann das Licht ausgelöscht und eine Nachtlampe dafür hingestellt hatte, schlüpfte sie durch eine Thür, die sie angelehnt ließ, die Thür zu ihrem eigenen großen, wohlmöblirten Zimmer.

Mein Gebet an diesem Abend war ein Dankgebet; seltsam war ich seit dem Morgen geführt worden, unerwartet hatte die Vorsehung sich meiner angenommen. Ich konnte es kaum glauben, daß noch nicht achtundvierzig Stunden vergangen, seit ich London verlassen und zwar ohne andere schützende Obhut als die zweifelhafte Hoffnung.

Ich hatte einen leisen Schlaf und mitten in der Nacht wachte ich auf. Alles war still, aber eine weiße Gestalt stand in dem Zimmer — Madame in ihrem Nachtanzuge. Geräuschlos bewegte sie sich hin und her, ging zu den drei Kindern in den drei Betten und trat dann zu mir. Ich stellte mich als schlief ich und sie beobachtete mich lange. Endlich folgte eine kleine Pantomime, die merkwürdig genug war. Ich glaube, sie saß eine Viertelstunde lang auf dem Rande meines Bettes und blickte mir dabei fortwährend in das Gesicht. Dann bog sie sich dicht über mich, schob leise mein Nachthäubchen empor und schlug die Garnirung zurück, so daß mein Haar sichtbar wurde. Auch meine Hand besah sie, die auf dem Bett lag. Dann wendete sie sich nach dem Stuhle, auf den ich meine Kleidungsstücke gelegt hatte, — am Fuße meines Bettes. Da ich hörte, daß sie dieselben angriff und emporhob, schlug ich vorsichtig die Augen auf, denn ich war allerdings so neugierig, um womöglich zu sehen, wie weit ihre Nachforschung gehe. Ziemlich weit ging sie; sie untersuchte jedes einzelne Stück. Ihren Beweggrund dazu errieth ich recht wohl, nämlich den Wunsch von den Kleidern auf die Trägerin, ihre Reinlichkeit u. s. w. zu schließen. Der Zweck war nicht zu verwerfen, das Mittel aber kaum zu rechtfertigen. In meinem Kleide befand sich eine Tasche; sie kehrte dieselbe um, zählte das Geld in meiner Börse, machte ein kleines Notizbuch auf, las kaltblütig was darin geschrieben stand und nahm zwischen den Blättern eine kleine geflochtene Locke von Miß Marchmonts grauem Haar heraus. Einem Bündelchen von drei Schlüsseln — zu meinem Koffer, meinem Schreibpult und Arbeitskästchen

— widmete sie ganz besondere Aufmerksamkeit und sie ging mit demselben sogar einen Augenblick in ihr Zimmer. Ich richtete mich vorsichtig in dem Bett auf und sah ihr nach. Diese Schlüssel, lieber Leser, wurden nicht eher zurückgebracht, bis sie auf der Toilette in dem anstoßenden Zimmer in Wachs abgedrückt waren. Nachdem dies mit Aufmerksamkeit gethan worden, wurde mein Eigenthum an seine Stelle zurückgebracht und mein Anzug sorgsam zusammengelegt. Welche Schlüsse zog die Frau aus ihrer so genauen Durchsuchung? Lauteten sie günstig oder nicht? Vergebliche Frage. Das steinerne Gesicht der Frau verrieth keine Antwort und wie von Stein sah es jetzt in der Nacht aus; früher war es mir menschlich, selbst mütterlich vorgekommen.

Nachdem sie ihre Pflicht gethan hatte — ich fühlte, daß dies Geschäft in ihren Augen eine Pflicht war — stand sie auf, geräuschlos wie ein Schatten, und bewegte sich nach ihrer Thür hin; an dieser drehte sie sich um und heftete ihre Augen auf die Heldin von der Flasche, welche noch schlief und laut schnarchte. Frau Svini (vermuthlich war sie Madame Svini, englisch oder irisch Sweeny) hätte ihre Beurtheilung in Mad. Beck's Augen lesen können, sie sprachen einen unerschütterlichen Entschluß aus. Alles dies war gewiß sehr unenglisch und ich erkannte, daß ich in einem fremden Lande war.

Der andere Morgen machte mich mit Frau Sweeny näher bekannt. Sie hatte sich, wie es schien, in dem Hause als eine heruntergekommene englische Dame aus Middlesex eingeführt, welche die englische Sprache mit dem besten Londoner Accent spreche. Madame Beck — die sich auf ihre eigenen untrüglichen Mittel verließ die Wahrheit an den Tag zu bringen — befaß einen eigenen Muth die Ersten Besten in Dienst zu nehmen (wie sie es auch in meinem Falle hinlänglich bewiesen hatte). Sie hatte also Mrs. Sweeny als Gouvernante ihrer drei Kinder angenommen und ich brauche wohl kaum zu sagen, daß die „Lady“ eine ächte Irländerin war. Was sie eigentlich gewesen, wage ich nicht zu bestimmen; sie behauptete nur, sie habe „den Sohn und die Tochter eines Marquis aufgezogen“. Möglicherweise war sie Amme, Wärterin oder Wäscherin in einer irischen Familie. Ihre



Sprache war ein eigenthümliches Gemisch von grobem Dialect mit städtischer Ziererei. Auf irgend eine Weise war sie in den Besitz einer Garderobe von ziemlich verdächtiger Pracht gekommen, — von Kleidern von schwerer kostbarer Seide, die ihr gar nicht recht paßten und offenbar für andere Formen als die ihrigen gemacht waren. Der Hauptgegenstand des Inventars, der Zauber, mit welchem sie das ganze Haus in Bann hielt und Madame selbst imponirte, so lange sie die majestätischen Falten auf ihren Schultern trug, war — ein ächter indischer Shawl, un véritable cachemire, wie Madame Beck mit Staunen und Verehrung sagte. Ohne diesen „ächten“, davon bin ich überzeugt, würde sie sich nicht zwei Tage in dem Pensionnat haben halten können durch denselben und nur durch ihn erhielt sie sich einen Monat.

Als Mrs. Sweeny erfahren hatte, daß ich in ihre Schuhe treten solle, da zeigte sie sich, da erhob sie sich in voller Macht gegen Mad. Beck und fiel mich mit aller ihrer Gewalt an. Madame ertrug alles mit so stoischer Ruhe, daß ich nicht anders konnte, als ebenfalls alles über mich ergehen zu lassen. Einen Augenblick entfernte sich Mad. Beck aus dem Zimmer; zehn Minuten später stand ein Polizeiagent unter uns. Mrs. Sweeny und ihre Habseligkeiten wurden fortgebracht. Die Stirn der Frau vom Hause war die ganze Scene über vollkommen glatt geblieben und über ihre Lippen war auch nicht ein scharfbetontes Wort gegangen.

Die Geschichte der sofortigen Entlassung war vor dem Frühstück vollständig abgethan, die Marschordre gegeben, der Polizeiagent berufen, die Widerspenstige entfernt, chambre d'enfans geräuchert und gereinigt, die Fenster aufgemacht und jede Spur von Mrs. Sweeny — bis auf das eigenthümliche Parfüm — aus der Rue Fossatte entfernt; alles dies, sage ich, geschah zwischen der Zeit, als Madame Beck wie Aurora aus ihrem Zimmer kam und jener, als sie sich ruhig niederließ, um sich die erste Tasse Kaffee einzuschenken.

Gegen Mittag wurde ich gerufen Madame anzukleiden (mein Amt schien ein Mittelding zwischen dem einer Gouvernante und einer Kammerjungfer zu sein). Bis dahin bewegte sie sich in dem Hausrocke, dem Shawl und den getauschten Hausschuhen umher.

Die Unordnung ihres Haares brachte mich in Verlegenheit; es war voll, braun, ohne Beimischung von Grau, ob sie gleich vierzig Jahre zählte. „Waren Sie nicht semme de chambre zu Hause?“ fragte sie, als sie meine Verlegenheit bemerkte. Damit nahm sie mir die Bürste aus der Hand, schob mich bei Seite, nicht unsanft oder unfreundlich, und machte sich das Haar selbst. Bei den weitem Toilettearbeiten gab sie mir theils Anweisung, theils war sie selbst behilflich, ohne im geringsten Mißlaune oder Ungeduld zu verrathen. Indes war es das erste und letzte Mal, daß ich berufen wurde. Das Amt fiel der Pförtnerin Rosette zu.

Als Madame Beck vollständig angekleidet war, sah sie allerdings klein und dick, aber noch immer grazios in ihrer Art aus. Ihr Teint war frisch und roth, doch nicht zu sehr, ihr Auge blau und klar; ihr schwarzes seidenes Kleid paßte ihr so gut, wie es nur eine französische Schneiderin passend machen kann; sie sah gut aus, wenn auch etwas bourgeoise (bürgerlich) und eine bourgeoise war sie denn auch. Ich weiß nicht, welche Harmonie ihr ganzes Wesen umgab, und doch gewährte ihr Gesicht auch Contrast: die Züge waren keineswegs solche, wie man sie gewöhnlich in Verbindung mit so frischer und ruhiger Farbe findet, die Stirn hoch, aber schmal; sie verrieth Geist und einiges Wohlwollen, aber ihr ruhiges, doch immer wachsame Auge wußte nichts von dem Feuer, welches in dem Herzen entzündet wird, oder der Sanftmuth, die von da fließt. Ihr Mund war hart, ihre Lippen dünn. Sie hätte wohl ein rechter weiblicher Minos sein können.

Mit der Zeit erfuhr ich, daß sie auch sonst noch etwas war. Sie hieß Modeste Maria Beck, née Kint; sie hätte aber Ignacia heißen sollen. Sie that viel Gutes und führte ein mildes Zepher als Hausfrau. Man sagte mir, daß sie der unerträglichen Mrs. Sweeny, trotz der Trunkenheit und Unordnung, niemals Vorstellungen oder Vorwürfe gemacht habe; Mrs. Sweeny mußte sich aber entfernen, als diese Entfernung ohne Störung im Hauswesen erfolgen konnte. Man sagte mir ferner, daß die Lehrer und Lehrerinnen in der Anstalt nie getadelt, aber häufig entlassen würden; sie

verschwanden und Andere traten an ihre Stelle, Niemand konnte erklären wie oder warum.

Die Anstalt war ein Pensionnat, hatte aber auch Schülerinnen, die außer dem Hause wohnten; die Letzteren belieben sich auf mehr als hundert, die Pensionnairinnen auf zwanzig. Madame mußte bedeutende Verwaltungsfähigkeiten besitzen, denn sie beaufsichtigte alles, nebst vier Lehrerinnen, acht Lehrer, sechs Diensthoten und drei Kindern, und stand in lebhaftem Briefwechsel mit den Aeltern oder Verwandten ihrer Zöglinge, scheinbar ohne Anstrengung, ohne Hast, ohne überhäuftes Wesen oder irgend ein Symptom von ungehöriger Aufregung. So beschäftigt sie war, blieb sie noch immer ruhig und gelassen. Allerdings hatte sie eine eigenthümliche Art, diese ganze große Maschinerie im Gange zu erhalten, eine recht hübsche Art. Der Leser hat eine Probe davon gesehen, als sie meine Tasche umwendete und in meinem Notizbuche las. Surveillance — espionage — war ihre Lösung.

Madame wußte indeß, was ehrlich war, und liebte es auch, d. h. wenn es seine plumpen Bedenklichkeiten ihrem Willen und Interesse nicht entgegenstellte. Sie hatte besondere Achtung vor „Angleterre“ und um ihre Kinder mochte sie nur „anglaises“ haben, wenn es sich einigermaßen thun ließ.

Abends, nachdem sie den ganzen Tag intrigirt und Intriguen abgelenkt, spionirt und die Berichte ihrer Spione erhalten hatte, kam sie oftmals in mein Zimmer, mit Spuren wirklicher Ermüdung auf der Stirn, setzte sich nieder und hörte zu, während die Kinder mir ihre kleinen Gebete englisch hersagten; — das Vaterunser und das kleine Lied, das anfängt: „gentle Jesus,“ durften die kleinen Katholiken an meinen Knien beten. Hatte ich sie dann zu Bett gebracht, sprach sie mit mir (ich lernte bald soviel Französisch, um sie zu verstehen und ihr zu antworten) über England und Engländerinnen, so wie über die Gründe, nach denen sie den letzteren solideren Verstand und festere, zuverlässigere Redlichkeit zuschrieb. Sehr oft zeigte sie vortreffliche Ansichten und sehr gesunde Meinungen; sie schien zu wissen, daß es nicht die beste Art sei brave Frauen zu erziehen, wenn man die Mäd-

chen in mißtrauischem Zwange, in blinder Unwissenheit und unter einer Aufsicht halte, die ihnen keinen Augenblick und keinen Winkel für Alleinsein gestatten, aber sie versicherte, es würden traurige Folgen eintreten, wenn man bei Kindern auf dem Festlande eine andere Methode anwende, — sie wären an Zwang und Aufsicht so gewöhnt, daß sie jedes Nachlassen falsch verstehen und verderblich auslegen würden; sie sei, versicherte sie, betrübt über die Mittel, die sie anzuwenden habe, aber sie müsse dieselben anwenden. Hatte sie sich so, oftmals mit Würde und Zartgefühl, ausgesprochen, so entfernte sie sich in ihren „souliers de silence,“ schlüpfte wie ein Geist durch das Haus, lauschte und spionirte überall, schielte durch jedes Schlüßelloch und horchte an jeder Thür.

Ich muß ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ihr System nicht schlecht war. Nichts konnte besser sein als ihre Anordnungen und Einrichtungen für das körperliche Wohlbefinden ihrer Zöglinge. Der Geist wurde nicht übermäßig angestrengt; die Unterrichtsstunden und Unterrichtsgegenstände waren gut vertheilt und wurden den Lernenden unvergleichlich leicht gemacht; die Kinder durften sich vergnügen und es war für Bewegung gesorgt, welche die Mädchen gesund erhielt; die Nahrung war reichlich und gut, und so sah man in der Rue Toffette kein blaßes Gesicht. Sie zürnte nie eines Festtages wegen, gestattete hinlängliche Zeit für Schlafen, Ankleiden, Waschen und Essen; ihre Methode in allem diesem war liberal, heilsam und verständig; manche gestrenge englische Erzieherin würde sehr wohlthun, wenn sie dasselbe thun wollte, und — manche, glaube ich, würde es gern thun, wenn es die englischen Mcltern zugäben.

Da Madame Beck durch Spioniren regierte, so hatte sie natürlich ihren Stab von Spionen. Sie kannte die Eigenschaft der Werkzeuge vollkommen, die sie benutzte, obwohl sie kein Bedenken getragen haben würde bei einer schmutzigen Sache das schmutzigste zu handhaben — worauf sie es von sich warf wie die Schale, nachdem die Frucht gehörig ausgedrückt — weiß ich doch auch, daß sie reines Metall zu reinen Zwecken suchte und, hatte sie ein blaßes, rostfreies In-

strument gefunden, dasselbe sorgsam in Seide und Watte aufbewahrte. Aber wehe denjenigen, welche ihr nur einen Zoll über den Punkt hinaus vertrauten, wo es ihr Interesse verlangte zuverlässig zu sein. Das Interesse war der Hauptschlüssel für ihre Natur, die Hauptfeder für alles was sie that, das Alpha und Omega ihres Lebens. Ich bin Zeuge gewesen, daß man sich an ihr Gefühl wendete, und daß sie halb mitleidig, halb verächtlich darüber lächelte. Auf diesem Wege fand Niemand ihr Echo; durch solche Mittel brachte Niemand sie von ihren Plänen ab. Im Gegentheil, der Versuch ihr Herz zu rühren, war der sicherste Weg ihre Abneigung zu erregen und sie sich zur Feindin zu machen. Es bewies ihr, daß sie kein Herz hatte, welches gerührt werden konnte; es erinnerte sie, wo sie machtlos und todt war. Niemals ist ein besseres Beispiel für den Unterschied zwischen Nächstenliebe und Gnade aufgestellt worden. Während sie nicht das mindeste Mitgefühl hatte, besaß sie genug Verstandeswohlwollen: sie gab aufs Bereitwilligste Leuten, welche sie niemals gesehen hatte, lieber indessen Classen als einzelnen Personen. „Pour les pauvres“ öffnete sie ihre Börse ohne Weiteres, gegen den Armen hielt sie dieselbe in der Regel verschlossen. An menschenfreundlichen Unternehmungen, für das Wohl der Gesellschaft im Allgemeinen, betheiligte sie sich gerne; Privatsorgen rührten sie nicht, das Leiden eines Herzens, wie umfanglich und gewaltig es auch sein mochte, vermochte das ihrige nicht zu bewegen. Der Todeskampf in Gethsemane, der Tod auf der Schädelstätte würde ihren Augen nicht eine Thräne erpreßt haben.

Ich wiederhole es noch einmal, Madame Beck war eine große, geistig sehr begabte Frau. Die Schule war für sie sogar ein zu beschränkter Wirkungskreis; sie hätte eine Nation beherrschen, die Führerin einer unruhigen, gesetzgebenden Versammlung sein sollen. Niemand würde sie eingeschüchtert, ihre Nerven gereizt, ihre Geduld erschöpft, ihre Schlaueit überboten haben. Sie hätte in ihrer einzigen Person die Pflichten eines Premierministers und eines Polizeidirectors vereinigen können. Sie war klug, fest, treulos, verschwiegen, schlau und leidenschaftslos, wachsam und nicht zu durchschauen, scharfsinnig und gefühllos, dabei immer streng dem Anstande

und der Schicklichkeit gemäß, — was hätte man mehr noch wünschen können?

Der verständige Leser wird nicht glauben, ich hätte alles dies, was ich ihm hier berichtet, in einem Monate oder in einem halben Jahre erfahren. O, nein. Anfangs sah ich nur die gedeihliche Außenseite einer großen und blühenden Erziehungsanstalt. Ich befand mich in einem großen Hause voll gesunder, lebhafter Mädchen, die alle gut gekleidet, von denen viele hübsch waren, die nach einer wunderbar leichten Methode, ohne peinliche Anstrengung oder nutzlose Geistverwüstung Kenntnisse erlangten, allerdings vielleicht nicht eben rasche Fortschritte in irgend etwas machten, die Sache leicht nahmen, aber immer beschäftigt und nie übermäßig angestrengt wurden. Die Lehrer und Lehrerinnen dagegen waren mit Arbeit überhäuft, da sie die wirkliche Kopfarbeit thun mußten, um sie den Zöglingen zu ersparen; man hatte indeß ihre Pflichten so vertheilt, daß sie einander in rascher Aufeinanderfolge ablöseten, sobald die Arbeit schwierig war. Die Schule war eine wirklich mir ganz fremdartige und das Leben, die Bewegung, die Mannichfaltigkeit in ihr unterschieden sie vollständig und ansprechend von vielen englischen Anstalten derselben Art.

Hinter dem Hause befand sich ein großer Garten, und im Sommer brachten die Zöglinge fast den ganzen Tag außer dem Hause unter Rosenbüschen und Obstbäumen zu. Madame setzte sich an Sommernachmittagen in die große weinumrankte Laube und ließ abwechselnd die Classen rufen, daß sie sich um sie setzten, näheten oder lasen. Unterdeß kamen und gingen Lehrer, hielten eine kurze Zeit in lebendiger Weise Vorträge, und die Zöglinge machten sich Notizen über das, was sie hörten, oder sie machten auch keine, wie sie eben Lust und Neigung hatten. Sie konnten ja die Bemerkungen später von ihren Mitschülerinnen abschreiben. Außer den regelmäßigen monatlichen jours de sortie brachten die katholischen Festtage das ganze Jahr über eine Reihe von Feiertagen, und bisweilen machte man an einem schönen Sommermorgen oder Sommerabende mit den Pensionairinnen einen langen Spaziergang aufs Land, tractirte sie da mit gaufres und vin blanc, mit frischer Milch und pain bis oder

pistoles au beurre (Semmeln) und Kaffee. Alles dies sah sehr hübsch aus, und Madame schien die Güte selbst zu sein. Laugten die Lehrer nicht viel, so hätten sie doch noch schlechter sein können, und waren die Zöglinge wild und ausgelassen, so mußten sie doch als Muster von Gesundheit und Heiterkeit gelten.

So war das Aussehen in dem Zauberlichte der Ferne; es kam aber eine Zeit, in welcher die Ferne für mich schmolz, in welcher ich von meinem Wartthurme in die Kinderstube herabgerufen wurde, von dem aus ich bis dahin meine Beobachtungen gemacht hatte, und mit der kleinen Welt in der Rue Fossette in näheren Verkehr treten mußte.

Eines Tages sah ich wie gewöhnlich bei den Kindern, überhörte deren englische Aufgaben und wendete zugleich ein seidenes Kleid der Madame Beck, als sie mit der tiefnachdenklichen Miene erschien, welche sie bisweilen an sich hatte und die ihr ein gar nicht freundliches Aussehen gab. Sie sank auf einen Stuhl mir gegenüber nieder und schwieg einige Minuten. Desirée, ihre älteste Tochter, las mir eine kleine Erzählung vor und ich ließ sie das Gelesene aus dem Englischen ins Französische flüchtig übersetzen, nur um mich zu überzeugen, daß sie verstanden was sie gelesen. Madame hörte zu.

Mit einem Male, ohne Einleitung, sagte sie fast in einem Tone, als wolle sie mir einen Vorwurf machen:

„Nis, Sie waren in England Gouvernante.“

„Nein, Madame“, antwortete ich lächelnd, „Sie irren sich.“

„Ist dieser Versuch mit meinen Kindern Ihr erster Unterrichtsverfuch?“

Ich gab ihr die Versicherung, daß dies der Fall sei. Sie schwieg von neuem; da ich aber auffah, als ich eine Stecknadel aus dem Rissen nahm, bemerkte ich, daß ich beobachtet wurde. Sie ließ mich nicht aus den Augen, schien meinen Werth in einem Plane zu berechnen, mein Geeignetsein für einen Zweck zu erwägen. Sie hatte vorher schon alles erforscht was ich besah und glaubte wohl mich zu kennen, von diesem Tage an vierzehn Tage lang prüfte sie mich in andrer Weise. Sie horchte an der Thür der Kinderstube,

wenn ich mich darin befand; sie folgte mir in vorsichtiger Ferne, wenn ich mit den Kindern ausging und schließlich sich überall da, wo die Bäume des Parks Schutz gewährten, so nahe, daß sie mich hören konnte.

Eines Morgens kam sie plötzlich, wie es schien in großer Eile, zu mir und sagte, sie befinde sich in kleiner Verlegenheit. Herr Wilson, der englische Lehrer, sei zu seiner Stunde nicht gekommen, sie müsse also fürchten, daß er krank sei; die Schülerinnen warteten in der Classe; Niemand könne den Unterricht übernehmen; sollte ich etwas dagegen haben, einmal eine kurze Dicitirübung zu halten; nur daß die Kinder nicht sagen könnten, sie hätten ihre englische Stunde eingebüßt?“

„Ich in der Classe, Madame?“

„Ja, in der zweiten Abtheilung.“

„Wo sechzig Schülerinnen sind,“ fiel ich ein, denn ich kannte die Zahl. Mit meiner gewöhnlichen Muthlosigkeit zog ich mich in meine Trägheit zurück, wie eine Schnecke in ihr Haus und um der Thätigkeit zu entgehen, schüzte ich Unfähigkeit und Mangel an Geschick vor. Wenn ich mir selbst überlassen gewesen wäre, würde ich mir diese — Aussicht sicherlich haben entgehen lassen. Praktischer Ehrgeiz trieb mich nicht an und ich war im Stande zwanzig Jahre lang Kinder das ABC zu lehren, seidene Kleider zu wenden und Kinderanzüge zu machen. Wahre Zufriedenheit gab dieser Ergebung übrigens keineswegs eine gewisse Würde; meine Arbeit sagte weder meinem Geschmacke zu, noch diente sie meinem Interesse, aber ich hielt es für etwas Großes von schwerer Sorge und Prüfung nicht heimgesucht zu sein. Der Mangel an großem Leid war die größte Annäherung an Glück, welche ich für mich erwartete. Ueberdies schien ich ein doppeltes Leben in mir zu haben, — das Gedankenleben und das wirkliche; wurde nur das erstere hinlänglich mit den Zauberfreuden der Phantasie genährt, so mochten die Vorrechte des letztern auf tägliches Brod, stündliche Arbeit und ein Obdach beschränkt bleiben.

„Lassen Sie diese Arbeit“, sagte Madame, während ich mich emstiger als je bückte.

„Sifine muß das Kleidchen sobald als möglich haben, Madame.“



„Bifine muß warten, denn ich brauche Sie.“

Und da sie mich wirklich brauchte, auch wirklich entschlossen war mich zu haben — sie war lange mit dem englischen Lehrer unzufrieden gewesen; weil er nie pünktlich war und auch den Unterricht selbst nachlässig erteilte, — da es ihr an Entschlossenheit und praktischer Thätigkeit nicht fehlte, wie sie mir auch abgehen mochten, so brachte sie mich sehr bald dahin, daß ich Nadel und Fingerhut hinlegte. Dann nahm sie mich an der Hand und führte mich die Treppe hinunter. In dem großen Flur zwischen dem Wohnhause und dem Pensionnat blieb sie stehen, ließ meine Hand los, trat mir gegenüber und blickte mich forschend an. Ich war über und über roth geworden und zitterte von Kopf bis zu Füßen; ich glaube sogar ich weinte. Die vor mir liegenden Schwierigkeiten waren auch durchaus nicht eingebildete, im Gegentheil einige gar reell und nicht die kleinsten lagen in meiner mangelhaften Herrschaft über die Sprache, in welcher ich die Andern lehren sollte. Seit meiner Anwesenheit in Bilette hatte ich allerdings das Französische fleißig studirt, am Tage praktisch und Abends theoretisch bis zu so später Stunde als die Hausordnung Lichtgebrauch gestattete; aber ich war weit davon entfernt, mir bereits correcten Gebrauch dieser Sprache zuzutrauen.

„Dites donc“, sagte Madame ernst, „vous sentez-vous réellement trop faible?“

Ich hätte gerne „ja“ gesagt und wäre wieder in die Kinderstube gegangen, vielleicht um da mein Leben zu verbringen; als ich aber Mad. Beck in das Gesicht sah, erblickte ich etwas, das mich veranlaßte zweimal nachzudenken, ehe ich mich entschied. In diesem Augenblicke hatte sie kein weibliches, sondern ganz ein männliches Aussehen. In allen ihren Zügen drückte sich eine eigenthümliche Kraft und Stärke aus, welche die meinige gar nicht war; sie weckte weder Theilnahme, noch Gehorsam. Ich stand da — nicht beruhiget, nicht gewonnen, nicht überwältiget. Es war als sei eine Ausforderung zwischen einander entgegengesetzten Gaben erfolgt und ich fühlte plötzlich die ganze Schande meines Mißtrauens in mich, meine ganze Kleinmüthigkeit.

„Wollen Sie rückwärts oder vorwärts gehen?“ fragte

ste, während sie zuerst auf die kleine Verbindungsthür mit dem Wohnhause und dann auf die große Flügelthür der Schulklasse zeigte.

„En avant“, antwortete ich.

„Aber“, fuhr sie fort und wurde in demselben Verhältniß kühler wie ich wärmer, während sie ihren strengen, harten Blick behielt, „können Sie der Classe gegenüberreten oder sind Sie zu sehr aufgeregte?“

Ihre Worte hatten einen leicht höhrenden Ton, — denn Nervenreizbarkeit war gar nicht nach ihrem Geschmacke.

„Ich bin nicht mehr erregt als dieser Stein“, sagte ich und tappte mit dem Fuße auf die Steinplatte, „oder als Sie“, setzte ich hinzu, während ich ihr den kalten Blick zurückgab.

„Bon! Aber lassen Sie sich sagen, daß Sie keine stillen sitzamen englischen Mädchen finden werden. Ce sont des Labassecouriennes, rondes, franches, brusques et tant soit peu rebelles.“

„Ich weiß es“, antwortete ich; „ich weiß auch, daß ich das Französische noch nicht geläufig spreche, wie fleißig ich es auch seit meiner Ankunft studirt habe, auch nicht richtig genug, um mir Respect zu erzwingen; ich werde Fehler machen, die mich der Verpottung der Unwissendsten aussetzen. Dennoch werde ich die Unterrichtsstunde geben.“

„Schüchterne Lehrerinnen ziehen stets den Kürzern“, sagte sie.

„Auch dies weiß ich, Madame; ich habe gehört, wie sie sich gegen Miß Turner aufgelehnt und dieselbe verfolgt haben.“ — Miß Turner war eine arme freundlose englische Lehrerin, die Mad. Beck angestellt und wieder entlassen hatte und deren traurige Geschichte mir nicht unbekannt war.

„C'est vrai“, sagte sie kaltblütig. „Miß Turner vermochte nicht mehr über sie als ein Mädchen aus der Küche vermocht haben würde. Sie war schwach und unsicher, hatte weder Tact noch Verstand, weder Entschlossenheit noch Würde. Miß Turner war für solche Mädchen gar nicht geeignet.“

Ich antwortete nicht darauf, sondern ging nach der geschlossenen Classenthür zu.

„Sie werden weder von mir, noch von sonst Jemand Hilfe

erwarten“, fuhr Madame Beck fort; „das würde Ihre Unfähigkeit für die Stelle sofort darthun.“

Ich öffnete die Thür, ließ sie mit einer Verbeugung vorausgehen und folgte ihr. Es gab drei große Schulzimmer. Das der zweiten Abtheilung, in welcher ich auftreten sollte, war das größte und für eine zahlreichere, unruhigere und unlenkbarere Gesellschaft als die beiden andern eingerichtet. Später, als ich den Grund besser kannte, kam mir es bisweilen vor (wenn ein solcher Vergleich erlaubt ist), als verhalte sich die ruhige, artige, zahme erste Abtheilung zu der lärmenden, ausgelassenen, unfügsamen zweiten, wie das englische Oberhaus zu dem Hause der Gemeinen.

Der erste Blick zeigte mir, daß manche der Schülerinnen keine kleinen Mädchen mehr waren, sondern junge Damen; ich wußte, daß Einige adeligen Familien angehörten und war dabei überzeugt, daß keiner meine Stellung in dem Hause unbekannt sei. Als ich auf die Erhöhung trat, zu der eine Stufe führte und auf welcher der Stuhl und das Pult des Lehrers sich befanden, erblickte ich mir gegenüber eine Reihe von Augen und Stirnen, die Sturm verriethen, fest blißende Augen und Stirnen hart und ohne Erröthen wie Marmor. Auf dem Continent sind Frauen und Mädchen ganz andere Wesen als die auf unserer Insel. In England hatte ich niemals solche Augen und Stirnen gesehen. Mad. Beck stellte mich mit einer kalten Phrase vor, ging hinaus und ließ mich in meiner Glorie allein.

Niemals werde ich diese erste Unterrichtsstunde vergessen, noch den Strom von Leben und Charakter, den sie mir öffnete. Da erst begann ich den gewaltigen Abstand zu sehen, welcher zwischen des Dichters „jeune fille“ und dieser „jeune fille“ in der Wirklichkeit ist.

Zwei vornehme Schönen in der ersten Reihe schienen sich mit dem Vorsatze niedergesetzt zu haben, daß eine bonne d'enfants ihnen keinen englischen Unterricht geben solle. Sie wußten recht wohl, daß es ihnen gelungen war, vorher ihnen unangenehme Lehrerinnen zu vertreiben; sie wußten, daß Madame jeden Lehrer und jede Lehrerin entferne, die in der Schule nicht populär sei, daß sie einem Schwachen niemals Beistand leiste, sich im Amte zu halten und

daß er verloren war, wenn er seine Sache nicht durchzufechten oder sich die Zuneigung zu gewinnen verstehe. „Miss Snowe“ hielten sie für einen leichten Sieg.

Mesdemoiselles Blanche, Virginie und Angélique eröffneten den Feldzug durch Röchern und Flüstern; dies steigerte sich bald zu Gemurmel und kleinem Lachen, das von den entferntern Bänken aufgenommen und in lauterem Echo wiederholt wurde. Dieser wachsende Aufruhr von sechzig gegen Eine wurde bald beängstigend genug, zumal ich der Sprache so wenig mächtig war und sie unter so schlimmen Umständen zu gebrauchen hatte.

Hätte ich in meiner Muttersprache reden dürfen, ich weiß, ich würde mir Gehör verschafft haben; denn obwohl ich wie ein armes Mädchen ausah und dies in mancher Hinsicht auch war, hatte die Natur mir erstens eine Stimme gegeben, welche sich hörbar machen konnte, wenn sie in Aufregung zu höhern Tönen hinaufgetrieben oder durch Gemüthsbewegung zu tiefem herabgestimmt wurde. Während ich zweitens unter gewöhnlichen Umständen nicht rasch die Worte hervorströmen, sondern gleichsam zögernd nur herauströpfeln ließ, hätte ich gewiß, gereizt wie jetzt durch die neuerliche Schule, im Englischen unaufhaltsam Redensarten hervorquellen lassen, welche das Verhalten der Mädchen nach Verdienst brandmarkten. Mit einiger Bitterkeit und verächtlichem Spott gegen die Häufelführerinnen, mit leichten Stichen gegen die schwächern Nachfolgerinnen wäre, meiner Meinung nach, die wilde Schaar wohl zu beherrschen und zu Gehorsam zu bringen gewesen. Ich konnte aber nichts weiter thun als zu Blanche Mademoiselle de Melcy, einer jungen Baronin, der ältesten, größten, schönsten und boshaftesten, zu gehn, mich an ihr Pult zu stellen, ihr unter der Hand das Exercitien-Buch wegzuziehen, auf meinen Platz zurückzukehren, die Arbeit, die ich sehr albern fand, bedächtig zu lesen und ebenso vor der ganzen Classe das beklarte Blatt zu zerreißen.

Dies erregte Aufmerksamkeit und unterdrückte den Lärm. Nur ein Mädchen ganz im Hintergrunde verharrte mit unvermindertem Eifer im Aufruhr. Ich sah sie aufmerksam an. Sie hatte ein blaßes Gesicht, nachtschwarzes Haar, breite

starke Augenbrauen, scharfe Züge und ein dunkles, unheimliches Auge. Ich bemerkte, daß sie dicht an einer kleinen Thür saß, welche, wie ich wohl wußte, in ein Cabinet führte, in dem Bücher aufbewahrt wurden. Sie stand, um sich bei dem Lärmen freier bewegen zu können. Ich musterte ihre Gestalt und berechnete ihre Kraft. Sie war groß und schien kräftig zu sein, wenn aber der Angriff unerwartet erfolgte, glaubte ich sie leicht überwältigen zu können.

Ich ging in dem Zimmer hinauf, sah so ruhig und gelassen als möglich aus, kurz *ayant l'air de rien*, stieß leicht an die Thür und überzeugte mich, daß sie angelehnt war. Augenblicks drehte ich mich nach dem Mädchen um; im nächsten Augenblicke befand sie sich in dem Cabinet, die Thür war verschlossen und der Schlüssel war in meiner Tasche.

Dieses Mädchen, Dolores mit Namen und eine Spanierin von Geburt, wurde zufällig von allen andern gefürchtet und gehaßt; das summarische Verfahren gegen sie fand Beifall, denn alle gönnten ihr im Herzen die Strafe. Sie wurden für den Augenblick still, dann ging ein Lächeln — kein Lachen — von Pult zu Pult, dann — als ich in ruhigem Ernst auf meinen Platz zurückgekehrt war, artig um Stille ersucht und zu dictiren begonnen hätte als wäre nichts vorgefallen — liefen die Federn friedlich über das Papier und die übrige Zeit verging in Ordnung und Fleiß.

„C'est bien,“ sagte Mad. Beck als ich aus der Classe kam, erhitzt und etwas erschöpft. „C'a ira!“

Sie hatte gehorcht und die ganze Zeit über durch ein Spionirloch geschauet.

Von dem Tage an hörte ich auf Kinderwärterin zu sein und wurde englische Lehrerin. Madame erhöhte meinen Gehalt, aber sie drang mir das Dreifache der Arbeit auf, die sie von Herrn Wilson erhalten hatte, — für den halben Preis.

## Neuntes Kapitel.

Sfidor.

Meine Zeit war nun wohl und nutzbar ausgefüllt. Bei dem Unterrichte Anderer und eigenem Studiren blieb mir kaum eine freie Minute. Es war mir das wohlthuend. Ich fühlte, daß ich weiter kam, nicht als träge Beute für Kost und Moder da lag, sondern meine geistigen Gaben durch thätigen Gebrauch zu Glanz und zu Schärfe brachte. Erfahrung einer gewissen Art in nicht geringem Maßstabe lag vor mir. Villette eine kosmopolitische Stadt und in dieser Schule waren Mädchen aus fast jeder europäischen Nation und von dem verschiedensten Stande. Gleichheit wird in Labassécour viel geübt; wenn auch der Form nach keine Republik, ist es eine solche fast der Sache nach und an den Pulken in der Anstalt der Madame Beck saßen die junge Gräfin und das junge Bürgermädchen neben einander; auch konnte man nach dem äußern Aussehen nicht immer unterscheiden, welche von Adel war, welche nicht, ausgenommen, daß die letztern häufig ein offenes und artigeres Benehmen hatten, während die erstern sich durch Einbildung und Unartigkeit auszeichneten. In den erstern war oftmals rasches französisches Blut mit ihrem Sumpfsphlegma gemischt; ich bedauere sagen zu müssen, daß die Wirkung dieser lebendigen Flüssigkeit sich hauptsächlich in der größern Geläufigkeit, mit welcher Schmeichelei und Erfindung von der Zunge glitt, so wie in einem leichtern und lebhaftern, aber völlig herzlosen und unzuverlässigen Wesen zeigte.

Um allen Theilen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, setze ich hinzu, daß auch die eingeborenen Labassécourierinnen eine eigene Heuchelei besaßen, sie war aber von plumperer Art, so daß sie wenig täuschen konnte. So oft sie eine Lüge nöthig hatten oder vielmehr nöthig zu haben glaubten, brachten sie dieselbe mit einer sorglosen Leichtigkeit und Breite zum Vorscheine, durch die Vorwürfe des Gewissens nicht im mindesten gestört. Keine Seele im Hause der Madame Beck, von der Aufwäscherin bis zur Directrice selbst, schämte sich einer Lüge; sie dachten sich gar nichts

dabei; wenn sie das Lügen auch nicht gerade für eine Tugend hielten, sahen sie es doch gewiß für einen höchst unbedeutenden Fehler an. *J'ai menti plusieurs fois,* kam sicherlich in einer jeden monatlichen Beichte vor; der Geistliche hörte es ohne Verwunderung an und gab ohne Widerstreben die Absolution. Etwas Anderes war es, wenn sie einmal in die Messe zu gehen versäumt oder ein Kapitel in einem Roman gelesen hatten, das waren Verbrechen, für die sie sicherlich Vorwurf und Buße traf.

Während mir dieser Zustand der Dinge erst halb bekannt und ich mit seinen Folgen nicht vertraut war, machte ich in meiner neuen Sphäre leidliche Fortschritte. Nach den ersten wenigen schweren Lectionen, die unter Gefahr und am Rande eines Vulkans gegeben wurden, der unter meinen Füßen grollte und mir Funken und heiße Dünste in die Augen warf, schien der Ausbruchgeist sich zu legen. Es lag mir viel daran, das Unternommene durchzusetzen; ich konnte den Gedanken nicht ertragen, bloß durch Abneigung und leichtfertige Unfolgsamkeit in diesem ersten Versuche, im Leben einen Schritt weiter zu thun, gehemmt zu werden. Viele Stunden in der Nacht lag ich wachend im Bett und dachte darüber nach, welcher Plan wohl der beste sei, die Meuterinnen dauernd zu fassen und ihren starren Nacken zu beugen. Daß von Madame Beck keine Hilfe zu erwarten sei, sah ich deutlich; sie hielt es, ganz richtig, für das Zweckmäßigste, sich beliebt bei den Schülerinnen zu erhalten, auf was immer für Kosten der Lehrerinnen. Wendete sich eine solche an sie, weil sie die Herrschaft in der Classe verloren hatte, so wurde sie sicherlich sofort entlassen. Im Verkehr mit ihren Schülerinnen übernahm Madame nur das Angenehme, Liebenswürdige, Empfehlende; von ihren Gehilfen verlangte sie, daß sie jeder Kriftis gewachsen wären und rasch auch da handelten, wo sie sich unbeliebt machen mußten. Ich blieb also auf mich selbst angewiesen.

Vor allen Dingen war es sonnenklar, daß die Mädchen durch Gewalt nicht gelenkt werden konnten. Man mußte sie klug gewinnen, Geduld üben, durch Artigkeit in Verbindung mit Ernst Eindruck auf sie machen und gelegentlich einen Blitz des Spottes unter sie werfen, denn dieser that gut.

Starke und andauernde geistige Anstrengung konnten oder wollten sie nicht ertragen; strenge Anforderungen an das Gedächtniß, an Nachdenken und Aufmerksamkeit verwarfen sie geradezu. Wo ein englisches Mädchen von gewöhnlicher Begabung ruhig eine Aufgabe hinnimmt und sich Mühe giebt dieselbe zu begreifen und zu bezwingen, würde eine La-basscourtierin dem Lehrer ins Gesicht lachen und sagen: Dieu, que c'est difficile! Je n'en veut pas. Cela m'ennuie trop.“ Eine Lehrerin, welche ihr Geschäft versteht, wird dann die Aufgabe ohne Weiteres zurücknehmen, selbst sich noch mehr Mühe als gewöhnlich geben, um jede Schwierigkeit zu beseitigen und sie dem Fassungsvermögen anzupassen, die Aufgabe so verändert wieder vorlegen und dabei schonungslos die Geißel des Spottes brauchen. Sie werden den Schmerz fühlen, vielleicht ein Wenig sich unter demselben winden, aber gegen solchen Angriff nicht grollen, vorausgesetzt, daß er nicht aus Verbitterung kommt, sondern aus einer gewissen guten Laune und ihnen in hellem Licht und recht lesbarer Schrift die Unfähigkeit, Unwissenheit und Trägheit vorhält, so daß sie selbst im raschen Laufe zu lesen ist. Eine Meuterei würde wegen drei Zeilen Zusatz zu der Aufgabe entstehen; niemals ist es mir vorgekommen, daß sie sich gegen eine Wunde sträubten, welche ihre Selbstachtung erhielt; das geringe Maß, das sie von derselben haben, ist schon daran gewöhnt sich zusammendrücken zu lassen und der Druck von einer starken Hand oder einem starken Fuße ist ihnen dann der Liebste.

Allmählig, als ich ihre Sprache frei und geläufig gebrauchen lernte und sie für jeden Fall passend anwenden konnte, fingen die ältern und verständigern Mädchen an in ihrer Art mich lieb zu haben; ich bemerkte, daß eine jede von dem Augenblicke an gewonnen war, als sie in ihrer Seele den Stachel würdiger Racheiferung oder redlicher Scham gefühlt hatte. Wenn ich es nur einmal dahin bringen konnte, daß ihre (gewöhnlich großen) Ohren unter dem dicken glänzenden Haar brannten, war (vergleichsweise) Alles gut. Nach und nach wurden früh Bouquets auf mein Pult gelegt, und um diese kleine Aufmerksamkeit anzuerkennen, ging ich bisweilen in den Erholungsstunden mit einigen wenigen spazieren.



Im Gespräch kam es einige Male vor, daß ich ohne Vorbedacht einige ihrer seltsam verzerrten Begriffe zu berichtigen suchte und namentlich meine Ansichten über die Schlechtigkeit des Lügens aussprach. In einem unbewachten Augenblicke sagte ich, daß ich unter zwei Verfehen die Falschheit für schlimmer halte als ein gelegentliches Ausbleiben aus der Kirche. Die armen Mädchen hatten die Weisung, alles, was die protestantische Lehrerin sagte, katholischen Ohren zu überbringen. Es ergab sich eine erbauliche Folge. Es drängte sich ein Etwas — ein ungesehenes, unbestimmtes, namenloses Etwas — zwischen mich und meine besten Schülerinnen. Die Bouquets wurden noch ferner gebracht, aber zu einem Gespräche kam es nicht mehr. Wenn ich in dem Garten umherging oder in der Laube saß, fand sich nie ein Mädchen bei mir ein, ohne daß auch sofort eine Lehrerin an der andern Seite erschien. Auch brachten die *souliers de silence* Madame Beck fortwährend geräuschlos und unerwartet hinter mich.

Bei einer Gelegenheit endlich kam die Meinung meiner katholischen Bekannten über meine Ausichten in naive Ausdrucke zur Sprache. Eine Pensionairin, welcher ich eine kleine Gefälligkeit erwiesen hatte, sagte eines Tages, als sie neben mir saß:

„Mademoiselle, wie schade, daß Sie Protestantin sind!“

„Warum, Isabelle?“

„Parceque, quand vous serez morte, vous brûlerez tout de suite dans l'enfer.“

„Croyez-vous?“

„Certainement que j'y crois; tout le monde le sait et d'ailleurs le prêtre me l'a dit.“

Isabelle war ein wunderliches kleines Ding und halbaut setzte sie hinzu:

„Pour assurer votre salut là-haut, on ferait bien de vous brûler tout vive ici-bas.“

Ich lachte, da ich doch nichts Anderes thun konnte.

Hat der Leser Miß Ginevra Fanshawe vergessen? Ist dies möglich, so bitte ich die junge Dame als gedeihliche Schü-

Ierin der Madame Beck nochmals vorstellen zu dürfen. Als sie ein Paar Tage nach meiner plötzlichen Anstellung in dem Hause in der Rue Fossète erschien, begegnete sie mir ohne sehr überrascht zu sein. Sie mußte gutes Blut in den Adern haben, denn niemals war eine Herzogin gründlicher und unaffecteder nonchalante als sie; eine schwache, schnell vorübergehende Verwunderung war Alles, was sie von Staunen kannte. Ihre meisten andern Fähigkeiten schienen in demselben leichten Zustande zu sein; ihre Zuneigung und ihre Abneigung, ihre Liebe und ihr Haß waren bloß Spinnweben; nur etwas besaß sie, das stark und dauerhaft zu sein schien und wirklich so war, — ihr Egoismus. Stolz war sie gar nicht und obgleich ich honne d'enfants war, würde sie mich doch auf der Stelle zu einer Art Freundin und Vertrauten gemacht haben. Sie langweilte mich mit tausend Klagen über Schulzänkereien und die Einrichtung des Hauswesens; die Küche war nicht nach ihrem Geschmack und ihre Umgebungen, Lehrerinnen und Schülerinnen, verachtete sie, weil sie keine Engländerinnen waren. Ich ließ mir ihr Schelten über gesalznen Fisch und harte Eier am Freitag und ihr Schimpfen gegen Suppe, Brod und Kaffee geduldig eine Zeit lang gefallen, endlich aber wurde mir die ewige Wiederholung lästig und ich sagte ihr meine Meinung, was ich wohl gleich im Anfange hätte thun sollen, denn ein solches heilsames Zurechtweisen half bei ihr immer, wenigstens eine Zeit lang.

Weit länger hatte ich ihre Anforderungen in Bezug auf Arbeit von ihr zu ertragen. Ihre Garderobe war, in Bezug auf äußere Kleidungsgegenstände, gut und elegant versorgt; an andern fehlte es mehr und diese bedurften häufig Ausbesserungen. Selbst zu nähen war ihr nun sehr widerwärtig und so brachte sie mir denn ihre Strümpfe u. s. w. in Haufen zum Ausbessern. Da ich einige Wochen lang ihr gefällig war, drohete die Arbeit zur Regel zu werden. Ich sagte ihr deshalb rund heraus, sie müsse sich entschließen, ihre Kleidungsstücke selbst auszubessern. Sie nahm dies sehr übel auf und erklärte, ich sei ihre Freundin nicht mehr; ich blieb aber bei meinem Vorsatze und ließ sie ungerührt bitten und weinen.

Wie hübsch war sie aber trotz diesen Schwächen und verschiedenen andern, die ich nicht zu erwähnen brauche! Wie reizend sah sie aus, wenn sie an einem sonnigen Sonntagmorgen, hübsch gekleidet und in guter Laune, in blaß-lilaer Seide, mit den langen blonden Locken auf den weißen Schultern, herabkam! Den Sonntag verbrachte sie stets bei Freunden in der Stadt, und unter diesen, wie sie mir bald genug zu verstehen gab, befand sich Jemand, der bald mehr werden zu können schien. Aus Blicken und Andeutungen, aus ihrem allgemein erregteren Wesen schloß ich, daß sie warme Zuneigung, vielleicht wirkliche Liebe erregt habe. Sie nannte ihren Verehrer Isidor, doch war dies, wie sie mir zu verstehen gab, nicht sein wirklicher Name; sie selbst hatte ihn so getauft, da sein wahrer „nicht sehr hübsch“ sei. Einmal, als sie lange von dem Ungestüm der Zuneigung „Isidors“ gesprochen hatte, fragte ich sie, ob sie ihn auch liebe.

„Comme ça,“ antwortete sie. „Er ist hübsch und sagt, er liebe mich zum Rasendwerden. Das amüßet mich und ça suffit.“

Da die Sache länger währte, als ich ihrer wankelmüthigen Natur nach erwartet hatte, so unternahm ich es eines Tages, ernstlich mich zu erkundigen, ob der junge Herr ein solcher sei, daß ihre Aeltern, namentlich ihr Oheim, von dem sie gänzlich abzuhängen schien, die Wahl billigen könnten. Sie gestand zu, daß dies sehr zweifelhaft sei, da „Isidor“ ihrer Meinung nach nicht viel Geld habe.

„Begünstigen Sie ihn?“

„Furieusement manchmal,“ sagte sie.

„Ohne die Gewißheit zu haben, daß Sie ihn heirathen dürfen?“

„Wie seltsam Sie sind! Ich will ihn gar nicht heirathen. Ich bin viel zu jung.“

„Wenn er Sie so sehr liebt, wie Sie sagen, und es kommt zu keinem Resultate, wird er sehr unglücklich sein.“

„Natürlich wird ihm das Herz brechen. Es würde mir auch sehr unangenehm sein, ich würde mich sehr getäuscht sehen, wenn es nicht geschähe.“

„Ob der Isidor wohl ein <sup>Bayrischer</sup> ~~Märchener~~ <sup>ist</sup> ~~ist~~ <sup>habe</sup> ich hinzu.

„Gegen mich ist er es, sonst aber sehr verständig à ce qu'on dit. Madame Cholmondeley hält ihn für außerordentlich geschickt und sagt, er werde durch seine Talente eine Carrière machen; ich für meine Person weiß weiter nichts, als daß er in meiner Gegenwart nur seufzet und daß ich ihn um meinen kleinen Finger wickeln kann.“

Um mir eine bestimmtere Vorstellung von diesem beliebten Isidor machen zu können, dessen Stellung gar nicht sicher zu sein schien, bat ich sie, mir ihn doch zu beschreiben; aber beschreiben konnte sie nicht; sie hatte weder Worte noch die Fähigkeit, dieselben zu bezeichnenden Redensarten zusammenzusetzen. Sie schien ihn sogar nicht genau beobachtet zu haben; nichts von seinem Gesicht, von den Veränderungen in seinen Zügen hatte Eindruck auf ihr Herz gemacht oder war in ihrer Erinnerung geblieben; sie vermochte nichts anzugeben, als daß er beau, mais plutôt bel homme que joli garçon sei. Meine Geduld würde mich oft verlassen haben, wenn nicht ein Umstand gewesen wäre. Alle Andeutungen, die sie fallen ließ, alle Einzelheiten, die sie angab, bewiesen mir, daß Isidor zart und achtungsvoll ihr seine Huldigungen darbringe. Ich sagte ihr deshalb auch ins Gesicht, daß ich ihn für viel zu gut für sie halte und daß sie in meinen Augen nichts als eine eitle Kofette sei. Sie lachte, schüttelte die Locken aus den Augen und hüpfte hinweg, als hätte ich ihr ein Compliment gemacht.

Miß Ginevra's Schulstudien waren nicht viel mehr als nominell. Nur mit dreierlei beschäftigte sie sich ernstlich, mit Musik, Singen und Tanzen; auch die feinen Batisttaschentücher sticte sie, weil sie dieselben fertig nicht kaufen konnte. Die unbedeutenden Dinge, wie Geschichte, Geographie, Grammatik und Rechnen ließ sie ungethan oder von Anderen für sie thun. Viele Zeit verbrachte sie mit Besuchen und Madame Beck ließ ihr alle mögliche Freiheit darin, weil sie wußte, daß Ginevra's Aufenthalt in der Schule auf eine gewisse Zeit beschränkt sei, die nicht werde verlängert werden, sie möge Fortschritte machen oder nicht. Madame Cholmondeley — ihr chaperon — eine lebenslustige fashionable Dame, lud sie jedesmal ein, wenn sie Gesellschaft in ihrem Hause hatte, ja bisweilen nahm sie die Pensionairin mit zu

Abendgesellschaften in bekannten Familien. Ginevra war damit vollkommen einverstanden, aber es stellte sich ein Uebelstand dabei heraus: sie mußte gut gekleidet erscheinen und hatte doch kein Geld, sich viele Anzüge zu kaufen. Alle ihre Gedanken dreheten sich um diese Schwierigkeit und ihr Geist suchte fortwährend nach Mitteln, eine Lösung herbeizuführen. Es war wirklich merkwürdig, wie regsam und thätig ihr sonst so träger Geist in diesem Punkte war und zu welcher Alles wagenden Unberdrossenheit sie sich durch die Nothwendigkeit — den Wunsch zu glänzen — antreiben ließ.

Sie bat Madame Cholmondeley keck, keck sage ich, nicht mit der Miene widerstrebender Scham und Schüchternheit, sondern ungefähr mit folgenden Worten:

„Meine liebe Madame C., ich habe durchaus nichts Passendes, was ich zu Ihrer Gesellschaft in nächster Woche anziehen könnte. Sie müssen mir ein Muslinkleid kaufen und dazu eine ceinture bleu. celeste .. Sie sind ein Engel, wenn Sie es thun. Wollen Sie?“

Im Anfange gab die „liebe Madame C.“ nach; als sie sich aber überzeugte, daß die Anforderungen in demselben Verhältnisse sich mehrten, als sie dieselben gewährte, sah sie sich genöthigt, wie alle Freundinnen der Miß Fanshawe, dem Uebermaß der Ansprüche entgegenzutreten. Eine Zeit lang hörte ich nichts mehr von Madame Cholmondeley's Geschenken, das Besuchemachen aber dauerte fort und die durchaus nöthigen Kleider wurden geliefert, auch manche kostspielige und so weiter, wie Handschuhe, Bouquets und selbst Schmuckstücken. Diese Dinge blieben mir gegen ihre Gewohnheit und selbst gegen ihren Charakter — denn sie hielt nichts geheim — eine Zeit lang verborgen; eines Abends aber, als sie in eine große Gesellschaft gehen wollte, für die sie sich ganz besonders sorgfältig kleiden mußte, konnte sie der Versuchung nicht widerstehen, in mein Zimmer zu kommen, um sich mir in ihrem Glanze zu zeigen.

Sie sah sehr schön aus, so jugendlich, so frisch, mit so zarter englischer Haut und biegsamer Gestalt, wie man dieselben unter den Mädchen des Festlandes nicht findet. Ihr Kleid war neu, kostbar und tadellos. Ich bemerkte auf den

ersten Blick, daß ihm keins jener nothwendigen Details fehlte, die so schwer zu finden sind und dem allgemeinen Effect doch erst das Aussehen geschmackvoller Vollständigkeit geben.

Ich musterte sie von oben bis unten. Sie drehte sich leicht herum, damit ich sie von allen Seiten betrachten könnte. Im Bewußtsein ihrer Reize war sie auch in der heitersten Stimmung; aus ihren etwas kleinen Augen blitzte die Freude; sie wollte mir einen Kuß geben nach der Sitte, in welcher die Schulmädchen ihr Entzücken zu erkennen geben, ich aber sagte: „Bedächtig! Erst müssen wir wissen, woran wir sind und die Bedeutung Ihres kostbaren Schmuckes ausfindig machen.“ Damit schob ich sie von mir, so weit mein Arm reichte, um sie ruhiger zu mustern.

„Wie sehe ich aus?“ fragte sie.

„Sehr gut gekleidet.“

Sie hielt die Lobeserhebungen nicht für warm genug und fing an meine Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Schmucktheile ihres Anzugs zu lenken. „Besehen Sie einmal diese parure,“ sagte sie, „die Broche, die Ohrringe, die Armbänder. Keine in der Schule besitzt dergleichen, nicht einmal Madame.“

„Ich sehe Alles.“ (Pausen). „Gab Ihnen Herr von Bassompierre diese Juwelen?“

„Mein Onkel weiß von ihnen nichts.“

„So wären sie Geschenke von Madame Cholmondeley?“

„Auch nicht. Madame Cholmondeley ist eine schmutzig geizige Person; sie giebt mir jetzt gar nichts mehr.“

Ich fragte nicht weiter, sondern wendete mich von ihr ab.

„Nun, alter Diogenes“ (so nannte sie mich, wenn wir über etwas nicht einig werden konnten), „was ist's wieder?“

„Gehen Sie. Es macht mir kein Vergnügen Sie oder Ihre parure anzusehen.“

Einen Augenblick schien sie überrascht zu sein.

„Nun, Mutter Weisheit? Ich habe mich der parure wegen nicht in Schulden gestürzt, nicht wegen der Juwelen oder der Handschuhe oder des Bouquets. Allerdings ist mein

Kleid noch nicht bezahlt, aber Onkel Bassompierre bezahlt es mit der Rechnung; er sieht niemals das Einzelne an, sondern nur die Hauptsumme. Er ist auch so reich, daß man es auf ein Paar Guineen mehr oder weniger nicht braucht ankommen zu lassen."

"Werden Sie gehen? Ich will meine Thür zuschließen. Ginevra, die Leute sagen Ihnen vielleicht, daß Sie in diesem Ballputz sehr schön aussehen; in meinen Augen aber werden Sie niemals so hübsch sein wie in dem Ginghamkleide und dem einfachen Strohhute, die Sie trugen als ich Sie das erste Mal sah."

"Andere Leute haben auch Ihren Puritanergeschmack nicht," lautete die verdrüßliche Antwort. "Uebrigens sehe ich nicht ein, daß Sie ein Recht hätten, mir Vorlesungen zu halten."

"Allerdings habe ich wenig Recht dazu; Sie haben aber vielleicht noch weit weniger das Recht in mein Zimmer hereinzurauschen — ein Vogel in geborgten Federn. Ich achte Ihre Federn nicht im geringsten, Miß Fanshawe, am allerwenigsten die Pfauenfedern, die Sie parure nennen — ganz hübsche Dinge, wenn Sie dieselben mit Ihnen gehörendem Gelde gekauft hätten, die aber unter den jetzigen Umständen gar nicht hübsch aussehen."

"On est là pour Mademoiselle Fanshawe," meldete die Pförtnerin, und fort trippelte sie.

Dieses halbe Geheimniß von dem Schmucke wurde erst nach zwei oder drei Tagen gelöst, als sie zum freiwilligen Geständniß zu mir kam.

"Sie brauchen nicht mit mir zu grollen," fing sie an, "als bildeten Sie sich ein, ich mache auf Jemandes Namen, auf den Namen meines Vaters oder Onkels, gewaltige Schulden. Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß nichts unbezahlt ist als die wenigen Kleider, die ich in der letzten Zeit genommen habe. Alles Andere ist in Ordnung."

"Da" dachte ich, "liegt das Geheimniß, da die Juwelen von Madame Cholmondeley nicht geschenkt wurden und Ihre eigenen Mittel sich auf wenige Francs beschränken, mit denen Sie, wie ich weiß, sehr sparsam umgehen."

"Ecoutez," fuhr sie fort, während sie näher trat und

in dem zutraulichsten und schmeichelndsten Tone sprach, denn mein „Grollen“ war ihr unerträglich; sie hatte mich gern, wenn ich mit ihr sprach und ihr zuhörte, im Nothfalle konnte ich sie selbst ausschelten, nur sprechen sollte ich mit ihr. „Ecoutez, chère grogneuse, ich will Ihnen Alles davon und darum sagen und Sie werden sehen, nicht bloß wie Alles in der Ordnung ist, sondern auch wie geschickt es gemacht worden. Zuerst: ausgehen muß ich. Selbst Papa sagt, er wünsche, daß ich etwas von der Welt sehe; er machte gegen Madame Cholmondeley die Bemerkung, daß ich zwar ein nettes allerliebsteß kleines Ding sei, aber noch zu viel von „Butter- und Brodessens,“ von einem Schulmädchen an mir habe, und er wünsche, daß ich dasselbe abstreife, indem sie mich in Gesellschaft hier einführe, ehe ich mein regelmäßiges Debut in England mache. Wenn ich ausgehe, muß ich mich kleiden. Madame Cholmondeley ist geizig geworden und will mir nichts mehr geben; auf der andern Seite wäre es zu hart, den Onkel Alles bezahlen zu lassen, was ich brauche; das können Sie nicht läugnen, denn es stimmt mit Ihren eigenen Predigten überein. Nun gut; Jemand, der mich hörte (ganz gefällig, ich versichere es), wie ich mich gegen Madame Cholmondeley über meine traurigen Umstände beklagte und in welcher Noth ich wegen einiger Buxsachen sei, — Jemand war höchst erfreut, die Erlaubniß zu erhalten, mir eine Kleinigkeit anbieten zu dürfen. Sie hätten sehen sollen, wie sehr er blanc-becc aussah, als er das erste Mal davon sprach, wie er zögerte und erröthete, ja wirklich vor Angst zitterte, daß ich seine Geschenke zurückweisen könnte.“

„Ach so! Sie wollen mir damit andeuten, Herr Isidor sei der Wohlthäter, von ihm hätten sie die kostbare parure angenommen, er liefere Ihnen die Bouquets und die Handschuhe?“

„Sie drücken sich so unangenehm aus,“ entgegnete sie, „daß man gar nicht weiß, wie man darauf antworten soll; ich meine nur, ich gestatte bisweilen Herrn Isidor das Vergnügen und die Ehre, seine Huldigung durch das Anerbieten einer Kleinigkeit zu erkennen zu geben.“

„Das kommt auf dasselbe hinaus. Wenn ich die Wahr-



heit sagen soll, Ginevra, so verstehe ich diese Dinge nicht wohl, ich glaube aber, Sie thun Unrecht, sehr Unrecht. Vielleicht indess glauben Sie die Ueberzeugung zu haben, Sie würden Herrn Isidor heirathen können, — Ihre Aeltern und Ihr Oheim haben ihre Zustimmung gegeben und Sie — lieben ihn sehr.“

„Mais pas du tout.“ (Sie sprach immer Französisch, wenn sie etwas recht Herzloses von sich geben wollte.) „Je suis sa reine, mais il n'est pas mon roi.“

„Diese Sprache, entschuldigen Sie, ist Unsinn und Koetterie, glaube ich. Sie haben allerdings in Ihrem Charakter nichts Großartiges, aber doch traue ich Ihnen nicht zu, daß Sie die Gutmüthigkeit und die Börse eines Mannes benutzen könnten, der Ihnen völlig gleichgiltig ist. Sie lieben Herrn Isidor viel mehr als Sie selbst glauben oder gestehen wollen.“

„Nein. Ich tanzte in voriger Nacht mit einem jungen Offiziere, den ich tausendmal lieber habe als ihn. Ich wundere mich oftmals selber, warum ich so kalt gegen Isidor bin, da doch Jedermann ihn schön nennt und andere Damen ihn bewundern, aber . . . er langweilt mich . . .“

Sie schien sich Mühe zu geben über die Sache nachzudenken und ich ermunterte sie dabei. „Ja,“ sagte ich, „versuchen Sie über Ihren Zustand klar zu werden. Mir scheint es in Ihrem Gemüthe sehr unordentlich auszusehen, etwa wie in einem Lumpensacke.“

„Nun hören Sie,“ entgegnete sie kalt, „die Sache ist etwa so. Isidor ist zu romantisch, zu ergeben und er erwartet etwas mehr von mir, als mir zusagt. Er hält mich für vollkommen, mit allen Tugenden und vortrefflichen Eigenschaften versehen, die ich nie besessen habe, noch auch jemals besitzen mag. Nun kann man in seiner Gegenwart kaum anders als sich Mühe geben, seine gute Meinung einigermaßen zu rechtfertigen und es ist so langweilig sich tugendhaft zu stellen und verständig zu sprechen! Sehen Sie, bei Ihnen befinde ich mich weit wohler, ob Sie gleich immer zanken und predigen; Sie halten mich eher für schlimmer als ich bin und wissen, daß ich kokett und unwissend bin und unbeständig, flatterhaft, thöricht, selbstsüchtig und dergleichen.“

„Das ist Alles recht gut“, sagte ich und strengte mich wirklich an, die Ernsthaftigkeit zu bewahren, welche durch diese komische Aufrichtigkeit erschüttert zu werden drohete, „aber es ändert die unselige Geschichte mit den Geschenken nicht. Oinevra, packen Sie, als gutes, braves Mädchen, alle ein und schicken Sie sie ihm zurück.“

„Das werde ich nicht thun,“ antwortete sie mit Bestimmtheit.

„Dann täuschen Sie Herrn Isidor. Durch Annahme seiner Geschenke geben Sie ihm zu verstehen, daß er einst eine Gegengabe erhalten werde.“

„Nichts da,“ unterbrach sie mich; „er hat die Entschädigung dafür in dem Vergnügen, daß er mich sie tragen sieht. Das ist genug für ihn; er ist nur bürgerlich.“

Diese Worte in ihrer sinnlosen Arroganz heilten mich ganz und gar von meiner Schwäche, in der ich im Tone und Aussehen von meiner Strenge nachgelassen hatte. Sie aber plapperte weiter.

„Ich habe jetzt weiter nichts zu thun als meine Jugend zu genießen und will nicht daran denken, mich durch irgend ein Versprechen an diesen oder jenen Mann zu fesseln. Als ich Isidor das erste Mal sah, glaubte ich, er würde mir die Jugend genießen helfen; ich glaubte, er würde zufrieden sein, in mir ein hübsches Mädchen zu sehen und so könnten wir einander begegnen und von einander gehen, umherflattern wie zwei Schmetterlinge und glücklich sein. Nun finde ich ihn aber bisweilen ernst wie einen Richter, in Gedanken versunken und sentimental. Bah! Les penseurs, les hommes profonds et passionnés ne sont pas à mon goût. Le colonel Alfred de Hamal sagt mir weit besser zu. Va pour les beaux fats et les jolis fripons! Vive la joie et le plaisir! à bas les grandes passions et les sévères vertus!“

Sie sah mich an als erwarte sie eine Antwort. Ich gab keine.

„J'aime mon beau colonel,“ fuhr sie fort. „Je n'aimerai jamais son rival. Je ne serai jamais femme de bourgeois, moi!“

Ich deutete nun an, es sei durchaus nothwendig, daß

mein Zimmer von der Ehre ihrer Gegenwart befreit werde. Sie ging lachend fort.

## Zehntes Kapitel.

Dr. John.

Madame Beck war ein sich selbst sehr treuer Charakter: nachsichtig gegen Jedermann und liebevoll gegen Niemanden. Selbst ihre eigenen Kinder vermochten sie zu keiner Abweichung von der gleichen Haltung ihrer stoischen Ruhe. Sie war sorgsam für ihre Familie, wachsam für die Interessen und das körperliche Wohl derselben, aber sie schien z. B. niemals den Wunsch zu fühlen ihre kleinen Kinder auf den Schooß zu nehmen, ihre rothgen Lippen mit den ihrigen zu berühren, sie an sich zu drücken und ihnen ein liebevolles Wort zu sagen.

Ich habe sie bisweilen beobachtet, wenn sie im Garten saß und den Kleinen nachsah, die weit hinweg, in einen andern Gang, mit Trinette, ihrer Bonne, wanderten; aus ihren Zügen sprach Fürsorge und Klugheit; ich weiß, sie dachte oftmals über das nach, was sie „leur avenir“ nannte; wenn aber das Jüngste, ein zartes, aber freundliches Kind, einmal von der Wärterin sich losmachte, den Gartenweg daher wankte und eifrig, lachend und athemlos eilte ihr Knie zu fassen, so streckte Madame ruhig die Hand aus, um solche unpassende Uebereilung des Kindes zurückzuhalten. „Prends gare, mon enfant,“ sagte sie unbewegt, ließ das Kind einige Augenblicke geduldig neben sich stehen, stand dann ohne Lächeln, ohne Ruß, ohne liebendes Wort auf und führte es zu Trinette zurück.

Ihr Verhalten gegen die älteste Tochter war gleich charakteristisch in anderer Weise. Sie war ein böshafte Kind. „Quelle peste que cette Désirée. Quel poison que cet enfant-là!“ lauteten die Worte, die sie an die Tochter richtete, in der Küche wie im Schulzimmer. Unter ihren andern Vorzügen rühmte sie sich auch einer besondern Geschicklichkeit

in der Kunst die Leute zu reizen und sie machte damit die Bonne und die Diensteute fast wahnsinnig. Sie schlich sich in deren Kammer, öffnete ihre Kommoden und Schachteln und zerriß muthwillig die besten Häubchen und verdarb ihnen die besten Shawls; sie suchte eine Gelegenheit an das Büffet im Speisezimmer zu gelangen, wo sie Porzellan- oder Glasgegenstände zerbrach, oder in den Schrank in der Vorrathskammer, wo sie das Eingemachte benaschte, den süßen Wein trank, Krüge und Flaschen zerbrach und dann stets den Verdacht auf die Köchin oder die Magd schob. Sah dies die Mutter oder wurde ihr etwas der Art gemeldet, so sagte sie nichts, als in bewundernswürdiger Seelenruhe:

„*Désirée a besoin d'une surveillance toute particulière.*“

Deshalb behielt sie denn auch diesen vielversprechenden Sprößling meist in ihrer Nähe. Nicht einmal aber, glaube ich, sprach sie ehrlich über ihre Fehler mit ihr, stellte ihr das Schlimme solcher Art vor und machte sie auf die Folgen aufmerksam, die daraus entspringen mußten. *Surveillance* allein sollte die Heilung bewirken. *Désirée* wurde einigermassen von den Diensteuten ferngehalten, aber nun ärgerte und plünderte sie die Mutter. Alles auf dem Arbeitstisch oder der Toilette, das sie in die Hände bekommen konnte, stahl und versteckte sie. Madame sah alles dies, that aber noch immer, als sähe sie es nicht; sie hatte den Muth nicht, ihr Kind seinen Lastern gegenüberzustellen. Wenn ein Gegenstand verschwand, dessen Werth Wiederersatzung nöthig machte, stellte sie sich als glaube sie, *Désirée* habe ihn im Spiel weggenommen und bat sie, ihn zurückzugeben. *Désirée* aber war nicht zu täuschen; sie hatte bereits gelernt, mit dem Stehlen das Lügen zu verbinden und läugnete deshalb, die Broche, den Ring, die Scheere angerührt zu haben. Die Mutter blieb bei ihrem hohlen Systeme, nahm ruhig die Miene an als glaube sie der Versicherung und beobachtete nun das Kind so unablässig, bis sie ihm an das Versteck folgte — ein Loch in der Gartenmauer, eine Ritze in einem Nebengebäude u. s. w. Dann schickte sie *Désirée* mit der Bonne auf einen Spaziergang und benutzte die Gelegenheit, um den Dieb zu bestechen. *Désirée* erwies sich als die ächte Tochter ihrer klugen Mutter, indem sie weder durch ihr Gesicht noch ihr Beneh-

men irgendwie einen Verdruß darüber zu erkennen gab, daß man das Versteck gefunden.

Das zweite Kind, Fisine, sollte seinem verstorbenen Vater gleichen. Wenn ihm die Mutter auch den gesunden Körper, die blauen Augen und rothen Wangen gegeben hatte, war doch sicherlich der Charakter nicht von ihr. Das Kind war eine ehrliche, heitere, kleine Seele, ein warmherziges, gutmüthiges, lärmendes kleines Wesen und von der Art, welche in Gefahren und Schwierigkeiten oftmals Fehler macht. Eines Tages fiel Fisine eine steile steinerne Treppe von oben bis hinunter und als Madame den Lärm hörte (sie hörte jeden), kam sie aus dem Speisezimmer heraus, hob das Kind auf und sagte ruhig:

„Cet enfant a un os fracassé.“

Anfangs hofften wir, es werde dies nicht der Fall sein. Es war aber nur zu wahr; einer der kleinen dicken Arme hing machtlos herab.

„Lasset sie Miß (damit meinte sie mich) nehmen,“ sagte Madame, „et qu'on aille tout de suite chercher un siacre.“

In einem Fiacre fuhr sie schnell, aber mit bewundernswürdig kaltblütiger Ruhe fort, um einen Wundarzt zu holen.

Den Hausarzt schien sie nicht zu Hause zu finden, aber darauf kam nichts an; sie suchte bis sie Einen fand und mit ihm kam sie zurück. Unterdeß hatte ich den Armel von dem Arme des Kindes geschnitten, dasselbe ausgekleidet und in das Bett gebracht.

Niemand von uns, glaube ich (und damit meine ich mich, die Bonne, die Köchin und die Pförtnerin, die wir uns alle in dem kleinen warmen Zimmer zusammengefunden hatten), sah sehr aufmerksam auf den neuen Doctor, als er in das Zimmer kam. Ich wenigstens war ganz damit beschäftigt, Fisine zu beruhigen, deren Geschrei (sie hatte vortreffliche Lungen) entsetzlich anzuhören war. Dieses Geschrei verdampelte sich, als der Fremde an ihr Bett trat. „Lassen Sie mich gehen,“ rief sie heftig in ihrem gebrochenen Englisch (denn sie sprach Englisch wie die andern Kinder). „Ich mag Sie nicht; ich will den Dr. Billule.“ „Der Doctor Billule ist mein sehr guter Freund,“ lautete die Antwort in ganz gutem Englisch; „er ist aber drei Stunden von hier be-

schäftiget und ich komme für ihn. Wenn wir etwas ruhiger geworden sind, müssen wir unser Geschäft doch vornehmen, damit wir den armen Arm bald verbinden.“

Er verlangte ein Glas Zuckewasser, in das er einige Löffel voll von einer süßen Flüssigkeit that (Fisine war eine Gutschmeckerin; durch den Gaumen konnte sie Jedermann gewinnen), versprach ihr mehr nach der Operation und ging rasch an die Arbeit. Da er Beistand bedurfte, so forderte er die Köchin, ein kräftiges Mädchen, dazu auf, aber sie sowohl, als die Pförtnerin und die Bonne liefen sogleich davon. Ich griff das gebrochene Glied auch sehr ungern an, da aber keine Wahl blieb, so streckte ich bereits meine Hand aus, um das Erforderliche zu thun. Madame kam mir indes zuvor; auch war ihre Hand sicher und fest, während die meinige zitterte.

„*Ga vaudra mieux,*“ sagte der Doctor, indem er sich von mir an sie wendete. Er hatte wohl daran gethan. Bei mir wäre es erheuchelter Stoicismus, gemachter Muth gewesen. Bei ihr war nichts Erheucheltes, nichts Gemachtes.

„*Merci, Madame; tres-bien, fort-bien!*“ sagte der Arzt, als er zu Ende war. „*Voilà un sangfroid bien opportun et qui vaut mille élaus de sensibilité déplacée.*“

Ihm gefiel ihre Festigkeit, ihr fein Compliment. Vielleicht machte auch sein ganzes Aussehen, seine Stimme, seine Miene, sein Wesen vortheilhaften Eindruck. Allerdings, wenn man ihn genau ansah — als eine Lampe hereingebracht wurde — denn es war Abend — sah man, daß es nicht anders sein konnte, wenn Madame Beck nicht weniger als ein Weib war. Dieser junge Arzt (er war jung) hatte kein gewöhnliches Aussehen. Seine Figur war in dem kleinen Zimmer imposant groß, und sein Gesicht fein und ausdrucksvoll; sein Auge bewegte sich vielleicht etwas zu rasch, zu oft, aber es hatte einen recht gefälligen Charakter wie auch sein Mund; sein Sinn war voll, gespalten, griechisch und tabellos. Ueber sein Lächeln konnte man im ersten Augenblicke wohl nicht sogleich mit sich einig werden; es lag etwas in ihm, das gefiel, aber auch etwas, das alle Schwächen hervorlockte. Fisinen gefiel dieses zweifelhafte Lächeln und der Inhaber auch; so wehe er ihr gethan hatte, hielt sie ihm doch die Hand

entgegen, um ihm eine freundliche gute Nacht zu bieten. Er klopfte die kleine Hand freundlich und dann ging Madame mit ihm die Treppe hinab; sie sprach in höchster Geläufigkeit, er hörte mit gutmüthiger Freundlichkeit zu, doch auch nicht ganz ohne jene unbewusste Schalkhaftigkeit, die ich nicht wohl beschreiben kann.

Ich bemerkte, daß er allerdings Französisch gut, Englisch aber besser sprach; er hatte auch englische Farbe, Form und Augen. Ich bemerkte mehr. Als er bei dem Fortgehen an mir vorüberkam, wendete er einen Augenblick das Gesicht nach mir, nicht um mich anzureden, sondern Madame Beck, aber er stand so, daß ich ihn fast nothwendig ansehen mußte, — und eine Erinnerung, die sich in meinem Gedächtnisse zu bilden gesucht hatte, sobald ich seine Stimme gehört, trat vollendet vor mich. Es war derselbe Herr, mit welchem ich in dem Bureau gesprochen, der mir seine Hilfe in der Kofferangelegenheit gewährt hatte, und mein Führer durch den dunkeln feuchten Park gewesen war. Als er über den langen Flur ging, erkannte ich sogar seinen Tritt; es war derselbe gleichmäßige und feste Schritt, dem ich unter den tropfenden Bäumen gefolgt war.

Es ließ sich annehmen, daß der erste Besuch dieses jungen Arztes und Wundarztes in der Rue Fossette auch der letzte sein werde; da der achtbare Dr. Billule am nächsten Tage von seiner Reise zurück erwartet wurde, so schien kein Grund vorzuliegen, warum der Stellvertreter noch ferner kommen sollte; aber das Schicksal hatte das Gegentheil beschlossen.

Dr. Billule war zu einem alten reichen Hypochonder in der alten Universitätsstadt Bouquin-Moist beschieden worden und da er Luftveränderung und Reisen als Heilmittel verordnete, wurde er zurückgehalten, um den schwächernen Patienten auf einer Tour von einigen Wochen zu begleiten; der neue Doctor mußte also seine Besuche in der Rue Fossette fortsetzen.

Ich sah ihn oftmals, wenn er kam, denn Madame wollte die kleine Patientin Trinetten nicht anvertrauen, sondern ver-

langte, daß ich einen großen Theil meiner Zeit in der Kinderstube zubringe. Er war, glaube ich, geschickt. Fisine genas bald unter seiner Behandlung, aber selbst dies beschleunigte seine Entlassung nicht. Das Schicksal und Madame Beck schienen sich verbündet zu haben, und beide hatten beschlossen, daß er genaue Bekanntschaft mit dem Flur, der Nebentreppe und den obern Zimmern in der Rue Fossette mache.

Skaum war Fisine aus seinen Händen entlassen, als sich Désirée als krank meldete. Diese besaß ein wahres Erheulungs-genie; die besondere Pflege und Nachsicht im Krankenzimmer hatten sie so bestochen, daß sie zu dem Entschlusse gekommen war, eine Krankheit werde ihrer Neigung vollkommen zusagen. Sie legte sich demnach ins Bett. Sie spielte ihre Rolle ganz gut, die Mutter die ihrige aber noch besser, denn während Madame Beck die Sache vollkommen durchschaute, behandelte sie dieselbe doch mit einer wunderbar bestimmten Miene guten Glaubens.

Was mich überraschte, war, daß Dr. John — (so hatte sich der junge Engländer von Fisine nennen lassen, und wir alle nannten ihn so, so daß er in der Rue Fossette unter keinem andern Namen bekannt war) — stillschweigend die Taktik der Madame Beck ebenfalls anzunehmen und deren Mannöver zu unterstützen schien. Er verrieth allerdings eine Periode komischen Zweifels, blickte ein paar Mal rasch von dem Kinde zu der Mutter, und schien mit sich selbst zu Rathe zu gehen, endlich aber ergab er sich darein, seine Rolle in der Posse ebenfalls zu spielen. Désirée aß wie ein Rabe, warf sich ausgelassen Tag und Nacht in ihrem Bette umher, saß wie ein Türke zwischen Kissen und Polstern, unterhielt sich damit, daß sie ihre Schuhe nach der Bonne warf und ihren Schwestern Gesichter schnitt — kurz sie strömte über von unverdienter Gesundheit wie von Bosheit, und klagte nur, wenn ihre Mutter und der Arzt den täglichen Besuch machten. Madame Beck, das wußte ich, freuete sich, um jeden Preis ihre Tochter im Bette zu haben, so daß sie im Hause keinen Umfug treiben konnte, daß aber Dr. John die Sache nicht überdrüssig wurde, wunderte mich.

Jeden Tag erschien er pünktlich; Madame empfing ihn stets mit derselben Beiferung, mit demselben Sonnenschein.



für ihn, mit derselben wunderbar erheuchelten, besorgten Miene für ihr Kind. Dr. John schrieb harmlose Recepte für die Kranke und betrachtete die Mutter mit schlaubligenden Augen. Madame bemerkte diese spottenden Blicke, ohne sich durch dieselben beleidiget zu fühlen, — sie war viel zu verständig dazu. Den jungen Doctor konnte man seines Verhaltens wegen nicht verachten; er spielte die Rolle des Nachgebens offenbar nicht in der Absicht, sich die Gunst der Dame zu erwerben. Während ihm sein Amt in dem Pensionnat zusagte und er lange in der Rue Fossette erschien, erhielt er sich stichtbar unabhängig und frei, obgleich er manchmal nachdenklich und zerstreut aussah.

Mir stand es vielleicht nicht zu, das Geheimniß seines Verhaltens zu beobachten, oder den Grund und den Zweck desselben zu erforschen; bei meiner Stellung war es aber kein Wunder, wenn ich es doch that. Er bot meiner Beobachtung, nach meiner Anwesenheit in dem Zimmer, den Grad von Bedeutung, welche eine Person von meinem Außern gewöhnlich erwartet, d. h. denselben, welchen Stühle und andere gewöhnliche Tischlerarbeit oder Leppiche ohne besonders auffallende Muster finden. Oftmals, wenn er auf Madame wartete, sann, lächelte oder horchte er wie Jemand, der ganz allein zu sein glaubt. Ich meiner Seits hatte dann Zeit Beobachtungen über seine Züge und Bewegungen anzustellen und mich zu wundern, was wohl dieses eigenthümliche Interesse, diese seltsame Anhänglichkeit bedeute, die mit Zweifel verbunden zu sein schien und ihn doch mit einer Art Zauber an dem halben Kloster in der alten innern Stadt festhielt. Er, glaube ich, dachte niemals daran, daß auch ich Augen im Kopfe habe, viel weniger noch Gehirn hinter denselben.

Er würde dies auch nicht ausfindig gemacht haben; eines Tages aber, als er im Sonnenscheine saß und ich die Farbe eines Haares, seines Backenbartes und seines Gesichtes beobachtete, das Alles einen Ton hatte, welchen starkes Licht bisweilen mit gefährlicher Schärfe hervorhebt (ich erinnere mich, daß ich mich genöthigt sah, sein strahlendes Haupt in Gedanken mit dem des „goldenen Bildes“ zu vergleichen, welches der König Nebukadnezar aufgestellt hatte), zog ein

neuer, plötzlich entstehender Gedanke meine Aufmerksamkeit mit überwältigender Macht an. Bis heute weiß ich noch nicht, wie ich ihn ansah — die gewaltige Ueberraschung, sowie die Macht der Ueberzeugung ließ mich selbst vergessen — und ich erlangte das gewohnte Selbstbewußtsein erst wieder als ich bemerkte, daß seine Aufmerksamkeit erregt war und er meine Bewegung in einem hellen kleinen Spiegel neben dem Fenster beobachtet hatte, in demselben Spiegel, welchen Madame oftmals benutzte, um ins geheim Personen zu belauschen, die in dem Garten unten umhergingen. Obgleich von heiterem und sanguinischem Temperamente, besaß er doch eine gewisse Nervenreizbarkeit, die ihn unter directem forschenden Blicke unruhig machte. Als er mich so überrascht hatte, drehete er sich um und sagte in einem Tone, der zwar artig war, aber doch so viel Trockenheit in sich hatte, daß er den Worten den Charakter von Tadel ertheilte:

„Mademoiselle schonen mich nicht; ich bin nicht eitel genug, um mir einzubilden, daß meine Verdienste ihre Aufmerksamkeit erregen; es muß also ein Gebrechen sein. Darf ich fragen welches?“

Ich kam, wie der Leser sich denken kann, in große Verlegenheit, doch nicht in solche, die nicht zu beseitigen gewesen wäre, da ich das Bewußtsein hatte, den Vorwurf weder durch unkluge Bewunderung, noch durch nicht zu rechtfertigende Neugierde verdient zu haben. Ich hätte mich sofort rechtfertigen können, aber ich wollte es nicht. Ich sprach nicht. Ich war nicht daran gewöhnt mit ihm zu sprechen. Ich ließ ihn also denken was er wollte, mich beschuldigen was ihm beliebte, nahm meine Arbeit wieder auf, die ich hatte fallen lassen und blickte während seiner Anwesenheit nicht wieder auf. Es giebt eine recht schlimme Gemüthsverfassung, welche durch Mißverständniß eher beruhiget als gereizt wird und da, wo man uns nie richtig kennen lernen kann, macht es uns, glaube ich, Vergnügen gar nicht gekannt zu sein. Welcher ehrliche Mann, der gelegentlich für einen Dieb gehalten wird, fühlt sich nicht eher gekizelt als beleidiget durch den Irrthum?

## Elftes Kapitel.

### Das Stübchen der Pförtnerin.

Er war Sommer und sehr heiß. Georgette, das jüngste Kind der Madame Beck, bekam das Fieber. Desfrée, welche plötzlich genesen, wurde mit Fisine nach Bonne-Mamas auf das Land geschickt, damit sie der Ansteckung entgingen. Es war jetzt ärztliche Hilfe wirklich von Nöthen und Madame, welche von der Wiederkunft des Doctors Billule nichts wissen zu wollen schien, hat den englischen Rivalen desselben seine Besuche fortzusetzen. Ein Paar Pensionairinnen klagten über Kopfschmerz und schienen auch in anderer Hinsicht leicht an Georgettens Krankheit zu leiden. „Nun endlich,“ dachte ich, „muß doch Dr. Billule gerufen werden; die kluge Vorsteherin wird es nie wagen, ihre Zöglinge von einem so jungen Arzte behandeln zu lassen.“

Die Vorsteherin war sehr klug, aber sie konnte auch unerschrocken wagen. Sie führte wirklich Dr. John in die Schulabtheilung des Hauses ein und übergab ihm die Behandlung der stolzen und schönen Blanche de Malcy, so wie der eiteln und koketten Angélique, ihrer Freundin. Dr. John schien für diesen Beweis von Vertrauen dankbar zu sein, und wenn discretes Verhalten den Schritt hätte rechtfertigen können, würde er vollständig gerechtfertigt gewesen sein. In diesem Lande der Klöster und Beichtstühle aber konnte seine Anwesenheit in einem pensionnat de demoiselles nicht geduldet werden. Die Schule plauderte, die Küche flüsterte, die Stadt nahm das Gerücht auf, Aeltern schrieben Briefe und machten Besuche. Wäre Madame schwach gewesen, so war sie sicherlich auch verloren; ein Duzend rivalisirende Erziehungsanstalten waren bereit von diesem falschen Schritte Vortheil zu ziehen, — wenn der Schritt falsch war —; Madame war aber nicht schwach, wenn auch vielleicht etwas Jesuitin, ich klatschte ihr also im Herzen Beifall zu, indem ich ihre edele Haltung, ihr geschicktes Verfahren und ihre Festigkeit beobachtete.

Den besorgten Aeltern trat sie mit gutmüthiger Grazie entgegen, denn es kam ihr Niemand gleich, ich weiß nicht,

ob ich sagen soll: im Besitze oder in der Annahme einer gewissen *rondeur et franchise de bonne femme*, womit sie bei verschiedenen Gelegenheiten das, was sie bezweckte, sofort und vollständig erreichte, während Ernst und Gründe wahrscheinlich wirkungslos gewesen wären.

„Ce pauvre Docteur Jean,“ sagte sie lächelnd indem sie die kleinen vollen weißen Hände vergnügt rieb, „ce cher jeune homme! la meilleure créature du monde!“ Und sie erklärte, wie sie ihn zufällig zu ihren Kindern habe rufen lassen müssen, die ihn nun so lieb hätten, daß sie laut weinten, wenn sie an einen andern Doctor nur dächten und wie sie es für natürlich hielt, Leuten, denen sie wegen ihrer eigenen Kinder Vertrauen schenkte, dies auch bei andern zu erhalten. Ueberdies sei es ja nichts Bedeutendes: *Blanche* und *Angelique* hätten Kopfschmerz, *Dr. John* hätte ein einziges Rezept geschrieben, „voilà tout!“

Den Aeltern war damit der Mund geschlossen und *Blanche* und *Angelique* ersparten ihr allen weitem Verdruss dadurch, daß sie ihren Arzt laut priesen; die andern Zöglinge stimmten in das Lob ein und erklärten einmüthig, wenn sie krank würden, wollten sie nur *Dr. John* und keinen andern haben. *Madame* lachte und die Aeltern lachten auch. Die *Labasse-courierinnen* müssen ein ganz besonders entwickeltes Organ der Kindesliebe haben, wenigstens treiben sie die Nachsicht für ihre Kinder bis zum Aeußersten. In den meisten Häusern ist der Wille der Kinder Gesetz. *Madame Beck* kam allmählig gar in den Ruf, sie habe bei dieser Gelegenheit mit besonderer Mutterliebe gehandelt und die Leute liebten und achteten sie als Vorsteherin mehr noch als sonst.

Bis auf den heutigen Tag habe ich noch nicht erkannt, warum sie ihr Interesse um *Dr. Johns* willen auf das Spiel setzte; was die Leute sagten, weiß ich freilich recht wohl; das ganze Haus — Zöglinge, Lehrerinnen und Dienerschaft — versicherte, sie werde ihn heirathen. So hatte man es ausgemacht; der Unterschied der Jahre schien in ihren Augen nicht als Hinderniß zu gelten.

Zugestanden muß werden, daß der Schein nicht ganz gegen eine solche Annahme war; *Madame* schien ja sehr geneigt zu sein, sich seiner Dienste zu versichern und ihren

frühern Günstling, Willule, ganz vergessen zu haben. Sie empfing ihn auch so regelmäßig persönlich und war so unfehlbar freundlich und liebenswürdig gegen ihn. Ueberdies wendete sie um diese Zeit eine ganz besondere Aufmerksamkeit auf ihre Kleidung; das Morgennegligé, die Nachthaube und der Schawl wurden abgedankt; Dr. Johns Morgenbesuche fanden sie stets das braune Haar nett geordnet, in seidnem Kleide und in Schnürstiefelchen statt der Hausschuhe; kurz ihr Anzug war vollständig wie ein Modell und blütenfrisch. Ich glaube indeß kaum, daß ihre Absicht dabei weiter ging, als einem sehr hübschen Manne zu zeigen, daß sie auch keine gewöhnliche Frau sei. Sie gefiel allerdings ohne gerade schöne Züge oder elegante Formen zu besitzen; sie erfreute ohne die Jugend und deren heitere Anmuth. Man wurde nie müde sie zu betrachten; sie war nie monoton oder fade oder langweilig. Ihr ungebleichtes Haar, ihr Auge mit dem gemäßigten blauen Lichte, ihre Wangen mit der Blüthe der Gesundheit, alle diese Dinge gefielen — mäßig, aber dauernd.

Kam ihr bisweilen der Gedanke, Dr. John zum Manne zu nehmen, und ihm ihr wohl ausgestattetes Haus, ihre Ersparnisse zu überlassen, die nicht bedeutend, aber anständig sein sollten? Ahnete Dr. John etwas der Art? Ich habe ihn aus ihrem Zimmer mit einem spöttischen halben Lächeln um die Lippen und einem Blicke geschmeichelter männlicher Eitelkeit kommen sehen. Untadelhaft war er trotz allem nicht, was ich zu seinem Lobe gesagt habe, und sehr zu tadeln wäre er gewesen, wenn er boshafter Weise Absichten begünstigte, die er nie in Erfüllung gehen zu lassen die Absicht hatte. Aber hatte er diese Absicht wirklich? Die Leute sagten, er besitze kein Vermögen und sei ganz und gar auf seine Praxis angewiesen. Madame Beck — obgleich vielleicht um vierzehn Jahre älter als er — war doch jedenfalls eine der Frauen, die nie alt werden. Auf gutem Fuße standen sie jedenfalls mit einander. Er war vielleicht nicht verliebt, aber wie viele Leute lieben wirklich oder heirathen wenigstens aus Liebe? Wir sahen gespannt der Entwicklung entgegen.

In welcher Art er einer Entwicklung entgegensah und was er eigentlich erwartete, weiß ich nicht, sein eigenthüm-

liches Wesen aber, sein zuvorkommender, wachsamere, eifriger Blick blieb, ja steigerte sich vielleicht sogar. Ich hatte ihn nie recht ermessen können und er dehnte sich über den Kreis meiner Beurtheilung weiter und weiter aus.

Eines Morgens hatte die kleine Georgette stärkeres Fieber als gewöhnlich und war deshalb sehr unleidlich; sie weinte und wollte sich nicht besänftigen lassen. Ich glaubte, eine besondere Medicin, die ihr verordnet worden, sei ihr unangenehm und wirke unangenehm; ich wußte deshalb nicht, ob ich ihr dieselbe weiter geben solle. Ich wartete mit Ungeduld auf die Ankunft des Doctors, um ihn darüber um Rath zu fragen.

Die Thürglocke schellte endlich; er trat ein; ich wußte das, denn ich hörte ihn mit der Pförtnerin sprechen. Gewöhnlich kam er direct in die Kinderstube und nahm dabei drei Stufen der Treppe auf einmal. Fünf Minuten vergingen diesmal, zehn Minuten — und ich sah und hörte nichts. Was konnte er thun? Möglicherweise wartete er unten in dem Corridor. Die kleine Georgette jammerte noch immer kläglich, so daß mir selbst das Herz dabei wehthat. Ich ging hinunter, um zu sehen, ob der Doctor nicht komme. Der Corridor war leer. Wohin war er verschwunden? Befand er sich bei Mad. Beck? Unmöglich. Ich hatte sie vor wenigen Minuten bei dem Ankleiden verlassen. Ich horchte, drei Böglinge arbeiteten eben eifrig in drei anstehenden Zimmern, dem Speisezimmer und zwei andern Zimmern, zwischen denen und dem Corridor sich nur das Stübchen der Pförtnerin befand, das mit denselben in Verbindung stand und anfänglich zu einem Boudoir bestimmt gewesen war. Weiterhin, an einem vierten Instrument in dem Betsaale, hatte eine ganze Classe von einem Duzend und mehr Singestunde und stimmten eben eine Barcarole an (so nennen sie es, denke ich), von der ich mich der Worte erinnere „*raichè brisé und Venisè.*“ Was konnte ich unter diesen Umständen hören? Viel, nur nicht das, was ich zu hören wünschte.

Ja, eben vernahm ich ein lustiges Discantlachen in dem oben erwähnten kleinen Cabinet, an dessen Thür ich ganz nahe stand. Die Thür war nur angelehnt; eine männliche Stimme in weichem, tiefem, bittendem Tone sprach einige Worte,

von denen ich nur verstand: „um Gottes Willen!“ Nach kurzer Pause kam Dr. John heraus; seine Augen glänzten, aber weder von Freude, noch von Triumph; seine schöne englische Wange war stark geröthet und seine Stirn hatte einen ängstlichen, verlegenen Ausdruck.

Die offene Thür diente mir als Schirm, aber ich glaube, er würde an mir vorübergegangen sein ohne mich zu bemerken, wenn ich ihm auch gerade im Wege gestanden hätte. Ein starker Verdruß beschäftigte seine Seele oder vielmehr — um meine Eindrücke niederzuschreiben wie ich sie damals empfing — ein Kummer, ein Gefühl von erlittenem Unrecht. Ich glaubte nicht sowohl, daß sein Stolz verletzt als vielmehr seine Zuneigung verwundet sei, — schmerzlich schien sie verwundet zu sein. Aber wer hatte ihn verletzt? Welches Wesen in dem Hause hatte so viel Macht über ihn? Madame war, wie ich glaubte, in ihrem Zimmer; das Stübchen, aus dem er gekommen, gehörte allein der Pförtnerin an und sie, Rosine Matou, eine leichtfertige, aber hübsche kleine französische Grijette, eitel und puglustig, hatte sicherlich ihm die Steuerprobe nicht bereitet, durch die er eben gegangen.

Während ich noch darüber nachdachte, ließ sich ihre Stimme, leicht, aber etwas scharf in einem Liedchen hören, das sie durch die noch halb offene Thür trällerte; ich blickte hinein, da ich meinen Sinnen nicht glauben konnte. Da saß sie am Tisch in hübschem rosa Jaconet-Kleid und garnirte ein Blondenhäubchen. Kein lebendes Wesen außer ihr war in dem Stübchen außer einem Paar Goldfischchen in zwei Glascshalen, einigen Blumen in Töpfen und einem hellen Juli-Sonnenstrahl.

Da lag ein Räthsel, — aber ich mußte hinauf in das Zimmer, um wegen der Arznei zu fragen.

Dr. John saß auf einem Stuhle an dem Bette Georgette's, Madame stand vor ihm; die kleine Kranke war untersucht und beruhiget worden und lag nun still in dem Bettchen. Madame Beck sprach bei meinem Eintritt über das Befinden des Arztes selbst, da sie eine Veränderung in seinem Aussehen bemerken wollte, klagte ihn zu großer Anstrengung an und empfahl ihm Ruhe und Luftveränderung. Er hörte sie

gutmüthig, aber mit lachender Gleichgiltigkeit an, sagte ihr sie sei trop bonne und er befinde sich vollkommen wohl. Madame appellirte an mich. Dr. John folgte ihrer Bewegung mit langsamem Blick, welcher eine gewisse Verwunderung darüber auszudrücken schien, daß sie auf solcher Seite Bestätigung suche.

„Was meinen Sie, Miß Lucie?“ fragte Madame. „Ist er nicht blässer und hagerer?“

Ich sprach in Dr. Johns Anwesenheit selten mehr als einsilbige Worte; für ihn blieb ich jedenfalls immer das neutral passive Wesen, für das er mich hielt. Jetzt aber nahm ich mir die Erlaubniß mehr zu sagen, Worte, die ich absichtlich bedeutungsvoll machte.

„Er sieht in diesem Augenblicke unwohl aus; es liegt aber vielleicht an etwas Vorübergehendem; Dr. John kann ja einen Verdruß gehabt haben.“ Ich kann nicht sagen, wie er die Worte aufnahm, da ich nie darnach in sein Gesicht blickte. Georgette fing auch an in gebrochnem Englisch mich zu fragen, ob sie ein Glas Zuckerwasser haben könne. Ich antwortete ihr Englisch. Zum ersten Male, glaube ich, bemerkte er, daß ich diese Sprache redete; er hatte mich bis dahin einfach für eine Fremde gehalten, mich mit demoiselle angeredet und mir die erforderlichen Weisungen wegen der Kinder in französischer Sprache gegeben. Erst schien er eine Bemerkung machen zu wollen, überlegte sich aber die Sache nochmals und schwieg.

Madame fing an ihm guten Rath zu ertheilen; er schüttelte lachend den Kopf, stand auf, bot ihr einen guten Morgen, artig, aber mit der gleichgiltigen Miene eines Menschen, den zu große ungesuchte Aufmerksamkeit verwöhnt hat.

Als er fort war, sank Madame auf den Stuhl, den er eben verlassen hatte und stützte das Kinn auf die Hand. Alles Lebendige und Liebenswürdige schwand von ihrem Gesicht; sie sah steinern und ernst aus, fast betrübt und finster. Sie seufzte, — einmal, aber tief. Zur Morgenschule lautete das Glöckchen hell. Sie stand auf und als sie an einem Toilettetisch mit einem Spiegel darauf vorbeiging, sah sie nach ihrem Bilde darin. Ein einziges weißes Haar zeigte sich in ihren nußbraunen Flechten und sie zog es mit Schau-



bern aus. Im vollen Sommertageslicht sah man allerdings, daß ihr Gesicht die Jugendblüthe verloren hatte, wenn es auch die Jugendfarbe noch besaß und — wo waren die jugendlichen Formen? Ach, Madame, so klug Sie waren, Sie sogar kannten die Schwäche. Niemals vorher hatte ich sie bemitleidet, jetzt wurde mein Herz weich, als sie sich mit finstern Ernste von dem Spiegel abwandte. Ein Unglück hatte sie betroffen. Die Here Enttäuschung rief sie mit dem schauerlichen Gruße an und ihre Seele wollte sie nicht kennen.

Aber Rosine! Meine Unruhe läßt sich nicht beschreiben. Fünf Gelegenheiten benutzte ich an diesem Tage, um in ihr Stübchen zu gehen, um ihre Reize zu betrachten und das Geheimniß ihres Einflusses zu ermitteln. Sie war hübsch, jung und nett gekleidet, — alles gut und wohl vollkommen hinreichend, irgend eine Größe von Leid und Schmerz in einem jungen Mann wie Dr. John zu erklären. Dennoch wünschte ich unwillkürlich halb, der junge Arzt wäre mein Bruder oder er hätte wenigstens eine Schwester oder Mutter, die ihm freundlich die Moral lesen könne. Ich sage: ich wünschte es halb, denn ich ließ den Wunsch sich nicht ganz ausbilden, da ich bei guter Zeit noch seine große Thorheit erkannte. „Irgend Jemand,“ dachte ich bei mir, „könnte eben so gut Madame Beck die Moral wegen des jungen Arztes lesen und was würde es nützen?“

Ich glaube, Madame hielt sich selbst moralische Vorlesungen. Sie benahm sich nicht schwach und machte sich in keiner Art lächerlich. Sie hatte freilich kein heftiges, starkes Gefühl zu überwinden, sie besaß kein weiches Gefühl, das ihr großen Schmerz machen konnte. Auch hatte sie allerdings einen wichtigen Beruf, ein Geschäft, das ihre Zeit ausfüllte, ihre Gedanken ableitete, ihr Interesse theilte. Sie besaß vor allen Dingen einen ächten gesunden Verstand, der nicht allen Frauen, nicht allen Männern gegeben ist, — und alles dies zusammengenommen machte es ihr möglich, sich klug und gut zu benehmen. Bravo, Madame Beck, Sie kämpften einen guten Kampf und blieben Siegerin.

## Zwölftes Kapitel.

### Das Kästchen.

Hinter dem Hause in der Rue Fossette lag ein Garten, ein großer Garten, wenn man berücksichtigt, daß er sich mitten in der Stadt befand, und heute noch erscheint er mir in der Erinnerung angenehm; die Zeit aber wie die Ferne giebt manchen Scenen einen so besänftigenden Einfluß, und wo alles umher Stein, weiße Wand und heißes Pflaster ist, wie kostbar erscheint da ein Strauch, wie lieblich ein eingeschlossener bepflanzer Raum.

Es ging die Sage, Mad. Beck's Haus sei in alter Zeit ein Kloster gewesen, in vergangenen Jahren — wie lange vergangen kann ich nicht sagen, aber wohl vor Jahrhunderten — ehe die Stadt sich über diesen Theil ausgebreitet hatte und derselbe noch Feld gewesen war, — eine blätter- und schattenreiche Einsamkeit, wie sie für ein solches Haus sich eignet — es sei irgend etwas an dieser Stelle geschehen, was Furcht und Grausen erregt und der Stelle das Erbe einer Geistergeschichte hinterlassen habe. Es ging eine nicht ganz bestimmte Geschichte von einer schwarzen und weißen Nonne, die bisweilen, in einer gewissen Nacht oder in gewissen Nächten des Jahres irgendwo in der Nähe sich sehen ließ. Der Geist mußte lange schon hinaus gebaut worden sein, denn es standen jetzt überall Häuser, aber gewisse Klosterüberreste in der Gestalt alter gewaltiger Obstbäume bezeichneten die Stelle immer noch und am Fuße eines solchen, eines Methusalem's von Birnbaum, der eigentlich abgestorben war, an dem aber noch einige wenige Zweige getreulich im Frühling ihren duftigen Schnee erneuerten, wie ihre süßen Früchte im Herbst — sah man, sobald man die moosige Erde zwischen den halb entblößten Wurzeln wegfrachte, eine glatte, harte, schwarze Platte liegen. Die ungläubigste, aber verbreitete Sage erzählte nun, dies sei der Eingang zu einem Gewölbe, das tief unten der Boden, auf dessen Oberfläche Gras wuchs und Blumen blüheten, die Gebeine eines Mädchens einschliesse, das ein Mönchsconclave in dem traurigen Mittelalter wegen einer Sünde gegen ihr

Gelübde lebendig hier begraben. Ihr Schatten war es, den Furchtsame viele Generationen hindurch gefürchtet hatten, als ihr armer Leib längst schon in Staub zerfallen; ihr schwarzes Gewand und weißen Schleier hatten ängstlichen Augen Mondlicht und Schatten vorgegaukelt, wenn sie im Nachtwind in dem Gartendickicht spielten.

Unabhängig von solchem romantischen Plunder aber hatte der alte Garten seine Reize. Ich stand an Sommermorgen zeitig auf, um sie allein zu genießen, an Sommerabenden wandelte ich einsam in ihm umher, um Zwiegespräch mit dem aufgehenden Monde zu halten, einen Kuß vom Abendwinde zu naschen, oder die Frische des Thaues zu fühlen, wenigstens in der Einbildung. Der Rasen war grün, die Sandwege weiß, sonnenhelle Masturtiums standen in schönen Büscheln um die Wurzeln der alten Gartenriesen. Hier war eine große Laube, über die sich der Schatten einer Akazie breitete, dort eine kleinere, verstecktere, unter Neben geborgene, die an einer hohen grauen Mauer hinaufließen und ihre Trauben in liebender Verschwendung um den Lieblingsplatz hingen, wo Jasmin und Epheu sich ihnen angeschlossen.

Am hohen Mittag, in der gewöhnlichen Mitte des Tages, wenn Madame Beck's große Schule hinausging und Externen wie Pensionairinnen mit den Schülern der Knabenschule dicht nebenan im Gebrauch der Lunge und Glieder wetteiferten, war der Garten allerdings ein sehr gemeiner Aufenthalt. Bei Sonnenuntergang aber, wenn die Tagsschülerinnen nach Hause gegangen waren und die Pensionairinnen ruhig arbeiteten, hatte es etwas Liebliches in den stillen Gängen zu wandeln und die Glocken der St. Johanniskirche ihre weichen sanften Töne durch die Luft aussenden zu hören.

So ging ich eines Abends umher und war weiter als gewöhnlich in das Zwielficht hinein durch die immer stiller werdende Ruhe, die milde Kühle und den duftigen Athem zurückgehalten worden, mit welchem Blumen, die durch keinen Sonnenschein zu gewinnen sind, dem lockenden Thau antworteten. Ich sah an einem Licht in dem Vetsaalfenster, daß die katholischen Bewohnerinnen des Hauses zum Abendgebete da versammelt waren, von dem ich mich als Protestantin gelegentlich frei machte.

„Bleibe noch einen Augenblick länger bei uns,“ flüster-  
ten die Einsamkeit und der Sommermond; „alles ist nun wirk-  
lich still; eine Viertelstunde noch wird deine Abwesenheit nicht  
bemerkt werden. Des Tages Hitze und Lärm hat dich er-  
müdet; benutze diese köstlichen Minuten.“

Die fensterlosen Hinterseiten der Häuser, die in den Gar-  
ten gebaut worden waren, besonders an der einen ganzen  
Seite, zogen sich an einer langen andern Gebäudereihe hin,  
die zu der anstößenden Schule gehörte. Diese Reihe war  
eine ununterbrochene Steinwand mit Ausnahme einiger Lu-  
ken hoch oben an den Schlafräumen der Mägde und eines  
Fensters in einem unteren Stocke, welches sich in dem Zim-  
mer des Directors befinden sollte. Obgleich also gesichert  
genug, durfte doch ein Gang, der parallel mit der hohen  
Mauer an dieser Seite des Gartens lief, von den Zöglingen  
nicht betreten werden. Er hieß „l'allée descendue,“ und das  
Mädchen, welches den Fuß dahin gesetzt hätte, würde sich  
einer so schweren Strafe ausgesetzt haben, als die milde Haus-  
ordnung der Madame Beck gestattete. Die Lehrerinnen durf-  
ten allerdings dahin gehen, da aber der Gang schmal,  
das vernachlässigte Gesträuch dicht und nahe an ihn heran-  
gewachsen war und ein Dach von Zweigen und Blättern  
obenhin geflochten hatte, das die Sonnenstrahlen nur an  
einzelnen kleinen Räumen durchdrangen, wurde der Weg selbst  
am Tage selten betreten und in der Dunkelheit sorgfältig  
gemieden.

Anfangs fühlte ich mich versucht eine Ausnahme von  
dieser allgemeinen Regel zu machen, denn die Abgeschieden-  
heit und das Dunkel zogen mich gerade an. Eine Zeit lang  
scheuchte mich die Scheu hinweg seltsam zu erscheinen; all-  
mählig aber, als die Leute an mich, mein Wesen und die  
Eigenthümlichkeiten, sich gewöhnt hatten, die in meiner Natur  
lagen — Eigenthümlichkeiten, die allerdings nicht so auf-  
fielen, daß sie Interesse hätten erregen oder gar verletzen  
können, die aber doch in und mit mir geboren waren und  
von mir nicht abgefordert werden konnten — allmählig be-  
suchte ich diesen Weg öfters. Ich machte mich zur Pflegerin  
der schmucklosen Blumen, die zwischen den dichtgedrängten  
Büschen wuchsen; ich entfernte die Ueberreste vom letzten

Herbste, die eine einfache Bank am äußersten Ende bedeckten. Ich borgte von der Köchin eine Wasserkanne und eine Bürste und machte den Sitz rein. Madame sah mich an der Arbeit und lächelte mir Billigung zu, ob aufrichtig oder nicht weiß ich nicht; aber sie schien aufrichtig zu sein.

„Voyez-vous,“ rief sie, „comme elle est propre, cette Demoiselle Lucie! Vous aimez donc cette allée, Miss?“

„Ja,“ antwortete ich, „sie ist ruhig und schattig.“

„C'est juste,“ entgegnete sie mit ihrer gutmüthigen Miene und sie empfahl mir, sie so häufig als möglich zu benutzen und da ich zur Beaufsichtigung nicht mit verwendet werde, brauche ich auch nicht mit den Zöglingen zu gehen. Nur ihren Kindern möge ich erlauben, mit dahin zu gehen und Englisch mit mir zu sprechen.

An dem erwähnten Abende nun saß ich auf der versteckten Bank, die von Schmutz und Witzeln gereinigt worden war und hörte auf Töne, welche Geräusch aus der fernen Stadt zu sein schienen. Sehr weit freilich waren sie nicht entfernt; die Schule befand sich ja mitten in der Stadt; es war von da kaum ein Gang von fünf Minuten zu dem Park, kaum zehn Minuten zu Palästen. Ganz in der Nähe befanden sich glänzend erleuchtete breite Straßen, die in diesem Augenblicke von Leben strotzten; Wagen rollten durch dieselben zu Bällen oder in die Oper. Dieselbe Glocke, welche für unser Kloster Feierabend läutete, jede Lampe auslöschte, jeden Vorhang um jedes Bett zog, rief die lebenslustige Stadt um uns her zu festlicher Freude. An diesen Contrast dachte ich indes nicht; heitere Triebe hatte meine Natur wenige; Bälle und Theater hatte ich nie gesehen und obgleich ich sie oftmals hatte beschreiben hören und selbst zu sehen gewünscht, war es doch nicht der Wunsch einer Person, welche an einem Vergnügen Theil zu nehmen hofft, die sich für geeignet hält, in einem hellen fernen Kreise zu glänzen, wenn sie nur den Weg dahin finden könnte; es war kein Sehnen nach Erreichen, kein Verlangen zu genießen, sondern nur der ruhige Wunsch etwas Neues zu sehen.

Am Himmel stand ein Mond, kein voller, sondern ein junger Neumond. Ich sah ihn durch die Zweige über mir. Er und die Sterne, die neben ihm sichtbar, waren keine

Fremden, wo sonst alles fremd; meine Kindheit schon kannte sie. Ich hatte dies goldene Zeichen neben einem alten Dorn oben auf einem alten Felde in Alt-England in lang vergangenen Tagen gerade so gesehen, wie es jetzt neben dem stattlichen Thurme in der Stadt des Festlandes schien.

Ach, meine Kindheit! Ich hatte Gefühle; so passiv ich lebte, so wenig ich sprach, so kalt ich aussah, wenn ich an vergangene Tage dachte, konnte ich fühlen. Ueber die Gegenwart war es am besten stoisch zu sein, über die Zukunft — meine Zukunft — still. Und in Todtenstille, in Lähmung hielt ich absichtlich und aufmerksam meine Natur.

Ich erinnere mich recht wohl, was sie damals wecken konnte, — gewisse Wettererscheinungen z. B. fürchtete ich fast immer, weil sie das weckten, was ich immer ängstlich einwiegte und ein dringendes Verlangen aufriefen, das ich nicht befriedigen konnte. Einmal in der Nacht kam ein Gewitter; ein wahrer Orkan schüttelte uns in unsern Betten, die Katholiken standen eilig auf und beteten zu ihren Heiligen. Mich hielt das Gewitter tyrannisch fest; es rüttelte mich auf und zwang mich zu leben. Ich stand auf, kleidete mich an, schlich durch das Fenster dicht an meinem Bett hinaus und setzte mich auf das Bret, so daß meine Füße das Dach eines niedern Gebäudes berührten. Es war naß, wild und pechfinster. In dem Schlafsaale sammelten sie sich bestürzt um die Nachtlampe und beteten laut; ich konnte nicht hineingehen, so wenig vermochte ich dem Vergnügen zu widerstehen, bei diesem schauerlichen, finstern, donnernden Wetter zu bleiben, das eine solche Ode hervorschmetterte, wie sie die Sprache dem Menschen nie vorgetragen, so schrecklich großartig war das Schauspiel der Wolken, welche die weißen zuckenden Blitze zerrissen.

Schmerzlich sehnte ich mich damals und vierundzwanzig Stunden noch darnach nach etwas, das mich aus meinem gegenwärtigen Leben herausreißte und mich empor und vorwärts führe. Dieses Sehnen und alles der Art mußte ich mit Gewalt vertreiben und ich that es wie Jael mit Sisera, indem ich ihm einen Nagel durch die Schläfe trieb; aber es starb nicht wie Sisera; es wurde nur vorübergehend betäubt und drängte sogar bisweilen den Nagel mit heftigem

Widerstande heraus; dann bluteten die Schläfe und das Hirn schmerzte tief hinein.

Jene Nacht war ich nicht so rebellisch, nicht so unglücklich. Mein Sisera schlummerte ruhig in dem Zelte und wenn sein Schmerz auch im Schlummer nicht ruhete, so kniete etwas wie ein Engel — das Ideal — daneben, träufelte Balsam auf die beruhigten Schläfe und hielt vor die geschlossenen Augen einen Zauberspiegel, dessen liebliche, feierliche Gesichte in Träumen wiederholt wurden, warf einen Abglanz seiner Mondscheinfittiche und seines Lichtgewandes über den Schläfer, über den Zelteingang und über die ganze Landschaft jenseits. Sacl, das ernste Weib, saß bei Seite und wurde etwas milder über ihren Gefangenen. Ich meine, die kühle Stille und die thauige Lieblichkeit des Abends füllten mich mit — Hoffnung, nicht mit einer bestimmten Hoffnung, sondern mit einem allgemeinen Gefühle von Ermuthigung und Herzenserleichterung.

Sollte eine so ruhige, liebliche, ungewohnte Stimmung nicht ein guter Bote sein? Ach, es kam nichts Gutes. Die rauhe Wirklichkeit trat plump herein, scheltend, abstoßend, wie sie nur zu oft ist.

In der tiefen Stille des Steinbaues, der den Gang, die Bäume, die hohe Mauer überragte, hörte ich einen Ton; ein Fenster knarrte. Ehe ich Zeit hatte aufzusehen und mich zu überzeugen wo, in welchem Stockwerke oder wer es geöffnet, schüttelte sich ein Baum über mir, als sei er von einer Wurfswaffe getroffen und etwas fiel gerade vor meinen Füßen nieder.

Es schlug neun Uhr auf dem Johannisthurme; der Tag schwand, aber noch war es nicht dunkel; das Mondviertel trug wenig dazu bei, die dunkle Vergoldung der Himmelsgegend aber, wo die Sonne zum letzten Male gestrahlt und die krystallene Klarheit eines weiten Raumes oben erhielten das Sommerzwielicht; selbst in meinem dunkeln Gang hätte ich kleine gedruckte Schrift lesen können, wenn ich an eine Oeffnung getreten wäre. Es ließ sich also leicht erkennen, daß das Gefallene ein Kästchen sei, ein kleines Kästchen von weißem und farbigem Elfenbein. Der Deckel ging in meiner Hand auf; Beilchen lagen darin, Beilchen auf einem

klein zusammengebrochenen rosa Papier, auf dem stand; „pour la robe grise.“ Ich trug ein graues Kleid. War es ein Liebesbrief, ein Ding von dem ich wohl gehört, das ich aber noch nicht die Ehre gehabt hatte zu sehen oder in der Hand zu halten? War es dies, was ich jetzt zwischen Zeigefinger und Daumen hielt?

Kaum. Ich bildete mir es auch nicht einen Augenblick ein. Meine Gedanken nicht einmal hatten einen Verehrer, einen Bewerber gebildet. Alle Lehrerinnen träumten von irgend einem Liebhaber, eine (freilich sehr leichtgläubiger Natur) glaubte sogar an einen künftigen Mann. Alle Zöglinge über vierzehn Jahre wußten von einem spätern Bräutigam; zwei oder drei waren durch ihre Aeltern bereits verlobt und waren es von Kindheit an gewesen; aber in das Reich der Empfindungen und Hoffnungen, welches solche Aussichten eröffnen, hatten meine Gedanken, viel weniger meine Erwartungen noch nie sich gewagt. Wenn die andern Lehrerinnen in die Stadt gingen oder einen Spaziergang auf dem Boulevard machten oder die Messe besuchten, hatten sie stets die Ueberzeugung, irgend einer Person des „andern Geschlechtes“ zu begegnen, deren entzückter ernster Blick Zeugniß von der Macht ihrer Reize gab. Ich kann nicht sagen, daß meine Erfahrung in dieser Art mit der ihrigen zusammentraf. Ich ging in die Kirche und auf die Promenade, habe aber die feste Ueberzeugung, daß Niemand auf mich achtete. Kein Mädchen, keine Frau war in der Rue Fossatte, die nicht hätte bezeugen können und wirklich bezeugt hätte, daß sie einen bewundernden Blick von unserm Doctors blauen Augen irgendeinmal erhalten habe. Mich muß ich ausnehmen, wie demüthigend es auch klingen mag; was mich betrifft, waren diese blauen Augen schuldlos und ruhig wie der Himmel, mit dessen Farbe sie verwandt zu sein schienen. So kam es, daß ich die Andern reden hörte, oftmals über ihre Heiterkeit, Sicherheit und Selbstzufriedenheit mich wunderte, aber mir nicht die Mühe gab die Augen emporzuschlagen und auf den Weg hinzusehen, den sie so sicherlich zu betreten erwarteten. Es war dies Papier also kein Liebesbrief, davon war ich fest überzeugt, so daß ich es ganz ruhig auseinander schlug. Es lautete, in der Uebersetzung, also:



„Engel meiner Träume, tausend, tausend Dank für das gehaltene Versprechen; kaum wagte ich an die Erfüllung zu hoffen. Ich glaubte wirklich, Sie scherzten halb und dann schienen Sie auch das Unternehmen für ziemlich gefährlich, die Stunde für so ungewöhnlich, den Gartenweg für so abgelegen zu halten, überdies sei er, wie Sie sagten, gewöhnlich von dem Dragoner, der englischen Lehrerin, besucht, „une véritable bégueule Britannique à ce que vous dites — espèce de monstre, brusque et rude comme un vieux corporal de grenadiers et revêche comme une religieuse.“ (Der Leser wird meine Bescheidenheit entschuldigen, wenn ich diese schmeichelhafte Skizze meiner selbst den leichten Schleier der Ursprache beibehalten lasse). „Sie wissen,“ hieß es in dem Herzensergüsse weiter, „daß der kleine Gustav wegen seiner Krankheit aus dem Zimmer des Directors weggebracht worden ist, aus jenem lieben Zimmer, von dem aus man Ihr Gefängniß übersteht. Hier darf ich, der beste Dunkel von der Welt, ihn besuchen. Mit welchem Zittern trat ich an das Fenster und blickte in Ihr Eden — ein Eden für mich, obgleich eine Wüste für Sie! Hier fürchtete ich Leere oder den erwähnten Drachen zu sehen. Wie klopfte aber auch mein Herz, als ich durch die Oeffnungen zwischen den neidischen Zweigen Ihren lieblichen Strohhut schimmern und Ihr graues Kleid schweben sah, das ich unter tausenden erkennen würde! Aber, lieber Engel, warum blickten Sie nicht herauf? Grausame, mir einen Strahl aus diesen himmlischen Augen zu versagen! Wie würde ein einziger Blick mich neubelebt haben! Ich schreibe dies in hitzigster Eile; während der Arzt Gustav untersucht, benutze ich eine Gelegenheit das Briefchen in ein kleines Kästchen einzuschließen nebst einem Beilschenbouquet, den lieblichsten die blühen, doch minder lieblich als meine Peri, die alles bezaubernde. Ewig der Deine.“

Wer? fragte ich. Wer schrieb das Briefchen, an wem wurde es gerichtet? Vielleicht war es von dem Bräutigam einer der verlobten Zöglinge und in diesem Falle war die Sache nicht von großer Bedeutung, nur eine kleine Unregelmäßigkeit. Mehrere der Mädchen, die meisten sogar, hatten Brüder und Cousins in der benachbarten Anstalt. Aber — la

robe grise, le chapeau de paille konnten auf die Spur leiten, wenn auch nicht sicher, denn im Garten trugen alle Mädchen Strohhüte. Auch das graue Kleid war kaum ein sicherer Fingerzeig. Madame Beck selbst trug eben jetzt ein graues Kleid; eine andere Lehrerin und drei Pensionairinnen hatten Kleider ganz in der Farbe und von dem Stoffe wie das meinige; es war ein Alltagsanzug, der damals in Gunst stand.

Ich mußte hineingehen, ich wußte es wohl. Lichter, die sich in dem Schlaßsaale hin und her bewegten, zeigten an, daß das Gebet vorüber sei und die Böglinge zu Bette gingen. Nach der nächsten halben Stunde waren alle Thüren verschlossen, alle Lichter ausgelöscht. Die große Hauethür stand noch offen, um in das heiße Haus die Kühle des Sommerabends einzulassen; von dem Stübchen der Pförtnerin dicht dabei schimmerte Licht und zeigte den langen Flur mit den Flügelthüren des Gesellschaftszimmers an der einen Seite, während das Thor nach der Straße zu die Aufsicht schloß.

Mit einem Male wurde die Klingel schnell gezogen, schnell, aber nicht laut, vorsichtig, gleichsam flüsternd. Rosine eilte aus ihrem Stübchen heraus, um zu öffnen. Die Person, welcher sie öffnete, sprach ein Paar Minuten mit ihr; endlich kam Rosine mit der Lampe an die Gartenthür; sie stand auf den Stufen, hielt die Lampe empor und sah sich um.

„Quel conte!“ rief sie mit kokettem Lachen. „Personne n'y a été.“

„Lassen Sie mich vorbei,“ sprach eine Stimme, die ich kannte; „ich bitte nur um fünf Minuten,“ und eine wohlbekanntere Gestalt, groß und schlank (dafür hielten wir sie in der Rue Fossatte alle), kam aus dem Hause und schritt zwischen den Beeten hin. Es war eine Heiligthumschändung — ein Mann zu dieser Stunde an dieser Stelle; aber er wußte, daß er bevorrechtet war und traute vielleicht auch auf die freundliche Nacht. Er ging in den Gängen hin, sah nach der und nach jener Seite und verschwand dann in dem Gebüsch, trat auf Blumen und brach Zweige ab bei seinem Suchen. Endlich gelangte er auf den „verbotenen Weg.“ Da trat ich ihm entgegen, wie ein Geist, glaube ich.

„Dr. John, es ist gefunden.“

Er fragte nicht von wem, denn sein scharfes Auge hatte schon erkannt, daß ich es in der Hand hielt.

„Verrathen Sie mich nicht“, sagte er und dabei sah er mich an als sei ich wirklich ein Drache.

„Wenn ich auch zu Verrath geneigt wäre, kann ich doch nicht verrathen was ich weiß,“ lautete meine Antwort. „Lesen Sie das Briefchen und Sie werden sehen, wie wenig es verräth.“

„Vielleicht haben Sie es gelesen“, dachte ich bei mir, aber daß er es geschrieben, konnte ich nicht glauben; das konnte kaum sein Stil sein, überdies war ich Thörin genug, um zu glauben, es werde ihm schwer geworden sein, mir solche Namen zu geben. Sein eigenes Aussehen rechtfertigte ihn auch. Er wurde glühend roth als er las.

„Das ist allerdings zu viel; das ist grausam, erniedrigend“, lauteten die Worte, die ihm entschlüpfen. Ich hielt es allerdings für grausam, als ich sein Gesicht so betroffen sah. Gleichviel, ob er zu tadeln war oder nicht, Jemand mußte jedenfalls noch mehr zu tadeln sein.

„Was werden Sie in der Sache thun?“ fragte er. „Werden Sie Mad. Beck sagen was Sie fanden und ein Scandal herbeiführen?“

Ich glaubte, daß ich es sagen müsse und sprach mich so aus, setzte aber hinzu, meiner Meinung nach würde gar kein Scandal entstehen; Madame sei viel zu klug als daß sie Lärm wegen einer solchen Sache in ihrer Anstalt machen sollte.

Er stand nachdenklich mit niedergeschlagenen Augen da. Er war zu stolz und zu ehrenhaft, um mich um Schweigen über einen Punkt zu ersuchen, den ich meiner Pflicht zu Folge offenbar anzeigen mußte. Ich wünschte Recht zu thun, wollte ihn aber auch nicht kränken und beleidigen. Da schauete eben Rosine durch die offene Thür; sie konnte uns nicht sehen, obgleich sie uns zwischen den Bäumen hindurch erblicken konnte. Sie war grau gekleidet wie ich. Dieser Umstand, in Verbindung mit früherern Beobachtungen, brachte mich auf den Gedanken, daß die Sache, wie beklagenswerth auch, doch vielleicht von der Art sei, daß ich mich nicht um sie zu kümmern brauche. Deshalb sagte ich:

„Wenn Sie mir die Versicherung geben können, daß die Sache keine der Zöglinge der Madame Beck betrifft, will ich gern ganz mit Stillschweigen darüber hingehen. Nehmen Sie das Kästchen, das Bouquet und das Briefchen; ich für meinen Theil will Alles gern vergessen.“

„Sehen Sie dorthin“, flüsterte er plötzlich, indem sich seine Hand über dem ihm Uebergebenen schloß und er durch die Zweige hindurch wies.

Ich blickte hin. Madame, in Shawl, Hauskleid und Hausschuhen kam leise die Stufen herab und schlich wie eine Katze nach dem Garten. Nach zwei Minuten mußte sie bei Dr. John sein. Wenn sie aber einer Katze glich, war er wie ein Leopard; nichts konnte leichter sein als sein Tritt, wenn es ihm darauf ankam. Er wartete und als sie um eine Ecke bog, war er mit einigen geräuschlosen Schritten durch den Garten. Sie erschien wieder und er war verschwunden. Rosine war ihm behilflich, indem sie sogleich die Thür zwischen ihn und seine Verfolgerin brachte. Auch ich hätte gewünscht hinweg zu sein, zog es aber vor, Madame offen entgegenzutreten.

Obgleich es meine wohlbekannte Gewohnheit war, das Zwielicht im Garten zu verbringen, war ich doch niemals so lange geblieben. Madame hatte mich offenbar vermißt, suchte mich und wollte unbemerkt über die Sünderin herfallen. Ich erwartete einen Vorwurf. Nein. Madame war die Freundlichkeit selbst. Nicht einmal eine Vorstellung machte sie mir; sie zeigte sich nicht im mindesten überrascht. Mit ihrem vollendeten Takt, in dem sie wohl von keinem lebenden Wesen übertroffen wurde, versicherte sie sogar, nur pour la brise du voir herausgekommen zu sein.

„Quelle belle nuit!“ sagte sie, indem sie zu dem gestirnten Himmel hinaufblickte. Der Mond war hinter dem Thurme der St. Johanniskirche untergegangen. „Qu'il fait bon! Que l'air est frais!“

Und statt mich in das Haus hineinzuschicken, hielt sie mich zurück, um ein Paar Gänge mit ihr zu machen. Als wir endlich beide in das Haus traten, stützte sie sich auf meine Achsel, um sich bei dem Hinaufsteigen der Stufen zu unterstützen; beim Scheiden bot sie meinen Lippen ihre

Wange und ihre freundlichen Worte lauteten: bon soir, ma bonne amie, dormez bien!

Ich lachte unwillkürlich, als ich wachend und nachdenkend in meinem Bett lag, — lachte über Madame Beck. Die Freundlichkeit ihres Benehmens war für Jemand, der sie kannte, ein sicheres Zeichen, daß sie irgend ein Argwohn beschäftigte. . . Sie hatte offenbar von irgend einem Observatorium in der Ferne oder Nähe, deutlich oder nicht, etwas von den Vorgängen dieses Abends gesehen. Bei ihrer Beobachtungskunst war es fast unmöglich, daß ein Kästchen in ihren Garten geworfen werden oder ein Fremder in denselben gehen konnte, um es zu suchen, ohne daß sie in dem bewegten Baumzweige, in dem vorübereilenden Schatten, in den ungewohnten Fußritten und leisem Geflüster (und obgleich Dr. John die wenigen Worte mit mir sehr leise gesprochen hatte, so durchdrang doch meiner Meinung nach der Klang der Stimme dieses Mannes die ganze Anstalt), etwas Ungewöhnliches erkenne und errathe. Was es gewesen, konnte sie freilich nicht sehen und jetzt auch nicht wohl ermitteln; aber es lag doch ein Geheimniß vor ihr, das sie reizen mußte — und hatte sie nicht bereits „Miß Lucie“ wie eine dumme Fliege rundum mit Spinnwebenfäden umspinnen?

## Dreizehntes Kapitel.

Ein Niesen zu unrechter Zeit.

In den nächsten vierundzwanzig Stunden nach dem in dem letzten Kapitel geschilderten Vorgange hatte ich Gelegenheit nochmals über Madame zu lächeln, ja zu lachen.

Billette hat ein so veränderliches, wenn auch nicht so feuchtes Klima, wie irgend eine englische Stadt. Eine stürmische Nacht folgte auf den lieblichen Sonnenuntergang und der ganze nächste Tag war ein dunkler, bewölkter, stürmischer, aber ohne Regen. Durch die Straßen konnte man

kaum sehen vor Wolken von Sand und Staub, der von dem Boulevarts herabgetrieben wurde. Ich weiß nicht, ob selbst schönes Wetter mich versucht haben würde, die Erholungsstunde des Abends da zu verbringen, wo ich sie am vorigen Tage verbracht. Mein Gartenweg, ja alle Wege und Gebüsche im Garten hatten ein neues, keineswegs angenehmes Interesse erlangt, die Ruhe und Abgeschlossenheit waren nicht mehr sicher. Das Fenster, von dem Briefchen herunterkommen, hatte mir den sonst lieben Platz gemein gemacht; die Blumen selbst schienen Augen zu besitzen und die Knorren an den Bäumen sahen aus wie lauschende Ohren. Einige Pflanzen waren wirklich von Dr. John bei dem eifrigen Nachsuchen umgetreten worden und ich wünschte sie zu stützen und zu begießen, damit sie sich wieder erholen möchten; auch einige Fußstapfen hatte er auf den Beeten zurückgelassen; diese aber zu verwischen fand ich trotz dem Winde sehr früh am Morgen Gelegenheit, ehe andere Augen sie entdeckten. Mit einer gewissen Befriedigung setzte ich mich an meinen Schreibtisch, während die Schülerinnen an ihren Aufgaben arbeiteten und die andern Lehrerinnen nach der Nadel griffen.

Der Schauplatz der *étude du soir* war immer das Refectorium, ein weit kleinerer Saal als eine der drei Classen oder Schulstuben, denn hier fanden sich nur die Pensionairinnen ein und diese beließen sich blos auf zwanzig. Zwei Lampen hingen von der Decke über den zwei Tafeln; diese wurden gegen Abend angezündet und dies gab das Signal, die Schulbücher bei Seite zu thun, ernste Mienen anzunehmen, allgemeines Schweigen aufzuerlegen. Dann begann: „la lecture pieuse.“ Dies war, wie ich bald einsah, blos darauf berechnet, den Verstand etwas niederzuhalten.

Das Buch, welches dazu benutzt wurde (immer dasselbe; war es durchgelesen, so fing man wieder von vorn an), war ein sehr ehrwürdiges aus alter Zeit.

Ich hätte zwei Francs darum gegeben, wenn mir die Gelegenheit gegeben worden, das Buch einmal in meine Hände zu bekommen, die heiligen vergilbten-Blätter umzuschlagen, den Titel anzusehen und mich mit eigenen Augen von dem Inhalte zu überzeugen. Das Buch enthielt Heiligen=

Legenden. Guter Gott, was für Legenden waren das! Sollten diese Heiligen sich dieser Thaten selbst gerühmt und diese Wunder erfunden haben?

Ich hielt diese lecture pieuse einige Abende so gut und ruhig als möglich aus und stach nur gelegentlich mit der Scheerenspitze in die wurmstichige Tafel vor mir. Endlich aber konnte ich es nicht länger ertragen und die Klugheit empfahl mir, in Zukunft mich zu entfernen sobald das alte Buch zum Vorscheine kam.

Wenn ich verschwand, befand ich mich im Dunkel. Mit Lichtern durfte in den Zimmern nicht umhergegangen werden und die Lehrerin, welche das Refectorium verließ, hatte keinen andern Zufluchtsort als den nicht beleuchteten Flur, das Schulzimmer oder das Schlafzimmer. Im Winter ging ich in die langen Classensäle und schritt in denselben schnell auf und ab, um mich warm zu erhalten; ein Glück war es dann, wenn der Mond schien, oder wenn wenigstens die Sterne leuchteten. Im Sommer war es nie ganz dunkel und wenn ich mich an meine eigene Stelle in dem langen Schlassaale begab, — öffnete ich mein Fenster (er hatte deren fünf so groß wie Thüren), bog mich hinaus, sah auf die Stadt jenseits des Gartens und horchte auf die Musik im Parke oder auf dem Palastplatze, während ich meinen eigenen Gedanken nachhing und mein eigenes Leben in meiner eigenen stillen Schattenvvelt lebte.

An diesem Abende, als ich mich wie gewöhnlich vor der lecture pieuse geflüchtet hatte, ging ich die Treppe hinauf, trat an das Schlafzimmer und öffnete die Thür, welche stets sorgfältig geschlossen gehalten wurde und, wie jede andere Thür im Hause, geräuschlos in den wohlgeölten Angeln sich drehte. Ehe ich sah, fühlte ich, daß in dem großen, gewöhnlich leeren Raume Leben sei; nicht als ob sich etwas geregt, ob etwas geathmet oder sonst ein Geräusch gemacht hätte, — aber die Leere fehlte, die Einsamkeit war nicht da. Alle die weißen Betten — die lits d'ange, wie sie poetisch genannt wurden — waren mit einem Blicke zu überschauen und alle waren leer; keine Schläferin ruhetete darin. Nur der Ton von einem Commodenkasten, der behutsam herausgezogen wird, fiel mir auf; ich trat ein wenig bei Seite

und mein Blick war nun durch herabfallende Vorhänge nicht mehr gehindert. Ich erblickte mein eigenes Bett mit meiner Toilette, dem verschlossenen Arbeitskästchen darauf und dem verschlossenen Kasten darunter.


Eine wohlbeleibte kleine Figur in anständigem Shawl und dem reinsten Nachthäubchen stand vor dieser Toilette und war eben eifrig beschäftigt, sich mit dem Inhalte bekannt zu machen. Das Arbeitskästchen stand offen und der oberste Kasten ebenfalls; dann wurden nacheinander die beiden untern geöffnet; nichts was sich darin befand, blieb unberührt, jeder Gegenstand wurde auf- und auseinandergenommen, jedes Papierchen gelesen, in jedes Schächtelchen gesehen, — und die Gewandtheit, mit welcher diese Durchsuchung erfolgte, war wirklich bewundernswerth. Madame Beck — denn sie war es — glich da einem Sterne „ohne Eile, ohne Ruhe.“ Ich will nicht läugnen, daß ich ihr mit einer stillen Freude zusah. Wenn ich ein Mann gewesen, ich glaube, Madame habe Gnade vor meinen Augen gefunden; sie war in allem was sie that so anständig; die Bewegungen mancher Leute reizen durch ihre Ungelenkigkeit zu Aerger, die ihrigen befriedigten durch ihre unvergleichliche Zierlichkeit. Ich stand da wie gebannt, mußte aber eine Anstrengung machen den Zauber zu brechen, mußte mich entfernen. Die Durchsucherin hätte sich umdrehen und mich erblicken können; es hätte dann zu einer Scene kommen müssen; wir, sie und ich, hätten einander uns plötzlich zeigen und erkennen müssen, wie wir waren, alles conventionelle Wesen hätte ein Ende gehabt, alle Verstellung, — ich hätte in ihre Augen blicken müssen, sie in die meinigen, — wir hätten nicht länger miteinander arbeiten können und in diesem Leben für immer scheiden müssen.

Was nuzte es aber, eine solche Katastrophe herbeizuführen? Ich war nicht erzürnt und wünschte durchaus nicht sie zu verlassen. Kaum hätte ich Jemanden finden können, mit dem sich so gut umgehen, so leicht auskommen ließ; ich hatte Madame Beck gern wegen ihres vortrefflichen Verstandes, was ich auch von ihren Grundsätzen halten mochte. . . Ihr System — ihr Spioniren — schadete mir nicht; sie konnte nach Herzenslust suchen, es kam nichts dabei heraus. Da



ich keinen Liebhaber hatte und nichts von Liebe erwartete, war ich in meiner Herzensarmuth vor Spionen so sicher wie der Bettler durch seinen leeren Beutel vor Dieben geschützt ist. Ich drehte mich deshalb um, floh und lief so schnell und geräuschlos die Treppe hinab wie die Spinne, welche sich gleichzeitig an der Lehne hinabließ.

Wie lachte ich, als ich in die Schulstube hinunterkam! Jetzt wußte ich es bestimmt, daß sie Dr. John im Garten gesehen hatte; ich wußte, welche Gedanken sie hegte und der Anblick einer mißtrauischen Natur, welche durch ihre eigenen Erfindungen soweit irrefgeführt wird, stimmte mich sehr heiter. Nach dem Lachen indeß stellte sich doch auch ein gewisser Unwille ein und ihm folgte Bitterkeit. Es war an den Felsen geschlagen worden und das Wasser quoll heraus. Niemals hatte ich einen so seltsamen Kampf in mir empfunden als eine Stunde lang an jenem Abende; Schmerz und Lachen, Zorn und Kummer theilten mein Herz unter sich. Ich weinte heiße Thränen, nicht weil Mad. Beck mir mißtraute — aus ihrem Mißtrauen machte ich mir gar nichts — sondern aus andern Gründen. Seltsam verflochtene beunruhigende Gedanken zerstörten mit einem Male mein ganzes ruhiges Wesen. Indessen auch diese Aufregung legte sich und am nächsten Tage war ich wiederum Lucy Snowe.

Als ich zu meinen Kästen kam, fand ich sie alle verschlossen und bei der genauesten Besichtigung ließ sich keine Veränderung, keine Störung in der Lage irgend eines Gegenstandes erkennen. Meine wenigen Kleider waren so zusammenggelegt, wie ich sie verlassen hatte; ein Sträußchen weißer Veilchen, das mir einmal schweigend ein Fremder gegeben hatte (ein mir Fremder, denn wir hatten nie ein Wort mit einander gewechselt), das ich getrocknet und wegen des lieblichen Geruchs zwischen  besten Sachen gelegt hatte, war unberührt; mein schwarzes, ledener Langshawl, meine Spitzen-Chemisetten und meine Kragen lagen glatt und zierlich da. Hätte sie nur einen einzigen Gegenstand zerdrückt und dergl., so würde mir es schwer geworden sein ihr zu vergeben, da aber alles sich in der schönsten Ordnung befand, sagte ich bei mir: was geschehen ist, ist geschehen.

Mir ist nichts zu Leid gethan worden; warum sollte ich ihr grollen?

Etwas beunruhigte mich sehr und ich suchte nach einer Auflösung des Räthsels fast ebenso eifrig und emsig wie Madame eine Spur zu nützlicher Erkenntniß in meinen Comodensächern gesucht hatte. Wie ging es zu, daß Dr. John, wenn er bei dem Herabwerfen des Kästchens in den Garten nicht theilhaftig gewesen war, überhaupt Kenntniß davon hatte, daß es herabgeworfen worden und so schnell erschien, um es wieder zu suchen? Ich wünschte so sehr diesen Punkt aufzuklären, daß ich den kühnen Gedanken aufzustellen wagte: „sollte ich nicht Dr. John selbst um Aufklärung angehen, sobald sich eine Gelegenheit dazu zeigt?“

Und so lange Dr. John nicht zugegen war, glaubte ich wirklich den Muth zu besitzen, eine Frage solcher Art an ihn richten zu können.

Die kleine Georgette befand sich auf dem Wege der Besserung und ihr Arzt erschien deshalb selten, ja er würde seine Besuche ganz eingestellt haben, wenn Madame nicht verlangt hätte, daß er gelegentlich nachsehe bis das Kind wiederum ganz gesund geworden.

Sie kam eines Abends in die Kinderstube, als ich eben Georgette's leises Gebet angehört und sie in ihr Bett gebracht hatte. Sie faßte die kleine Hand, des Kindes und sagte:

„Cette enfant a toujours un peu de fièvre.“ Darauf blickte sie rascher als es sonst ihre Art war nach mir und fuhr fort: „le docteur John l'a-t-il vue dernièrement? Non, n'est ce pas?“

Sie wußte dies natürlich besser als irgend Jemand im Hause. „Nun“, setzte sie hinzu, „ich gehe aus pour faire quelques courses en siacre. Ich werde bei Dr. John mit vorsprechen und ihn zu dem Kinde schicken. Er soll es noch heute Abend sehn; das Gesicht der Kleinen ist geröthet, ihr Puls rasch; Sie werden ihn — in meinem Namen empfangen, da ich dann noch nicht wieder zurück sein werde.“

Das Kind befand sich wohl und war nur von der Juliwärme warm; es war kaum weniger nöthig einen Geistlichen zur letzten Delung holen zu lassen als einen Arzt;

auch machte Madame Abends selten courses, wie sie es nannte; es war das erste Mal, daß sie bei Gelegenheit eines Besuches des Dr. John nicht selbst zugegen sein wollte. Alles verrieth mir einen bestimmten Plan, aber ich durchschaute dies ohne die geringste Verlegenheit. „Ach Madame“, lachte mein bettelarmes Herz, das ja unbesorgt sein konnte, „Ihre Schlaueit ist auf falscher Fährte.“

Sie ging, sehr hübsch gekleidet, in einem werthvollen Shawl und einem gewissen chapeau vert tendre, dessen gewagte Farbe ihr nicht übel stand, während ihn eine Andere mit minder blühender Farbe kaum würde haben tragen können. Ich hätte wohl wissen mögen, was sie eigentlich beabsichtigte, ob sie Dr. John wirklich finden werde oder nicht, ob er kommen oder anderswo beschäftigt sein werde.

Madame hatte mir aufgetragen, Georgette vor Ankunft des Arztes nicht schlafen zu lassen, ich hatte also Beschäftigung genug, sie durch Geschichtchenerzählen und dergl. munter zu erhalten. Ich hatte das Kind lieb und freuete mich selbst, wenn ich es auf meinem Schooße haben, auf meinen Armen tragen konnte. An dem erwähnten Abende verlangte die Kleine, daß ich meinen Kopf auf ihr Kissen hinlege und sie schlang selbst ihr Armchen um meinen Nacken. Ich hätte vor Nährungsleid fast weinen können, als sie mich so umarmte und dann ihre Wange an meine schmiegte. An Gefühlsmigigkeit gab es in diesem Hause durchaus keinen Ueberfluß; dieser reine, kleine Tropfen aus einer kleinen reinen Quelle war darum unbeschreiblich süß und lieblich; er drang tief ein, überströmte das Herz und trieb einen Strom bis in die Augen.

Eine halbe Stunde, eine ganze Stunde verging; Georgette flüsterte leis, daß sie schläfrig werde. „Und Du sollst schlafen,“ dachte ich, „malgré maman et médecin, wenn sie nach zehn Minuten nicht hier ist.“

Horch! Es klingelte und ein Lärm ließ sich hören, welcher die Treppe durch die Schnelligkeit, mit welcher er ihre Stufen verließ, in Erstaunen versetzte. Rosine führte Dr. John ein, und nach einer Freiheit, die ihr nicht gerade eigen war, aber alle Dienstboten in Villette charakterisirte, blieb sie da, um zu hören, was er sagen würde. Die Anwesenheit

der Madame Beck würde sie in ihr Gebiet des Flures zurückgetrieben haben; um die meinige oder die irgend einer andern Lehrerin oder Schülerin kümmerte sie sich gar nicht. Nett und zierlich wie sie war, stand sie da, die beiden Hände in den Taschen ihrer bunten Grisetten-Schürze, und sah Dr. John so ohne alle Furcht und Schüchternheit an, als wäre er ein gemalter, nicht ein lebendiger Mann gewesen.

„Le marmot n'a rien, n'est ce pas?“ fragte sie und wies mit einer raschen Kinnebewegung nach Georgette.

„Pas beaucoup,“ lautete die Antwort, während der Doctor schnell ein Recept mit Bleistift schrieb.

„Eh bien,“ fuhr Rosine fort und trat ganz nahe zu ihm, während er den Bleistift wieder einsteckte, — „und das Kästchen? — fanden Sie es? Monsieur war lezthün weg comme un coup de vent; ich hatte keine Zeit ihn zu fragen.“

„Ich fand es, ja.“

„Und wer hatte es hereingeworfen?“ fuhr Rosine fort, welche ganz unbefangen dieselben Worte sprach, welche ich so sehr gewünscht hatte zu sagen, ohne daß ich den Muth oder das Geschick hatte sie herauszubringen. Wie kurz wissen doch manche Leute den Weg zu einem Ziele zu machen, das andern unerreichbar weit zu liegen scheint.

„Das mag mein Geheimniß bleiben,“ entgegnete Dr. John kurz, aber nicht etwa stolz; er schien den Rosine- oder Grisetten-Charakter sehr genau zu kennen.

„Mais enfin,“ fuhr sie fort, „monsieur wußte, daß es in den Garten geworfen worden war, weil er kam, um es zu holen. Woher wußten Sie das?“

„Ich befand mich eben bei einem kleinen Kranken in der Anstalt drüben,“ sagte er, „sah es aus dessen Fenster werfen und kam her, um es zu holen.“

Wie einfach diese Erklärung! Im Briefchen war ja auch von einem Arzte die Rede, der eben „Gustav“ untersuchte.

„Ah ça,“ fuhr Rosine fort, „il n'y a donc rien là-dessous, pas de mystère, pas d'amourette, par exemple?“

„Pas plus que sur ma main,“ antwortete der Doctor und zeigte seine offene Hand.

„Quel dommage!“ sagte die Grisette, „et moi, à qui tout cela commençait à donner des idées!“

„Vraiment! vous en êtes pour vos frais,“ lautete des Doctors kalte Antwort.

Sie schmollte und der Doctor mußte über ihre „moue“ lachen. Wenn er lachte, hatte er etwas ganz besonders Gutmüthiges und Ansprechendes in seinem Aussehen. Ich sah, daß er nach der Tasche griff.

„Wie oft haben Sie mir im letzten Monat die Thür aufgemacht?“ fragte er.

„Das hätten Sie sich merken sollen,“ antwortete Rosine sofort.

„Als ob ich nichts Besseres zu thun hätte!“ entgegnete er, aber ich sah, daß er ihr ein Goldstück gab, das sie ohne Bedenken annahm, worauf sie forthüpfte, um die Thür zu öffnen, an der es nun alle fünf Minuten klingelte, da die verschiedenen Diener kamen, um die nicht im Hause bleibenden Schülerinnen abzuholen.

Der Leser darf nicht zu schlimm von Rosine denken; sie war im Ganzen nicht schlecht und es fiel ihr wohl gar nicht ein, daß es eine Schande sein könne nach Allem zu greifen, was sie zu erlangen vermöchte, oder frech wie eine Elster mit dem ersten besten Herrn in der Christenheit zu schwatzen.

Aus dem obigen Auftritte hatte ich einiges gelernt, was das Kästchen nicht betraf, nämlich, daß das Herz des Dr. John nicht durch das rosa oder graue Jaconetkleid oder durch das Täschenschürzchen Rosine's erobert worden war; diese Dinge waren offenbar so unschuldig als Georgette's blaues Kleidchen. Um so besser. Wer aber war nun die Schuldige? Was der Grund, die Veranlassung, die Erklärung der ganzen Sache? Einige Punkte waren aufgeklärt, aber wie viele blieben noch unaufgeklärt!

„Es geht mich nichts an,“ dachte ich bei mir und wendete mich von dem Gesicht ab, das ich unbewußt forschend angeschaut hatte. Ich sah durch das Fenster hinaus, das in den Garten ging. Dr. John stand unterdeß am Bett, zog langsam seine Handschuhe an und beobachtete die kleine Kranke, deren Augen sich schlossen und deren rostige Lippen sich öffneten im beginnenden Schlummer. Ich erwartete, daß er wie gewöhnlich mit einer schnellen Verbeugung und einem

kaum hörbaren „gute Nacht“ sich entfernte. Eben als er seinen Hut nahm, sahen meine Augen, welche auf die großen Gebäude an der Gartenseite gerichtet waren, wie das erwähnte einzige Fenster vorsichtig geöffnet wurde; dann kam eine Hand mit einem weißen Taschentuche heraus, die winkte. Ich weiß nicht, ob das Signal von irgend einem unsichtbaren Punkte aus erwidert wurde, aber unmittelbar darauf flatterte aus dem Fenster ein weißer leichter Gegenstand herab — das zweite Briefchen.

„Da!“ rief ich unwillkürlich aus.

„Wo?“ fragte Dr. John und er kam sofort an das Fenster. „Was ist's?“

„Man hat es noch einmal gethan,“ lautete meine Antwort. „Ein Taschentuch winkte und es fiel etwas herab.“ Dabei zeigte ich nach dem Fenster, welches bereits wieder zugemacht war und ein ganz unschuldiges Aussehen hatte.

„Gehen Sie hin, heben Sie es auf und bringen Sie es her,“ sagte er, und er setzte hinzu: „auf Sie wird Niemand achten; ich würde gesehen werden.“

Ich ging und nach einigem Suchen fand ich ein zusammengebrochenes Papier auf einem niedrigen Busch. Ich nahm es und brachte es dem Dr. John. Nicht einmal Rosine, glaube ich, sah mich diesmal.

Er zerriß das Briefchen sofort in kleine Stücke, ohne es vorher zu lesen.

„Sie müssen bedenken, daß sie nicht die mindeste Schuld trägt,“ sagte er, indem er mich anblickte.

„Wessen Schuld?“ fragte ich. „Wer?“

„So wissen Sie es nicht?“

„Nicht im mindesten.“

„Und errathen es nicht?“

„Durchaus nicht.“

„Wenn ich Sie besser kannte, würde ich mich versucht fühlen, Ihnen etwas anzuvertrauen und Sie damit zur Hüterin eines höchst unschuldigen und vortrefflichen, aber auch ganz unerfahrenen Wesens zu machen.“

„Zur Duenna?“ fragte ich.

„Ja,“ antwortete er zerstreut. „Welche Schlingen liegen um sie her!“ setzte er sinnend hinzu und musterte dabei,

wohl zum ersten Male, mein Gesicht, ohne Zweifel um sich zu überzeugen, ob irgend ein freundlicher Ausdruck in demselben Bürgschaft leiste, wenn er meiner Fürsorge und Nachsicht ein ätherisches Wesen empfehle, gegen welches dunkle Gewalten sich verschworen. Ich fühlte keinen besondern Beruf, die Beaufsichtigung ätherischer Wesen zu übernehmen, wenn ich aber an den Vorfall in dem Bureau bei meiner Ankunft in Billette dachte, kam es mir vor als sei ich ihm eine Gefälligkeit schuldig. Wenn ich ihm also nützlich sein konnte, so war ich bereit dazu. Mit so geringem Widerstreben als möglich deutete ich ihm also an, daß ich bereit sei alles zu thun, was ich für eine Person thun könne, an der er Antheil nehme."

"Ich bin nur als Zuschauer betheiliget," antwortete er mit, meiner Ansicht nach, bewundernswürdiger Bescheidenheit. "Ich kenne zufällig den ziemlich werthlosen Charakter der Person, welche aus dem Hause gegenüber bereits zweimal das Heiligthum hier verletzt hat; in Gesellschaft bin ich auch mit dem Gegenstande zusammengekommen, gegen welchen die gemeinen Versuche gerichtet sind. Die Vortrefflichkeit der jungen Dame sollte eigentlich gegen Schleichheit und Zudringlichkeit von ihr fern halten; aber dem ist nicht so, und da sie so unschuldig und arglos ist, möchte ich sie wo möglich vor Bösem wahren. In Person kann ich nichts thun; ich kann mich ihr nicht nähern." Er hielt inne.

"Nun, ich bin bereit Ihnen beizustehen," sagte ich; "geben Sie mir nur an, in welcher Weise es geschehen kann. Ich überließ in Gedanken eilig das Namensverzeichnis unsere Hausbewohnerinnen und suchte das Musterbild, die Perle von so hohem Werthe, den tadellosen Juwel zu errathen. "Es muß Madame Beck selbst sein," sagte ich endlich mir selbst. "Nur sie unter uns allen besitzt die Kunst vortrefflich zu erscheinen; dagegen paßten freilich die Beiworte 'arglos, unerfahren' nicht, welche Dr. John gebraucht hat. Er mag sie freilich dafür halten und ich will ihn die Augen auch nicht öffnen; sein Engel soll ein Engel für ihn bleiben."

"Bezeichnen Sie mir nur die Person, welcher ich meine

Fürsorge zuwenden soll," fuhr ich ernst fort, obgleich ich innerlich bei dem Gedanken lächelte, daß ich die Hüterin und Duenna der Madame Veck oder einer ihrer Zöglinge werden solle.

Dr. John fühlte auch sofort durch den Instinct, was ein gröber besaitetes Herz nicht entdeckt haben würde, nämlich, daß mir die Sache Spaß mache. Er erröthete, drehete sich halbbläselnd um, nahm seinen Hut und wollte gehen.

„Ich will, . . ich will Ihnen ja beistehen," sagte ich eifrig. „Ich will thun was Sie wünschen; ich will Ihren Engel überwachen und behüten, nennen Sie mir nun den Namen.“ „Den müssen Sie kennen," antwortete er sehr ernst, aber leise. „Sie ist so fleckenlos, so gut, so unbeschreiblich schön, daß unmöglich ein Haus eine ihres Gleichen enthalten kann. Ich meine natürlich . . .“

In diesem Augenblicke bewegte sich rasch die Klinke der Zimmerthür der Mad. Veck (nach der Kinderstube zu), als ob die Hand, welche sie gehalten, von einem Krampf befallen worden sei und man hörte das unterdrückte Geräusch eines nicht zu unterdrückenden Niefens. Solche Dinge können den Besten unter uns zustoßen. Madame — die vorzügliche Frau — stand also auf der Lauer. Sie war ganz in der Stille nach Hause gekommen, hatte sich auf den Zehen die Treppe heraufgeschlichen und war in ihrem Zimmer. Hätte sie nicht genieset, so hätte sie alles gehört wie ich auch, aber dieses unglückselige Niesen unterbrach Dr. John. Während er wie erstarrt da stand, trat sie rasch, gefaßt und ruhig heraus; wer sie nicht kannte, mußte glauben, sie sei eben zurückgekommen und es würde ihr nicht eingefallen sein, daß sie wenigstens zehn Minuten lang an der Thür gehorcht. Sie that als niese sie noch einmal, nannte sich enrhumée und erzählte dann mit großer Zungenfertigkeit von ihren courses en siacre. Das Glöckchen läutete zum Gebet und ich verließ sie mit dem Doctor.



## Vierzehntes Kapitel.

## Das Schulfest.

Sobald Georgette vollständig genesen war, schickte Madame sie auf das Land. Mir that dies Leid; ich liebte die Kleine und ihr Verlust machte mich ärmer und verlassener als vorher. Aber ich durfte nicht klagen. Ich befand mich in einem Hause voll kräftigen Lebens; ich hätte Gefährtinnen und Freundinnen haben können, zog aber die Einsamkeit vor. Jede Lehrerin machte mir Anträge und besonders vertrauliche Mittheilungen; ich prüfte alle. Eine war ehrlich und brav, aber von beschränktem Verstande, von kaltem Herzen und selbstsüchtig. Eine zweite war eine Pariserin, äußerlich fein gebildet, im Herzen verdorben, ohne Glauben, ohne Grundsatz, ohne Neigung. War man durch die äußere Rinde des Anstandes in ihren Charakter hindurchgedrungen, so fand man darunter — Leere. Sie hatte eine ganz besondere Vorliebe für Geschenke und in diesem Punkte glich ihr die dritte Lehrerin, sonst eine charakterlose, unbedeutende Person, welche nur noch eine vorstechende Eigenschaft hatte — Geiz. In ihr herrschte die Liebe zu dem Golde um des Goldes selbst willen. Bei dem Anblick eines Goldstückes glänzten und funkelten ihre grünen Augen, was gar seltsam anzusehen war. Einmal nahm sie mich, als Zeichen hoher Gunst, mit sich hinauf, öffnete ein geheimes Fach und zeigte mir ihren Schatz, eine Masse goldner Münze — etwa fünfzehn Guineen in Fünffrancstücken. Diesen Schatz liebte sie wie ein Vogel seine Eier. Es waren ihre Ersparnisse und sie sprach mit mir darüber mit einer eingenommenen, ausdauernden Vorliebe, die bei einem Mädchen von noch nicht fünf und zwanzig Jahren fast unerklärlich war.

Die Pariserin auf der andern Seite war verschwenderisch und lasterhaft (der Neigung nach, ob in der That, weiß ich nicht.) Die letztere Eigenschaft zeigte mir ihren Schlangenkopf nur einmal und auch da lugte er nur sehr vorsichtig hervor. Es schien ein merkwürdiges Reptil zu sein nach dem flüchtigen Blicke, den ich darauf werfen konnte; es war mir neu und erreichte damit meine Neugierde; wenn

es feck hervorgekommen, wäre ich vielleicht philosophisch stehen geblieben und hätte kaltblütig das lange Ding von der Gabelzunge bis zur Schwanzspitze betrachtet, aber es raschelte nur in den Blättern eines schlechten Romans und da es auf eine überbedachte eifrige Unwillensäußerung stieß, zog es sich zischend zurück. Von diesem Tage an haßte mich die Pariserin.

Sie hatte immer ihren Gehalt voraus und Schulden nicht bloß für Kleidungsstücke, sondern auch für Parfümerien, Schönheitsmittel und Lectereien. Welch kaltblütige Epicuräerin war sie in allen Dingen! Ich sehe sie noch vor mir: hager im Gesicht und Gestalt, dunkelfarbig, mit regelmäßigen Zügen, vollkommenen Zähnen, fadendünnen Lippen, breitem vorstehendem Kinn, einem schön geformten aber kalten Auge von begehrllichem und dabei zugleich undenkbarem Ausdrucke. Sie haßte nichts mehr als Arbeit, liebte das, was sie Vergnügen nannte und vergeudete herz- und kopflos ihre Zeit.

Madame Beck kannte den Charakter dieser Person vollkommen. Einmal sprach sie mit mir über sie und zwar in einer seltsamen Mischung von Gleichgiltigkeit und Widerwillen. Ich fragte, warum sie das Mädchen in ihrer Anstalt behalte und sie antwortete einfach, weil es in ihrem Interesse liege, wobei sie andeutete, was ich schon bemerkt, daß Mademoiselle St. Pierre in fast einziger Art die Fähigkeit besitze, selbst unter den zügellosesten Reihen der Schülerinnen Ordnung zu halten. Es umgab und begleitete sie eine gewisse versteinemde Einwirkung; ohne Leidenschaftlichkeit, ohne Lärm und Gewaltthat hielt sie die Mädchen still wie eine regungslose Frostluft einen sonst lautbrausenden Strom. In Bezug auf Mittheilung von Kenntnissen war sie fast gänzlich nutzlos, in Hinsicht auf Beaufsichtigung und Aufrechthaltung der Regeln aber unschätzbar. „Je sais bien qu'elle n'a pas de principes; ni, peut-être, de moeurs,“ gestand Madame Beck unberhohlen zu, aber philosophisch fuhr sie auch fort: „son maintien en classe est toujours convenable et rempli même d'une certaine dignité; c'est tout ce qu'il faut. Ni les élèves, ni les parents ni regardeut plus loin, ni, pas conséquent, moi non plus.“

Eine seltsame, ausgelassene, lärmende kleine Welt war diese Schule; man gab sich viele Mühe, die Ketten unter Blumen zu verbergen; aus allen Anordnungen roch es ein wenig nach Katholicismus und so wurde bei wachsender geistlicher Beschränkung im Materiellen manches nachgesehen. Jeder Geist sollte in und zur Sklaverei erzogen werden; damit aber die Gedanken auf diesen Punkt gar nicht gerichtet würden, benutzte man jeden Vorwand zu physischer Erholung. Hier wie überall bemühte sich die Kirche ihre Kinder kräftig an Körper, dick, rothbäckig, lustig aufzuziehen, so aber, daß sie nicht dachten und nach nichts fragten. „Esset, trinket und lebet!“ hieß es; „sorget für den Leib, die Seele überlaßt mir. Ich leite sie und bürge für ihr endliches Schicksal.“ — Und so lebt es sich gar gut und bequem auf Erden.

Um diese Zeit — in der äußersten Sommerglut — wurde Madame Beck's Haus so heiter als es ein Schulhaus nur immer sein kann. Den ganzen Tag über standen die großen Flügelthüren und Fensterflügel weit offen; der Sonnenschein schien in der Luft sich gänzlich niedergelassen zu haben; die Wolken hatten sich weit abgezogen, segelten fern über dem Meere und ruheten vielleicht um Inseln wie etwa England — dem Lande der Nebel — von dem trockenen Festlande schienen sie gänzlich verschwunden zu sein. Wir hielten uns mehr im Garten als unter dem Dache auf; der Unterricht wurde erteilt und es wurde gegessen in dem „grand berceau.“ Ueberdies stand ein großes Fest bevor, welches die Freiheit fast in Zügellosigkeit umwandelte. Die langen Herbstferien waren nur noch zwei Monate entfernt, vor ihnen aber wartete ein großer Tag auf seine Feier, ein wichtiger Tag, der Namenstag der Vorsteherin.

Die Leitung dieses Festes fiel fast ausschließlich Mademoiselle St. Pierre zu, da es aussehen sollte, als hielte sich Madame Beck selbst ganz fern, als wisse die Uneigennützigste selbst gar nicht, was ihr zu Ehren vorbereitet werde. Vorzugsweise aber wußte sie niemals und ahnte es ebensowenig, daß von der ganzen Schule jährlich eine Subscription zum Ankauf eines schönen Geschenkes erhoben werde. Der artige Tact des Lesers wird freundlichst eine kurze und geheime

Berathung über diesen Punkt in dem Zimmer der Madame ihrem Charakter nicht mit anrechnen.

„Was wünschen Sie dieses Jahr?“ fragte ihre Pariser Gehilfin.

„Ach, lassen Sie doch die ganze Sache! Die armen Kinder mögen ihre Francs behalten,“ antwortete Madame wohlwollend und bescheiden.

Die St. Pierre schob ihr Kinn vor; sie kannte Madame vollkommen und nannte das „wohlwollende, gütige“ Wesen derselben nur grimaces.“

„Vitel!“ sagte sie kalt. „Nennen Sie was Sie wünschen, Schmuck oder Porzellan, Silber oder Polsterwaare?“

„Eh bien, deux on trois cuillers et autant de fourchettes en argent.“ Und das Resultat war ein hübsches Etui mit Silber im Werth von etwa dreihundert Francs.

Das Programm des feierlichen Tages umfaßte: Ueberreichung des Geschenks, Frühstück im Garten, theatralische Vorstellung (von Böglingen und Lehrerinnen), Tanz und Abendessen. Der Eindruck, den es auf mich machte, war großartig. Zilie St. Pierre verstand sich auf solche Dinge und leitete sie vortrefflich.

Die Aufführung war der Hauptpunkt und erforderte eine vierwöchentliche Einübung. Auch in der Wahl der Darstellenden mußte mit Kenntniß und Sorgfalt zu Werke gegangen werden; dann kam der Unterricht im Vortrage, in der Haltung, sowie die Anstrengung der zahllosen Proben. Für alles dies reichte, wie sich denken läßt, die St. Pierre allein nicht aus und man mußte andere Hilfe in Anspruch nehmen. Diese leistete ein Lehrer, — Monsieur Paul Emanuel, Professor der Literatur. Ich war niemals bei dem dramatischen Unterricht des Herrn Paul gegenwärtig, oftmals aber sah ich ihn, wie er über den carré (den viereckigen Flur zwischen dem Wohnhause und dem Schulhause) ging. Ich hörte ihn auch an den warmen Abenden bei offenen Thüren vortragen und seinen Namen, mit Anekdoten von ihm, konnte man auf allen Seiten hören. Unsere frühere Bekannte namentlich, Ginevra Fanshawe, welche eine Hauptrolle in dem Stücke spielen sollte und die mir einen großen Theil ihrer freien Zeit widmete, pflegte ihr Gespräch mit häufigen An-

pielungen auf sein Sagen und Thun zu spielen. Sie hielt ihn für häßlich, gewöhnlich, und that als bekomme sie vor Angst fast Krämpfe, wenn sie seinen Tritt oder seine Stimme nur hörte. Er war ein kleiner, ernster, abstoßender Mann. Mir sogar kam er als eine unangenehme Erscheinung vor mit dem kahl geschorenen schwarzen Kopfe, der breiten bräunlichen Stirn, den eingefallenen Wangen, den großen beweglichen Nasenlöchern, seinem durchbohrenden Blicke und seinem hastigen Wesen. Er war reizbar, das hörte man, wenn er einen ungeschickten Jüngling anredete. Bisweilen sprach er über diese jungen Dilettanten = Schauspielerinnen in so leidenschaftlicher Ungeduld und donnerte über falsche Auffassung, über Kälte des Gefühls und schwachen Vortrag. „Ecoutez!“ rief er dann und seine Stimme schallte wie eine Trompete durch das Haus. „Vous n'êtes donc que des poupées!“ hörte ich ihn sagen. „Vous n'avez pas de passions — vous autres? Vous ne sentez donc rien? Votre chair est de neige, votre sang de glace? Moi, je veux que tout cela s'allume, qu'il aie une vie, une âme!“

Vergebens! Als er sich endlich überzeugte, daß es vergeblich sei, gab er plötzlich das ganze Unternehmen auf. Bis dahin hatte er ihnen eine große Tragödie einstudirt; er zerriß das Stück und kam am nächsten Tage mit einer komischen Bagatelle. Auf diese gingen sie lieber ein und sie hatten bald alles inne.

Mademoiselle St. Pierre war bei dem Unterrichte des Herrn Paul stets zugegen, und ich hörte, daß ihr glattes Benehmen, ihre scheinbare Aufmerksamkeit, ihr Lact und ihre Grazie einen sehr günstigen Eindruck auf ihn machten. Sie besaß allerdings die Kunst, jedem auf eine gegebene Zeit zu gefallen, wenn sie wollte; aber das Gefühl hielt nicht aus; nach einer Stunde war alles abgetrocknet wie Thau und verschwand wie Spinnweben.

Der Tag vor dem Festtage war fast schon ein Feiertag. Er wurde zum Aufräumen, Reinigen und Decoriren der drei Schulzimmer benutzt. Es herrschte im Hause die lauteste und heiterste Geschäftigkeit; weder oben noch unten konnte ein Ruhe liebender Mensch Ruhe für die Sohle seiner Füße finden; ich flüchtete mich also in den Garten. Den ganzen

Tag wanderte und saß ich allein, fand Wärme in der Sonne, Schatten unter den Bäumen und Gesellschaft in meinen eigenen Gedanken. Ich erinnere mich, daß ich den ganzen Tag nur ein Paar Worte mit einem lebenden Wesen wechselte; ich fühlte mich indess keineswegs einsam und verlassen; im Gegentheil, ich war glücklich, daß ich so ruhig sein konnte. Ein Zuschauer brauchte nur ein Paar Mal durch das Zimmer zu gehen, um zu bemerken, welche Veränderungen bewirkt werden sollten, ein Ankleidezimmer, eine kleine Bühne mit Coulissen, um zu sehen, daß Herr Baul in Verbindung mit Mademoiselle St. Pierre das Ganze leitete und eine eifrige Schaar von Jünglingen, unter ihnen Ginevra Fanshawe, unter beiden emsig arbeitete.

Der große Tag kam endlich. Die Sonne ging heiß am wolkenlosen Himmel auf und heiß brannte sie am wolkenlosen Himmel bis zum Abend. Alle Thüren und Fenster waren offen — was ein angenehmes Gefühl von Sommerfreiheit gab — und die vollständigste Freiheit schien an der Tagesordnung zu sein. Lehrerinnen und Schülerinnen kamen in Negligé und Lockenwickeln zum Frühstück, dachten „avec délices“ an den Abendpuß und schienen den Nachmittag mit besonderem Vergnügen in sorglosem Anzuge umherzugehen, zu fasten als Vorbereitung zum Mahle. Um neun Uhr kam eine sehr wichtige Person, „le coiffeur.“ Gotteslästerlicher Weise nahm er sein Hauptquartir in dem Betsaale und feierte die Mysterien seiner Kunst vor Weibkessel, Kerze und Crucifix. Jedes Mädchen ging durch seine Hände und kam aus denselben mit einem Kopfe glatt wie eine Muschel, mit fehlerlosen weißen Linien und mit griechischen Flechten geziert, die wie Lackirt glänzten. Ich schloß mich nicht aus und konnte kaum glauben, was mir der Spiegel sagte, als ich mich später an ihn wendete; das üppig geflochtene braune Haar überraschte mich, ich fürchtete, es sei nicht mein eigenes und ich mußte mich verschiedene Male daran zupfen, um mich zu überzeugen. Dann erkannte ich den „coiffeur“ als Künstler ersten Ranges an, der aus unbedeutendem Material sehr viel zu machen verstand.

Als der Betsaal geschlossen war, wurde der Schlaßaal der Schauplatz des Waschens und Putzens. Für mich war

es ein Räthsel und wird es ewig bleiben, wie es die Mädchen möglich machten, so viel Zeit mit wenig Thun hinzubringen. Die Arbeit schien höchst schwierig, verwickelt und langwierig zu sein, während das Resultat höchst einfach war. Ein dünnes, weißes Muslinkleid, eine blaue Schärpe (die Farbe der Jungfrau), weiße oder strohfarbene Handschuhe — das war die Galauniform, deren Anlegung ein ganzes Haus voll Lehrerinnen und Schülerinnen drei volle Stunden widmeten. Obgleich einfach, war der Anzug doch vollkommen — in Mode, Frische und Passen; da nun auch jeder Kopf vortrefflich gepuzt war nach einem gewissen Geschmacke — der für das Volle und Feste labassécourischer Gesichter paßt, wenn auch für zartere, feinere Schönheit zu steif ist, — so machte das Ganze einen gar nicht übeln Eindruck.

Als ich diese durchsichtige schneeweiße Menge sah, fühlte ich mich, wie ich mich recht wohl erinnere, als dunkeln Fleck auf einem Lichtfelde; ich besaß den Muth nicht, ein dünnes weißes Kleid anzuziehen; etwas Dünnes freilich mußte ich tragen, da das Wetter und die Zimmer zu warm für festere Stoffe waren, und so suchte ich denn in einem Duzend Läden bis ich ein freppartiges Zeug in Purpurgrau fand, in einer Farbe des bräunlichen Nebels, der auf blühendem Moor liegt. Meine tailleuse hatte das Kleid so gut gemacht als möglich, weil es, wie sie sehr verständig bemerkte, „si triste, si peu voyant“ war; Sorgsamkeit in Bezug auf Mode war dagegen nothwendiger und sie that wohl, daß sie dies im Auge behielt, denn ich hatte keine Blume, keinen Schmuck, um es zu verschönern und, was noch mehr war, ich besaß auch auf den Wangen keine natürlichen Rosen.

Wir vergessen solche Mängel in der gleichförmigen Routine täglicher Arbeit, aber sie drängen uns ihr unwillkommenes Fehlen bei jenen glänzenden Gelegenheiten auf, unter denen Schönheit leuchten sollte.

Ich fühlte mich indes in diesem dunkeln Kleide behaglich, — ein Vortheil, der mir in jedem glänzenderen und auffallenderen abgegangen sein würde. Auch Madame Beck unterstützte mich, denn ihr Anzug war fast so wenig auffallend als der meinige, ausgenommen, daß sie ein Armband und eine große von Gold und Steinen strahlende Broche trug.

Wir begegneten einander zufällig auf der Treppe und sie nickte und lächelte mir wohlgefällig zu. Nicht daß sie meinte, ich sähe hübsch aus — ein Punkt, der nicht leicht ihr Interesse erregte, — sie hielt mich vielmehr für „convenablement“, für „décentement“ gekleidet und die convenance, die décence waren die beiden ruhigen Göttinnen, welche Madame verehrte. Sie blieb sogar stehen, legte auf meine Achsel ihre behandschuhete Hand, in der sie ein parfümirtes und gesticktes Taschentuch hielt und vertraute mir leise einen Spott auf die andern Lehrerinnen an (denen sie eben ins Gesicht Schmeicheleien gesagt hatte). „Für semmes mères ist nichts so albern“, sagte sie, „als sich wie funfzehnjährige Mädchen zu kleiden, — quant à la St. Pierre, elle a l'air d'une vieille coquette qui fait l'ingénue.“

Da ich wenigstens ein Paar Stunden früher als alle übrigen mit dem Ankleiden fertig geworden war, so fühlte ich ein Vergnügen — nicht in den Garten zu gehn, wo die Dienstleute eifrig mit dem Aufschlagen langer Tafeln, dem Anbringen von Söhen und dem Aufdecken der Tischtücher beschäftigt waren — in den Schulzimmern umherzuwandern, die nun leer, still, kühl und reinlich waren, die Wände frisch geweißt, die Fußböden geschauert und kaum noch trocken, die Vorhänge an den großen Fenstern frisch aufgesteckt.

Ich begab mich in die erste Classe, die kleiner und netter war als die übrigen, nahm aus dem Bücherschranke, zu dem ich den Schlüssel hatte, ein Buch, dessen Titel mir einiges Interesse versprach und setzte mich hin um zu lesen. Die Glasthür dieser „Classe“ führte in die große Laube; Akazienzweige strichen liebkosend an die Fenster, während sie sich hinüberstreckten zu einem blühenden Rosenstrauche, und in diesem Rosenbusche summten Bienen glücklich und geschäftig. Ich fing an zu lesen und eben als dies liebliche Summen, der Laubenschatten, die warme einsame Ruhe meines Aufenthaltes der Blattseite jede Bedeutung, den Augen das Sehen zu entführen und mich auf dem Wege des Sinnens in ein tiefes Thal des Traumlandes hinzuleiten begannen, riß mich das grellste Läuten der Hausthürklingel, zu welchem das vielgeprüfte Instrument jemals gezwungen worden war, zum Bewußtsein zurück.



Die Klingel hatte den ganzen Morgen geläutet, da Arbeitaleute und Dienerinnen, coiffeurs und tailleuses fortwährend kamen und gingen. Es ließ sich auch erwarten, daß sie den ganzen Nachmittag in Bewegung sein würde, da etwa hundert Externen in Wagen und Fiacren ankommen sollten; auch konnte man mit Sicherheit voraussehen, daß sie den Abend über nicht ruheten, da dann die Verwandten und Freunde in Menge zu der dramatischen Aufführung erscheinen mußten. Unter diesen Umständen war ein Klingeln, selbst ein starkes Klingeln, gar nichts Ungewöhnliches; aber dieses Klingeln hatte einen ganz eigenthümlichen Ton, welcher mein Träumen verscheuchte und mich so erschreckte, daß mir das Buch von den Knien fiel.

Ich bückte mich um das letztere wieder aufzuheben, als fest, schnell und gerade — geradeaus durch den Flur, den Corridor hin, über das carré, durch die erste Abtheilung, zweite Abtheilung, grande salle, ein regelmäßiger Tritt kam. Die geschlossene Thür der ersten Classe — meines Allerheiligsten — gewährte kein Hinderniß; sie flog auf und ein Balletot nebst einer griechischen Mütze füllte die Oeffnung; auch zwei Augen trafen mich und packten mich dann gierig.

„C'est cela,“ sagte eine Stimme. „Je la connais; c'est l'Anglaise. Tant pis. Toute Anglaise, et par conséquent toute bégueule qu'elle soit, elle fera mon affaire, ou je saurai pour quoi.“

Dann mit einer gewissen gestrengen Artigkeit (ich glaube man meinte, ich hätte das frühere unartige Gemurmel nicht gehört oder doch nicht verstanden) und in dem abscheulichsten Jargon, den ich jemals gehört: „Miß — sie müssen spielen. Man hat mich sitzen lassen.“

„Was kann ich für Sie thun, Herr Paul Emanuel?“ fragte ich, denn er war es und in nicht geringer Aufregung.

„Sie müssen spielen, Sie dürfen sich nicht weigern, nicht zieren. Ich habe Ihren Kopf gemustert an dem Abende als Sie kamen; ich sehe Ihre moyens; Sie können spielen, Sie müssen spielen.“

„Aber wie, Herr Paul? Was meinen Sie?“

„Es ist keine Zeit zu verlieren,“ fuhr er Französisch fort, „und drängen wir alles Widerstreben, alle excuses, alle minauderies bei Seite. Sie müssen eine Rolle übernehmen.“

„In dem Vaudeville?“

„In dem Vaudeville. Sie haben es gesagt.“

Ich konnte vor Entsetzen kaum Athem finden. Was meinte der kleine Mann?

„Hören Sie,“ sagte er. „Die Sache soll Ihnen vorgelegt werden und Sie sollen Ja oder Nein antworten; je nach Ihrer Antwort, werde ich Sie später schätzen.“

Die kaum unterdrückte Heftigkeit einer höchst reizbaren Natur glühete auf seinen Wangen, genährt durch scharfe Pfeile seiner Blicke, einer Natur, welche durch unflugles, zögerndes, mürrisches, affectirtes, vor allem durch nicht nachgebendes Wesen schnell ungestüm und unversöhnlich gemacht werden konnte. Ruhe und Aufmerksamkeit war der beste Balsam; ich hörte zu.

„Die ganze Sache fällt in den Brunnen,“ begann er. „Louise van der Kelfow ist unwohl geworden, wenigstens versichert es ihre lächerliche Mutter, ich für meinen Theil bin überzeugt, sie könnte spielen wenn sie wollte; es fehlt nur am Willen. Sie hatte eine Rolle erhalten, wie Sie wissen, oder Sie wissen es nicht, — einerlei, und ohne diese Rolle kann das Stück nicht gespielt werden. Wir haben nur noch ein Paar Stunden, in denen sie gelernt werden kann; kein Mädchen in der Schule hört auf Zureden und übernimmt die Sache. Freilich, es ist keine interessante, keine liebenswürdige Rolle, die gemeine amour propre empört sich vor ihr, — die niedrige Eigenschaft, von der die Weiber eine so große Portion besitzen. Engländerinnen sind weder die Besten noch die Schlimmsten ihres Geschlechtes. Dieu sait que je les déteste comme la peste, ordinairement (dies zwischen seinen gottlosen Zähnen). „Ich wende mich an eine Engländerin um Hilfe. Was antwortet sie — ja oder nein?“

Tausend Einwürfe drängten sich mir auf: die fremde Sprache, die beschränkte Zeit, die Öffentlichkeit, — die Neigung wich schein zurück, die Fähigkeit schwankte, die Selbstachtung (jene „niedrige Eigenschaft“) zitterte. „Non,

non, non," sagten dieselben; als ich aber Herrn Paul ansah und seine ärgerliches, flammendes, musterndes Auge erblickte — in dem hinter aller Drohung eine flehendliche Bitte lag — ließen meine Lippen das Wort „oui“ fallen. Einen Augenblick ließ sein starres Gesicht in ein Beben der Befriedigung nach, sogleich spannte es sich aber wieder an und er fuhr fort:

„Vite à l'ouvrage! Hier ist das Buch; hier Ihre Rolle; lesen Sie.“ Ich las. Er lobte nicht; bei einigen Stellen tadelte er und stampfte mit den Füßen. Er gab mir Unterricht; ich ahmte fleißig nach. Es war eine unangenehme Rolle, eine Herrenrolle, die Rolle eines hohlköpfigen Narren. Man konnte weder Herz noch Seele hineinlegen; sie war mir widerwärtig. Das Stück, eine Kleinigkeit, drehete sich hauptsächlich um die Bemühungen zweier Nebenbuhler die Hand einer schönen Kokette zu erhalten. Der eine Liebhaber hieß der ours, ein guter, braver, aber nicht sehr artiger Mann (nach dem Welton), eine Art ungeschliffener Diamant. Der andere dagegen ein Schmetterling, ein Schwäger, ein Beräthter und ich, ich sollte den Schmetterling, den Schwäger, den Verräther spielen.

Ich that mein Bestes, was nicht gut war, ich weiß es; es reizte Herrn Paul, der außer sich war. Ich gab mir die äußerste Mühe und versuchte mein Bestes noch besser zu thun; er rechnete mir die gute Absicht an und erklärte sich theilweise zufrieden. „Ca ira!“ sagte er und da Stimmen aus dem Garten zu klingen begannen und weiße Kleider unter den Bäumen sich zeigten, setzte er hinzu: „Sie müssen allein sein, um zu lernen. Kommen Sie!“ Ohne daß mir Zeit zum Nachdenken gelassen wurde, sah ich mich wie von einem Wirbelwinde fortgezogen, zwei Treppen hinauf, drei sogar (der kleine Mann schien den Weg überallhin zu kennen), in ein einsames Dachstübchen und da eingeschlossen. Den Schlüssel nahm der Mann mit sich und verschwand.

Die Dachstube war kein angenehmer Aufenthalt; ich glaube, er wußte gar nicht, wie unangenehm derselbe war, sonst würde er mich nicht so ohne alle Umstände eingeschlossen haben. Es war in dieser Sommerluft heiß wie in Afrika, im Winter immer so kalt wie in Grönland. Kisten und Gerüll

aller Art füllten den Raum; alte Kleider hingen an den ungeweihten Wänden, Spinnweben an der nie abgekehrten Decke. Man wußte, daß da Ratten und schwarze Käfer hauseten, ja das Gerücht sagte, die gespenstige Nonne aus dem Garten sei einmal da gesehen worden. Theilweises Dunkel erfüllte die eine Seite, vor die, um die Sache noch geheimnißvoller zu machen, ein verschossener alter Vorhang gezogen war, um eine düstere Reihe von Mänteln zu verhüllen, deren jeder an seinem Nagel hing wie ein Nebelhäuter an dem Galgen. Unter diesen Mänteln, hinter diesem Vorhange hervor sollte die Nonne kommen. Ich glaubte dies nicht und mich belästigte auch die Furcht davor nicht, aber ich sah eine sehr schwarze und sehr große Ratte mit einem langen Schwanz dahinter hervorschlüpfen und überdies bemerkte ich recht wohl viele schwarze Käfer, die geschäftig am Fußboden umherliefen. Diese Dinge störten mich mehr als ich eigentlich wohl gestehen sollte, ebenso wie der Staub, das Gerüll und die erstickende Hitze. Die letztere Unannehmlichkeit würde bald unerträglich geworden sein, hätte ich nicht Mittel gefunden, ein Fensterchen zu öffnen und so einige frische Luft hereinzulassen. Unter diese Oeffnung schob ich eine große leere Kiste; auf diese stellte ich eine kleinere, von beiden wischte ich den Staub ab, dann nahm ich mein Kleid (mein bestes, wie sich der Leser erinnern wird und deshalb mit Recht ein Gegenstand meiner besonderen Fürsorge) um mich zusammen, stieg auf diesen Thron hinauf, setzte mich da nieder und begann meine Aufgabe meinem Gedächtnisse einzuprägen, vergaß aber keinen Augenblick dabei, scharf nach den schwarzen Käfern hinzusehen, vor denen ich mich, glaube ich, fast mehr noch fürchtete als vor den Ratten.

Der erste Eindruck, den ich hatte, war: daß ich etwas übernommen, was ich unmöglich würde durchführen können. Deshalb kam ich denn auch bald zu dem Entschlusse, das Beste zu thun; was ich in diesem Falle thun konnte, mich in gänzlichem Mißlingen zu ergeben. Ich machte indeß bald die Bemerkung, daß eine Rolle in einem so kleinen Stücke keineswegs mehr sei als das Gedächtniß in wenigen Stunden in sich aufnehmen könne. So lernte und lernte ich denn auswendig, anfangs heimlich, dann flüsternd, endlich laut.

Da ich die feste Ueberzeugung hatte, von keinem menschlichen Ohr gehört zu werden, so spielte ich meine Rolle vor dem Bodenungeziefer; ich ging in die Thorheit, in den Leichtsinm und die Falschheit mit der Leichtigkeit ein, die mir die Geringschätzung und Ungeduld gaben, und rächte mich an diesem „fat“ dadurch, daß ich ihn so sehr als „fat“ erscheinen ließ als es mir möglich war.

Darüber verging der Nachmittag; der Tag begann zum Abende zu werden und ich wurde unfäglich hungrig, da ich seit dem Frühstück nichts genossen hatte. Ich dachte an das Essen im Garten, das wahrscheinlich in diesem Augenblicke verzehrt wurde. (Ich hatte in dem Flur einen Korb voll kleiner pâtés à la crème gesehen, die ich für das Beste hielt, was die Kunst der Küche hervorzubringen vermochte). Ein pâté oder ein Stück Kuchen wäre mir höchst erwünscht gekommen, und je höher meine Sehnsucht nach diesen Leckereien stieg, um so härter und grausamer kam es mir vor, daß ich den Festtag als Fasttag in Gefangenschaft verbringen sollte. So entfernt ich auf dem Boden von der Hausthür war, hörte ich doch ihr fast nimmer endendes Geklingel in meiner Höhe recht wohl, so wie das unablässige Rollen der Wagen auf dem gequälten Straßenpflaster. Ich wußte, daß Haus und Garten voll von Kindern und alles lustig sei; hier oben begann es zu dunkeln; ich konnte die schwarzen Käfer bereits nicht mehr erkennen, ich zitterte bei dem Gedanken, daß sie ungesehen meinen Thron erstiegen und ungeahnt sich in und an mein Kleid schlichen. In der Furcht und Ungeduld setzte ich die Rollenprobe fort, um mir die Zeit zu vertreiben, und eben als ich wieder zu Ende war, vernahm ich das lang erwartete Knarren des Schlüssels in dem Schlosse — einen willkommenen Ton. Herr Paul (ich konnte gerade noch so viel sehen, um zu erkennen, daß er es war) sah herein.

„Bravo!“ rief er, indem er die Thür offen hielt und auf der Schwelle stehen blieb. „J'ai tout entendu; c'est assez bien. Encore!“

Ich zögerte einen Augenblick.

„Encore!“ wiederholte er gestreng. „Et point de grimaces! A bas la timidité.“

Ich trug meine Rolle nochmals vor, aber nicht halb so gut als ich sie allein gesprochen hatte.

„Enfin, elle le sait!“ sagte er halb befriediget, „und unter solchen Umständen darf man nicht zuviel verlangen.“ Dann setzte er hinzu: „Sie haben noch etwa zwanzig Minuten zur Vorbereitung; au revoir!“ Damit wollte er sich entfernen.“

„Monsieur,“ rief ich ihm nach, indem ich meinen ganzen Muth zusammennahm.

„Eh bien, qu'est ce que c'est, mademoiselle?“

„J'ai bien faim.“

„Comment, vous avez faim! Et la collation?“

„Ich weiß nichts davon. Da ich hier oben eingeschlossen bin, habe ich nichts zu sehen bekommen.“

„Ah c'est vrai!“ sagte er.

Im nächsten Augenblicke war mein Thron verlassen und die Dachkammer geräumt; der Ungezügelm, der mich hinaufwärts gedrängt hatte, brachte mich jetzt hinunter, hinunter — hinunter bis in die Küche. Ich glaubte schon, es solle bis in den Keller gehen. Die Köchin erhielt die bestimmteste Weisung sofort Essen zu schaffen, und ich den Befehl das Erhaltene zu mir zu nehmen. Zu meiner großen Freude beschränkte sich das Essen auf Kaffee und Kuchen; ich hatte mit Besorgniß schon Wein und Süßigkeiten erwartet, die ich nicht liebte. Wie er errieth, daß mir un petit pâté à la crème angenehm sein würde, weiß ich nicht, aber er ging fort und brachte mir eine von irgend woher. Ich aß und trank mit beachtenswerther Bereitwilligkeit und hob le petit pâté bis zuletzt auf als bonne bouche. Herr Paul führte die Aufsicht über mein Mahl und zwang mir fast mehr auf, als ich genießen konnte.

„A la bonne heure,“ sagte er, als ich ihm zu erkennen gab, daß ich wirklich nichts mehr in mich aufzunehmen vermöchte und mit emporgehobenen Händen ihn bat, mich mit der Semmel zu verschonen, auf die er eben noch Butter schmierte. „Sie werden mich als einen Tyrannen, als einen Blaubart schildern, der Frauen oben unter dem Dache einsperrt, um sie verhungern zu lassen, und ich bin doch nichts der Art. Fühlen Sie nun den Muth und die Kraft aufzutreten?“

Ich antwortete, daß ich es im Stande zu sein glaube, obgleich ich wirklich ganz und gar verwirrt war und kaum anzugeben vermochte, was ich empfand; der kleine Mann gehörte aber zu denen, welchen man nicht widersprechen darf, wenn man nicht die Macht besitzt sie auch vernichten zu können.

„So kommen Sie,“ sagte er und bot mir die Hand.

Ich gab ihm die meinige und er ging mit so raschen Schritten fort, daß ich neben ihm her rennen mußte, um ihm nachzukommen. Auf dem carré blieb er einen Augenblick stehen; es war mit großen Lampen beleuchtet und die großen Thüren der Classen standen offen wie die ebenfalls großen Gartenthüren; Orangenbäume in Kübeln und große Blumen in Töpfen schmückten diese Portale zu beiden Seiten; Gruppen von Damen und Herren standen und gingen umher. Drinnen zeigten die Schulräume eine drängende, wogende, summende, strömende Menge in Rosa, Blau und halb durchsichtigem Weiß. An den Decken brannten Kronleuchter und in der Ferne stand eine Bühne mit einem feierlichen grünen Vorhange und einer Reihe Rampenlichter.

„N'est ce pas que c'est bien?“ fragte mein Begleiter.

Ich hätte es bejahen mögen, aber das Herz war mir so voll, daß es mir die Kehle zuschnürte. Herr Paul bemerkte dies, sah mich finster von der Seite an und schüttelte mir halb ärgerlich die Hand.

„Ich werde mein Bestes thun, aber ich möchte, es wäre vorüber,“ sagte ich; dann fragte ich: „müssen wir durch die Menge hindurchgehen?“

„Keineswegs; wir gehen durch den Garten. . hier.“

Im nächsten Augenblicke waren wir durch die Thüre hinaus und die kühle stille Nacht belebte mich wieder etwas. Der Mond schien nicht, der Widerschein von den vielen beleuchteten Fenstern erhellte den Hof sehr und selbst die Gänge im Garten — etwas. Der Himmel war wolkenlos und herrlich in dem Flimmern seiner lebendigen Lichter. Wie mild sind die Nächte auf dem Festlande! Wie duftig und sicher! Kein Seenebel, keine kalte Feuchtigkeit, dunstlos wie am Mittage und frisch wie der Morgen!

Nachdem wir durch den Hof und Garten gegangen waren,

gelangten wir an die Glashür der ersten Classe. Sie stand offen in dieser Nacht wie alle andern; wir gingen hindurch und dann wurde ich in ein kleines Zimmer geführt, welches die erste Classe von der grande salle schied. Dieses Zimmer blendete mich, so hell war es beleuchtet; es betäubte mich, so geräuschvoll war es von Stimmen; es erstickte mich, so warm und dick war die Luft von den vielen Menschen.

„De l'ordre! Du silence!“ rief Herr Paul. „Ist hier das Chaos?“ fragte er und still wurde es. Mit einem Duzend Worten und so vielen Bewegungen brachte er die Hälfte der anwesenden Personen hinaus, während er die Bleibenden nöthigte zurückzutreten. Diese waren alle im Costume, denn sie sollten spielen. Es war das Theater-Sprechzimmer. Herr Paul stellte mich vor. Alle staunten, einige sicherten. Es war eine Ueberraschung; Niemand hatte erwartet, daß die Engländerin in einem Vaudeville spielen werde. Ginevra Fanshawe, die für ihre Rolle schön gekleidet war und bezaubernd reizend aussah, blickte mich mit großen Augen an. Sie befand sich in ihrer besten Stimmung, im Entzücken bereits bei dem Gedanken vor Hunderten zu glänzen und mein Eintritt schien sie mitten in ihrer Freude durch Erstaunen zu erstarren. Sie würde jedenfalls Bemerkungen gemacht haben, aber Herr Paul hielt sie und alle anderen in Schranken.

Nachdem er die ganze Truppe gemustert und kritisiert hatte, wendete er sich mit den Worten zu mir: „Auch Sie müssen sich zu Ihrer Rolle ankleiden.“

„Ankleiden . . . als Herr ankleiden?“ fiel Zelte St. Pierre ein, indem sie vortrat, und mit großer Gefälligkeit setzte sie hinzu: „ich werde Sie anziehen.“

Mich wie ein Herr zu kleiden gefiel mir nicht und sagte mir nicht zu. Ich hatte eingewilliget, einen Mannsnamen und eine Mannsrolle anzunehmen, aber auch männliche Kleidung? — halte lä! Nein. Meinen Anzug behielt ich; es mochte geschehen was da wollte. Herr Paul mochte wettern und stürmen, ich behielt jedenfalls meinen Anzug bei. Ich sagte dies und in entschlossenem Tone, wenn auch nicht eben laut.

Er wetterte und stürmte nicht sogleich, wie ich es er-



wartet hatte; er sagte gar nichts, Zolie aber fiel wiederum ein:

„Sie wird einen prächtigen petit-maitre geben . . . Hier sind die Kleider, alles, alles vollständig; etwas zu groß, aber das wollen wir schon machen. Kommen Sie, chère amie, belle Anglaise.“

Und sie machte ein höhnisches Gesicht dabei, denn ich war nicht „belle.“ Sie ergriff dabei meine Hand und wollte mich fortziehen. Herr Paul stand ruhig, neutral dabei.

„Sträuben Sie sich nicht,“ fuhr die St. Pierre fort, denn ich that es. „Sie verderben sonst alles, stören die Heiterkeit des Stückes, die Heiterkeit der Gesellschaft und opfern alles ihrem amour-propre. Das wäre zu schlimm, monsieur wird es nie zugeben.“

Sie sah ihn an, ich that es ebenfalls. Er warf ihr einen Blick zu, dann auch mir. „Halt!“ sagte er langsam, indem er die St. Pierre zurückhielt, die sich noch immer bemühte mich fortzuziehen. Alle warteten auf seine Entscheidung. Er war nicht erzürnt, nicht gereizt; das bemerkte ich und faßte Muth.

„Gefallen Ihnen diese Kleidungsstücke nicht?“ fragte er, indem er auf den Herrenanzug wies.

„Gegen das Einzelne habe ich nichts, aber viel gegen das Ganze.“

„Und wie soll es werden? Sie übernehmen eine Herrenrolle und wollen in Damenkleidung auf der Bühne erscheinen? Wir sind hier allerdings Dilettanten, es ist ein vau-deville de pensionnat, und einige Modificationen könnte und würde ich wohl gestatten; etwas aber müssen Sie haben, daß Sie als Mann ankündigt.“

„Das will ich auch, aber lassen Sie es mich in meiner Weise machen; Niemand mische sich hinein; man nöthige mich zu nichts. Lassen Sie mich mich selbst ankleiden.“

Herr Paul nahm, ohne weiter ein Wort zu sagen, der St. Pierre den Anzug ab, gab ihn mir und erlaubte mir in das Ankleidezimmer zu gehen. Als ich allein war, wurde ich ruhig und so ging ich an's Werk. Ich behielt meinen Anzug vollständig bei und nahm dazu nur noch eine Weste, eine Cravate und einen kleinen Balletot — von dem Bruder

einer der Zöglinge. Ich lösete mein Haar aus den Flechten, steckte es auf, strich es vorn nach einer Seite, nahm Hut und Handschuhe und kam so heraus. Herr Paul wartete gleich den andern. Er sah mich an. „In einem Pensionnat mag das angehen,“ sagte er und dann setzte er nicht unfreundlich hinzu: „Courage, mon amie! Un peu de sang froid, un peu d'aplomb, M. Lucien, et tout ira bien!“

Die St. Pierre verzog wiederum ihr Gesicht höhnisch in ihrer kalten schlangenartigen Weise. Ich war reizbar, weil aufgereggt, konnte also nicht umhin, mich zu ihr zu wenden und zu sagen, wenn sie keine Dame und ich ein Herr wäre, würde ich geneigt sein sie herauszufordern.

„Nach dem Stücke, nach dem Stücke,“ sagte Herr Paul. „Dann theile ich mein Pistolenpaar unter Sie und wir machen den Streit in aller Form aus. Es ist doch nur der alte zwischen England und Frankreich.“

Es nahete indeß nun die Zeit das Stück beginnen zu lassen. Herr Paul hielt eine kurze Anrede an uns, wie ein General an seine Soldaten vor der Schlacht. Ich weiß aber nicht was er sagte, außer daß er einer Jeden empfahl, an ihre persönliche Unbedeutendheit recht lebhaft zu denken. Für Einige war dieser Rath meiner Meinung nach sehr überflüssig, Gott weiß es. Es klingelte und ich wurde nebst zwei andern auf die Bühne beordert. Die Klingel ertönte zum zweiten Male. Ich hatte die ersten Worte zu sprechen.

„Sehn Sie nicht auf die Zuschauer und denken Sie nicht an sie“, flüsterte mir Herr Paul zu. „Denken Sie, Sie wären noch oben auf dem Boden und spielten für die Matten.“

Dann verschwand er. Der Vorhang ging auf und meinen Blicken boten sich die hellen Lichter, der lange Raum, die bunte Menge dar. Ich dachte an die schwarzen Käfer, an die alten Kisten, und sagte was ich zu sagen hatte schlecht, aber ich sagte es doch. Diese ersten Worte waren die Schwierigkeit und es wurde mir klar, daß ich nicht sowohl die Menge der Zuschauer, als meine eigene Stimme fürchtete. Die Zuschauer waren keine Landsleute und mir persönlich unbekannt, folglich für mich so gut als nichts. Ich dachte gar nicht an sie. Als meine Zunge einmal frei geworden

war und meine Stimme den rechten Ton gefunden hatte, dachte ich an nichts als die Rolle, die ich spielte, die Person, welche ich vorstellte und — an Herrn Paul, der hinter den Coullissen stand, horchte, aufmerkte und soufirtete.

Allmählig, als ich fühlte, daß die rechte Kraft komme — daß die Quelle innen nach Außen dringe — wurde ich hinreichend gefaßt, um auch die Mitspielenden zu beachten. Einige spielten sehr gut, besonders Ginevra Fanshawe, welche zwischen zwei Bewerbern zu kokettiren hatte und ihre Sache vortrefflich machte; sie war freilich ganz in ihrem Elemente. Es entging mir nicht, daß sie ein Paar Mal eine ganz besondere Zärtlichkeit und Vorliebe in ihr Benehmen gegen mich — den Narren legte. Sie begünstigte mich so lebhaft und warf solche Blicke in das aufhorchende und applaudirende Publicum, daß es mir — die ich sie kannte — sofort klar wurde, daß sie auf Jemanden trielte. Ich folgte ihren Augen, ihrem Lächeln, ihren Geberden und erkannte recht bald, daß sie sich wenigstens ein hübsches Ziel für ihre Pfeile ausersuchen hatte; denn gerade im Wege dieser Pfeile, größer als andere Zuschauer und folglich leichter zu treffen, stand in ruhiger aber aufmerkamer Haltung eine wohlbekannte Gestalt — Dr. John.

Der Anblick schien Manches anzudeuten. Dr. Johns Blick war beredt, obgleich ich nicht zu sagen vermochte, was er ausdrückte; er regte auch mich an und ich baute mir eine Geschichte daraus zusammen; ich legte meine Gedanken in die Rolle, die ich spielte und in meine Werbung um Ginevra. In dem ours oder redlichen Liebhaber sah ich Dr. John. Bedauerte ich ihn? Nein; ich verhärtete mein Herz und wetteiferte fest mit ihm. Ich wußte, daß ich nur ein Narr war, aber wo er abgewiesen wurde, konnte ich gefallen. Ich spielte, als wenn ich wünschte und entschlossen sei zu siegen und zu gewinnen. Ginevra unterstützte mich; wir tauschten zur Hälfte unsere Rollen und vergoldeten sie von oben bis unten. Im Zwischenacte sagte uns Herr Paul, er wisse nicht, was in uns gefahren sei und machte halbe Gegenvorstellungen. „C'est peut-être plus beau que votre modèle,“ sagte er, „mais ce n'est pas juste.“ Ich wußte selbst nicht, was über mich gekommen, aber es war mir als

müsse ich den „ours“, d. h. Dr. John übertreffen. Civeira war zärtlich; wie konnte ich anders als ritterlich sein? Ich behielt also die Worte bei, änderte aber rücksichtslos den Geist meiner Rolle. Ohne Herz, ohne Interesse hätte ich sie gar nicht spielen können. Gespielt aber mußte sie werden, ich gab ihr die Würze und spielte sie so mit Behagen.

Was ich an diesem Abende empfand und that, erwartete ich so wenig zu empfinden und zu thun, als in Verückung in den siebenten Himmel gehoben zu werden. Widerstrebend und furchtsam hatte ich eine Rolle angenommen, um einem Andern eine Gefälligkeit zu erzeigen; nun wurde ich warm, fand ein Interesse daran, faßte Muth und spielte, um mir selbst zu gefallen und Gnüge zu thun. Am nächsten Tage aber, als ich alles überdachte, mißbilligte ich solche Dilettantenaufführungen ganz und gar, und obwohl ich mich freute, daß ich Herrn Paul gefällig gewesen war und meine Kräfte einmal versucht hatte, nahm ich mir doch fest vor, mich niemals wieder in eine ähnliche Sache verlocken zu lassen. Eine starke Vorliebe für dramatischen Ausdruck hatte sich als Theil meiner Natur gezeigt; diese neugefundene Fähigkeit zu pflegen, hätte mir eine Welt von Freuden geben können, aber sie eignete sich nicht für eine bloße Zuschauerin im Leben; die Kraft und Sehnsucht mußte niedergehalten werden und ich hielt sie nieder, ich legte sie fest an mit dem Schlosse eines Entschlusses, das seitdem weder Zeit noch Versuchung geöffnet hat.

Sobald das Stück zu Ende, gut zu Ende gebracht war, wurde der zornige und gebieterische Herr Paul ein ganz anderer. Seine Director-Verantwortlichkeit war vorüber und er legte sofort auch seine Strenge ab; er stand freundlich und lebhaft unter uns, drückte uns allen die Hände, dankte jeder Einzelnen besonders und zeigte uns an, daß jede von uns nach einander bei dem kommenden Ballé mit ihm tanzen müsse. Als er auch mich engagirte, sagte ich ihm, daß ich nicht tanze. — „Einmal müssen Sie tanzen,“ antwortete er und wenn ich ihm nicht ent schlüpft wäre und mich bei Seite gehalten hätte, würde er mich gewiß auch zu diesem zweiten öffentlichen Auftreten genöthiget haben. Ich hatte für einen Abend genug gethan und es war Zeit, daß ich

mich in mein gewöhnliches Leben zurückzog. Auch sah mein dunkelfarbiges Kleid unter einem Balletot auf der Bühne wohl gut genug aus; paßte dagegen zu einem Walzer oder einer Quadrille nicht. Ich begab mich also in einen ruhigen Winkel, wo ich unbeachtet beobachten konnte, und der Ball, sein Glanz und seine Freuden, gingen wie ein Schauspiel an mir vorüber.

Ginevra Fanshawe war wiederum die schönste und heiterste unter den Anwesenden. Sie hatte den Ball zu eröffnen und sie sah sehr liebenswürdig aus, tanzte sehr anmuthig und lächelte sehr freundlich. Solche Scenen waren ihre Triumphe, — sie war ein Kind des Vergnügens. Arbeit und Leiden fanden sie nutzlos, kraftlos und ohne Ausdauer; die Heiterkeit dagegen entfaltete ihr die Schmetterlingsflügel und ließ den Goldstaub und die bunten Flecken derselben glänzen. Bei jedem gewöhnlichen Essen und Trinken schmollte sie verdrießlich; aber bei Crème und Eis war sie eifrig wie ein Colibri an einer süßen Blume; süßer Wein war ihr Element und süßer Kuchen ihr tägliches Brod. Ginevra lebte ihre eigentliches, volles Leben in dem Ballsaale; an allen andern Orten ließ sie nutzlos die Flügel sinken. Der Leser möge indeß nicht glauben, daß sie bloß für ihren Tänzer, Herrn Paul, so blühte und glänzte oder daß sie ihre freundlichste Anmuth an diesem Abende nur für ihre Mitschülerinnen, oder für die Aeltern und Großältern aufwendete, welche das Haus füllten; unter so beschränkten und gleichgiltigen Umständen würde Ginevra es kaum der Mühe werth gehalten haben, eine Quadrille zu gehen; an die Stelle der Lebhaftigkeit und rosigten Laune wäre Ermüdung und Verdrießlichkeit getreten; sie hatte ihre Gründe, welche das Aufbieten aller ihrer Reize rechtfertigten.

In dem Ballsaale fand sich nicht ein Herr, der nicht verheirathet und Vater gewesen wäre — Herrn Paul ausgenommen, der auch allein von seinem Geschlechte eine Schülerin zum Tanze führen durfte. Diese Ausnahmstellung war ihm gewährt einestheils weil es so herkömmlich (denn er war ein Verwandter der Mad. Beck und stand hoch in ihrem Vertrauen), anderntheils weil er immer seinen eigenen

Willen haben wollte und that was ihm beliebte, drittens endlich weil er — trotz seinem Eigensinn, seiner Leidenschaftlichkeit und Parteilichkeit — die Ehrenhaftigkeit selbst war und ihm ein ganzes Regiment der Schönsten und Reinsten in vollkommener Sicherheit anvertraut werden konnte, daß sie unter seiner Leitung nicht zu Schaden kommen würden. Manche von den Mädchen — das sei hier in Parenthese eingeschaltet — waren in Gedanken nicht mehr rein, im Gegentheil, aber in Herrn Pauls Gegenwart wagten sie ihre Neigungen so wenig zu zeigen als sie ihm vorsätzlich auf die Hühneraugen zu treten, ihm während einer heftigen Anrede ins Gesicht zu lachen oder mehr als leise zu sprechen wagten, wenn der Zähzorn seinem menschlichen Gesichte die Maske eines verständigen Tigers gab. Herr Paul durfte also tanzen mit welcher er wollte und wehe dem, wer ihn dabei in den Weg zu treten versucht hätte.

Andre wurden als Zuschauer zugelassen mit (scheinbarem) Widerstreben, nach Bitten, durch Einfluß, unter Beschränkung, durch die besondere und schwierige Ausübung von Mad. Beck's gnädiger Zuneigung, — aber sie hielt diese Zuschauer den ganzen Abend über — durch ihre persönliche surveillance — weit entfernt an der entlegensten, kältesten, dunkelsten Seite des carré, eine kleine Schaar von „jeunes gens“ aus den besten Familien, erwachsene Söhne anwesender Mütter, deren Schwestern sich in der Schule befanden. Den ganzen Abend hindurch hielt Madame strenge Aufsicht neben diesen „jeunes gens,“ aufmerksam wie ein Drache. Es war eine Art Gordon vor ihnen gezogen und sie bestürmten sie mit Bitten, denselben überschreiten und nur einmal tanzen zu dürfen mit der „belle blonde“ oder der „jolie brune“ oder „cette jeune fille magnifique aux cheveux noirs comme le jais.“

„Caisez-vous!“ antwortete Madame unerbittlich. „Vous ne passerez pas à moins que ce ne soit sur mon cadavre et vous ne danserez qu'avec la nonnette du jardin“ (wobei sie auf die Sage anspielte). Majestätisch ging sie an der trostlosen und ungeduldigen Reihe auf und ab wie ein kleiner Bonaparte in mausfarbenem seidnen Kleide.

Madame kannte die Welt und kannte die menschliche Na-

tur. Ich glaube nicht, daß eine andre Directrice in Billette einen jeune homme in ihr Haus einzulassen gewagt haben würde; Madame Beck aber wußte, daß sie durch Bewilligung einer solchen Zulassung bei solcher Gelegenheit einen großen Streich führen und viel gewinnen konnte.

Erstlich waren die Aeltern Mitschuldige bei der That, denn nur durch deren Vermittelung wurde die Sache möglich gemacht. Zweitens: die Zulassung dieser so gefährlichen und bezaubernden Klapperschlangen gab Madame Gelegenheit sich in ihrer größten Stärke zu zeigen — als erste surveillante. Drittens: die Anwesenheit der „jeunes gens“ gab der Festlichkeit etwas sehr Pikantes; die Schülerinnen wußten und sahen es und der Anblick solch goldner Nessel, die in der Ferne glänzten, versetzte sie in eine Stimmung, welche nichts Andres in gleicher Weise hätte hervorrufen können. Das Vergnügen der Kinder ging auf die Aeltern über; Heiterkeit herrschte in dem ganzen Ballzimmer und die „jeunes gens“ selbst unterhielten sich gut trotz den ihnen auferlegten Beschränkungen; denn Madame ließ es nie dahin kommen, daß sie sich langweilten und so war dem Feste jedes Jahr ein Erfolg gesichert, mit dem sich der keines Festes irgend einer Schulvorsteherin im Lande messen konnte.

Ich bemerkte, daß Dr. John anfangs die Erlaubniß besaß, durch die Classen zu gehen. Er hatte etwas Ernstes, Männliches an sich, welches seiner Jugend und Schönheit einigermaßen das Gleichgewicht hielt; sobald aber der Ball begann, eilte Madame zu ihm.

„Kommen Sie, Wolf, kommen Sie“, sagte sie lächelnd. „Sie sind zwar in Lammskleidung, müssen aber doch den Lämmerstall verlassen. Kommen Sie; ich habe eine Menagerie von etwa zwanzig hier im Carré; erlauben Sie, daß ich Sie meiner Sammlung beifüge.“

„Vorher gestatten Sie mir einen Tanz mit Einer Ihrer Schülerinnen nach meiner Wahl.“

„Und um so etwas wagen Sie mich anzugehen? Das ist Wahnsinn, Gottlosigkeit. Sortez, sortez et au plus vite.“

Sie trieb ihn vor sich her und hatte ihn bald da, wo sie ihn haben wollte.

Ginebra war, wie es schien, des Tanzes müde und suchte mich in meinem Stühlen auf, warf sich auf die Bank neben mir nieder und (eine Demonstration, die ich ihr recht gern erlassen hätte) schlang die Arme um meinen Nacken.

„Lucy Snowe! Lucy Snowe!“ sagte sie mit schluchzender Stimme.

„Mein Gott, was ist's?“ fragte ich trocken.

„Wie sehe ich aus, wie sehe ich heute aus?“ fragte sie.

„Wie gewöhnlich,“ antwortete ich, „und — übermäßig eitel.“

„Bittere Seele! Sie haben doch nie ein freundliches Wort für mich, aber Ihnen zum Trost und allen neidischen Verläumdern weiß ich doch, daß ich hübsch bin; ich fühle es, ich sehe es, — denn es hängt ein großer Spiegel im Ankleidezimmer, in dem ich mich vom Kopfe bis zu den Füßen sehen kann. Wollen Sie mit mir dahin gehen?“

„Ja, Miß Fanshawe und vor dem Spiegel selbst werde ich Ihnen sagen was ich denke.“

Das Ankleidezimmer befand sich ganz in der Nähe und wir traten in dasselbe. Sie nahm meinen Arm und zog mich vor den Spiegel. Ohne Widerstreben und ohne Bemerkung stellte ich mich dahin und ließ ihrer Eitelkeit den festlichen Triumph, weil ich mich überzeugen wollte, ob es möglich sei dieselbe sättigen zu können oder ob sich in ihr eine Stimme für Rücksicht auf Andre rege und sie mächtige.

Durchaus nicht. Sie drehte mich und sich herum; sie besah uns beide von allen Seiten; sie lächelte, sie schüttelte die Locken, ordnete die Schärpe, strich ihr Kleid, ließ endlich meinen Arm los, knixte mit spöttischer Ehrerbietung und sagte:

„Nicht um ein Königreich möchte ich Sie sein.“

Die Bemerkung war zu naiv als daß sie Aerger hätte erregen können; ich antwortete deshalb:

„Sehr gut.“

„Und was gäben Sie dafür, wenn Sie ich werden könnten?“ fragte sie.

„Nicht einen falschen Sixpence, so seltsam es klingen mag,“ erwiderte ich. „Sie sind ein armseliges Wesen.“



„So denken Sie in Ihrem Herzen nicht.“

„Nein, denn in meinem Herzen haben Sie auch nicht den kleinsten Raum; ich denke nur bisweilen über Sie.“

„Gut, aber,“ sagte sie, „bedenken Sie doch auch den Unterschied unserer Stellungen. Sie werden erkennen wie glücklich ich bin, wie unglücklich Sie sind.“

„Weiter! Legen Sie mir Ihre Gedanken vor: ich höre zu.“

„Zuerst bin ich die Tochter eines Mannes von guter Familie und wenn mein Vater auch nicht reich ist, habe ich doch von einem Oheim etwas zu erwarten. Dann bin ich eben achtzehn Jahre alt, also stehe ich in dem allerschönsten Alter. Ich bin auf dem Continent erzogen worden und wenn ich auch nicht viel gelernt habe, besitze ich doch manche Vorzüge. Ich bin hübsch, das können Sie nicht läugnen und ich kann so viele Anbeter haben als ich will. Heute Abend habe ich zwei Herrn das Herz gebrochen und der Sterbeblick, den mir der Eine eben zuwarf, versetzte mich in so gute Laune. Ich beobachte so gern, wie sie bald roth, bald blaß werden und einander giftige, zornige Blicke zuwerfen, mir dagegen die allerschmachtendsten. Das bin ich, ich Glückliche. Nun Sie Arme!“

„Sie sind vermuthlich eines Niemand's Tochter, da Sie kleine Kinder warteten, als Sie nach Villette kamen; Sie haben keine Verwandten; mit dreiundzwanzig Jahren können Sie sich nicht mehr jung nennen, und Sie haben nichts Anziehendes, — keine Schönheit. Was Anbeter sind, wissen Sie kaum, Sie können darüber gar nicht mitreden; Sie sitzen stumm und still da, wenn die andern Lehrerinnen von ihren Eroberungen sprechen. Ich glaube, Sie sind noch niemals verliebt gewesen und werden es auch nie sein; Sie kennen dies Gefühl gar nicht und das ist auch recht gut, denn wenn Ihnen auch selbst das Herz brechen könnte, werden Sie doch gewiß kein anderes brechen. Ist das nicht alles wahr?“

„Viel davon ist so wahr wie das Evangelium und auch recht gut gesagt. Sie müssen doch gut sein, Genevra, da Sie so aufrichtig sprechen; die Schlange Zelle St. Pierre würde Ihre Worte nicht über die Zunge gebracht haben.“

und doch, Miß Fanshawe, so unglücklich ich nach Ihrer Darlegung bin, nicht einen falschen Sixpence gäbe ich darum Sie zu kaufen, Körper und Seele.“

„Weil ich nicht viel weiß und darauf legen Sie allein Werth. Niemand außer Ihnen steht darauf.“

„Im Gegentheil, ich glaube, Sie wissen recht viel — in Ihrer Weise, und sind sehr klug. Aber Sie sprechen auch vom Herzenbrechen, jenem erbaulichen Vergnügen, in dessen Verdienste ich nicht weiter eingehen will; sagen Sie mir nur, wen glauben Sie heute Abend unglücklich gemacht zu haben?“

Sie hielt ihre Lippen näher an mein Ohr und flüsterte: „Isidor und Alfred de Samal sind beide hier.“

„Sie sind hier? Ich möchte sie wohl sehen.“

„Ah, Sie Gute! Die Neugierde erwacht also endlich? Folgen Sie mir, ich will sie Ihnen zeigen.“

Sie ging stolz voran, drehete sich aber bald um und sagte:

„Von den Classen aus werden Sie, die Herren nicht gut sehen können; Madame hält sie in der Ferne. Wir wollen durch den Garten gehen und dicht hinter sie kommen. Wenn wir gesehen werden, hält uns Madame eine Strafpredigt, es schadet aber nichts.“

Ich wollte es einmal darauf ankommen lassen. Wir gingen durch den Garten, gelangten in den Corridor und näherten uns dem carré, blieben aber in dem Schatten des Corridor, von wo aus wir die jeunes gens in der Nähe sehen konnten.

Den eroberungslustigen, siegesbewußten de Samal hätte ich wohl ohne weiteres entdeckt. Er war ein kleiner Dandy mit gerader Nase und correcten Zügen. Ich nenne ihn einen kleinen Dandy, obgleich er keineswegs unter Mittelgröße war, aber sein Gesicht war klein, wie seine Hände und Füße; er sah hübsch, glatt und nett aus wie eine Puppe, so zierlich gekleidet, so zierlich gelockt, gestiefelt, gehandschuhet und cravatirt, daß er wirklich allerliebste war. Ich sprach dies auch aus und sagte: „ein lieber Herr!“ rühmte Ginevra's Geschmack und fragte sie, was ihrer Meinung nach de Samal wohl mit den kostbaren Stücken des Herzens angefangen habe, das sie ihm gebrochen, — ob er sie in einem

Riechfläschchen in Rosenöl aufbewahre? Ich bemerkte auch mit außerordentlichem Beifalle, daß des künftigen Obersten Hände kaum größer seien als die der Miß Fanshawe und deutete auf den Vortheil dieses Umstandes hin, da er ihre Handschuhe tragen könne. In seine Locken, fuhr ich fort, sei ich geradezu verliebt und es fehlten mir die Worte, um genügend die Vollendung seiner niedrigen griechischen Stirn zu rühmen.

„Und wenn er Ihr Liebhaber wäre?“ meinte Ginevra in grausamem Jubel.

„Himmel, welche Seligkeit!“ antwortete ich; „aber handeln Sie nicht gar zu unmenschlich, Miß Fanshawe; wenn Sie mir solche Gedanken in den Kopf setzen, ist es gerade eben so, als wenn Sie den ausgestoßenen Cain in das Paradies hineinschauen ließen.“

„Er gefällt Ihnen also?“

„Ja, so wie Confect und Gewächshausblumen.“

Ginevra bewunderte meinen Geschmack, weil er mit dem ihrigen zusammentraf.

„Nun aber Isidor,“ fuhr ich fort. Ich gestehe, daß ich neugieriger war diesen zu sehen als seinen Nebenbuhler; aber Ginevra war ganz mit diesem beschäftigt.

„Alfred,“ erzählte sie, „sah heute hier Zutritt durch den Einfluß seiner Tante, der Frau Baronin von Dorlodot, und da sie ihn gesehen, werden Sie auch begreiflich finden, daß ich den ganzen Abend in so fröhlicher Stimmung, glücklich wie eine Königin gewesen bin und so gut gespielt und getanzt habe. Dieu! Dieu! Es war gar zu spaßhaft, erst ihn und dann den andern anzusehen und so beide um den Verstand zu bringen.“

„Wo ist der andere? Zeigen Sie mir Isidor.“

„Das möchte ich nicht gern.“

„Warum nicht?“

„Ich schäme mich seiner.“

„Warum?“

„Weil . . . weil“ (flüsternd) „er einen solchen Backenbart hat . . . orange . . . roth!“

„Nun, es ist ja einmal heraus, so zeigen Sie mir ihn immerhin,“ entgegnete ich. „Ich verspreche, daß ich nicht in Ohnmacht falle.“

Sie sah sich um. Eben sprach eine englische Stimme hinter ihr und mir:

„Sie stehen beide im Zuge und müssen den Corridor verlassen.“

„Es ist kein Zug hier, Dr. John,“ antwortete ich, indem ich mich umdrehete.

„Sie erkältet sich so leicht,“ fuhr er fort und sah Genevra mit außerordentlicher Freundlichkeit an. „Sie ist so zart und muß sorgsam behütet werden. . . Holen Sie ihr einen Shawl.“

„Erlauben Sie, daß ich mich selbst beurtheile,“ fiel Miß Fanshawe stolz ein; „ich brauche keinen Shawl.“

„Sie sind leicht gekleidet, haben getanzt und sich erhitzt.“

„Immer predigen Sie doch und geben gute Lehren!“ erwiderte sie.

Die Antwort, welche Dr. John vielleicht geben wollte, kam nicht; daß sein Herz verletzt war, zeigte sich in seinen Augen; traurig, voll Schmerz wendete er sich ein wenig ab, er blieb aber geduldig. Ich wußte, wo viele Shawls ganz in der Nähe waren, lief also hin und holte einen.

„Den soll sie tragen,“ sagte ich, „wenn ich etwas über sie vermag.“ Und ich legte ihr den Shawl sorgfältig über das Muslinkleid, so daß der Hals und die Arme bedeckt wurden. — „Ist dies Isidor?“ fragte ich flüsternd.

Sie lächelte und nickte.

„Ist er Isidor?“ wiederholte ich.

„C'est lui-même,“ antwortete sie. „Aber wie plump gegen den Grafen! Und dann, oh ciel! — der Backenbart!“

Dr. John ging weiter.

„Der Oberst, der Graf!“ entgegnete ich. „Die Puppe, das Püppchen, das Männchen! Der Diener, der Laufbursche, der Stiefelpuzer Dr. Johns könnte er sein! Ist es möglich, daß ein engelschöner Mann, ein edler Mann, Ihnen seine ehrenwerthe Hand und sein redliches Herz bietet, und Ihre leichtfertige Person, Ihre werthlose Seele in den Stürmen und Kämpfen des Lebens zu schirmen verspricht, Sie aber zurücktreten, ihn höhnen, necken, foltern und peinigen? Haben Sie die Kraft dies zu thun? Wer gab Ihnen diese Kraft? Wo ist sie? Liegt sie allein in Ihrer Schönheit, in dem

Milch- und Blut-Gesicht und Ihrem blonden Haar? Hält dies seine Seele gefesselt vor Ihren Füßen? Bringt dies seinen Nacken unter Ihr Joch? Erkauft dies für Sie seine Zuneigung, seine Zärtlichkeit, seine Gedanken, seine Hoffnungen, seine Theilnahme, seine edle, herzliche Liebe und Sie wollen sie nicht haben? Aber Sie verstellen sich nur; es ist nicht Ihr Ernst; Sie lieben ihn, Sie sehnen sich nach ihm, spielen aber mit seinem Herzen, um ihn um so sicherer zu gewinnen."

"Ah, wie das geläufig geht! Ich verstehe nicht die Hälfte von dem was Sie sagen."

Schon vorher hatte ich sie in den Garten hinausgeführt; jetzt nöthigte ich sie auf einer Bank Platz zu nehmen und sagte ihr, sie dürfe sich nicht rühren, bis sie mir gestanden, für wen sie sich am Ende entscheiden werde, — für den Mann oder den Affen.

"Der, welchen Sie Mann nennen," entgegnete sie, "ist bourgeois, hört auf den Namen John und hat Haar von der Farbe des Sandes; cela suffit; je n'en veux pas. Colonel de Samal ist ein Edelmann von guter Familie, vollendetem Benehmen und gutem Aussehen mit bleichem interessanten Gesichte und Augen und Haar wie ein Italiener. Dann ist er auch der unterhaltendste Gesellschafter, und ganz der Mann nach meinem Sinn, nicht ernsthaft und überverständlich wie der andre, sondern so, daß ich mit ihm wie mit meines Gleichen schwätzen kann, so daß er mich nicht quält und langweilt mit Tiefem und Hohem und Leidenschaften und Talenten, für die ich keinen Geschmack besitze. So . . . nun halten Sie mich nicht länger fest."

Ich ließ los, sie sprang auf und hüpfte fort. Mir fiel es nicht ein, sie zu verfolgen.

Ich weiß nicht wie es zuging, aber ich konnte nicht umhin, wieder nach dem Corridor umzukehren, um Dr. John noch einmal anzusehen, aber ich traf ihn auf den Stufen, die zum Garten herunterführten. Er stand da, wohin das Licht hell aus einem Fenster fiel. Seine Gestalt war nicht zu verkennen, denn in der ganzen Gesellschaft befand sich schwerlich ein Anderer, der sich mit ihm vergleichen konnte. Er hielt den Hut in der Hand und sein

unverhüllter Kopf; sein Gesicht und seine Stirn kamen mir außerordentlich schön und männlich vor. Sein Gesicht war nicht zart und niedlich wie das eines Mädchens, auch nicht kalt und frivol; obwohl schön geformt, war es doch nicht so glatt gemeißelt und polirt, daß es über der bedeutungslosen Symmetrie alle Kraft und allen Ausdruck verloren hätte. Bisweilen lag tiefes Gefühl in ihm, und mehr noch ruhete still in seinen Augen. So wenigstens dachte ich von ihm; so erschien er mir. Eine unbeschreibliche Verwunderung beschäftigte mich als ich diesen Mann ansah und darüber nachdachte, daß er — abgewiesen werden konnte.

Ich hatte durchaus nicht die Absicht mich ihm zu nähern oder ihn anzureden, da unsere Bekanntschaft einen solchen Schritt nicht rechtfertigte; ich wollte ihn nur unter der Menge — ungesehen — beobachten. Ich entfernte mich deshalb sofort, als ich unerwartet so in seine Nähe gelangte; aber er sah sich nach mir oder vielmehr nach ihr um, die bei mir gewesen war, kam also die Stufen herunter und folgte mir.

„Sie kennen Miß Fanshawe? Oft schon habe ich Sie so fragen wollen,“ sagte er.

„Ja, ich kenne sie.“

„Genau?“

„So genau als ich es wünsche.“

„Was haben Sie eben mit ihr gethan?“

„Bin ich ihre Aufseherin?“ hatte ich Lust zu fragen, aber ich antwortete bloß: „ich habe sie festgehalten, sie ist mir aber entschlüpft und davongelaufen.“

„Wollen Sie mir wohl die Gefälligkeit erzeigen,“ fuhr er fort, „sie diesen Abend zu beobachten, damit sie nicht unklug handele, z. B. nicht unmittelbar nach dem Lanze in den Garten gehe?“

„Vielleicht behalte ich sie etwas im Auge, da Sie es wünschen, aber sie geht so gern ihre eigenen Wege, daß sie sich nicht leicht von Andern bestimmen läßt.“

„Sie ist so jung, so ganz und gar unverdorben,“ sagte er.

„Für mich ist sie ein Räthsel,“ antwortete ich.

„Sie?“ fragte er sehr gespannt. „Wie so?“

„Das dürfte schwer zu sagen sein, Ihnen wenigstens.“

„Warum gerade mir?“

„Ich wundere mich, daß sie sich nicht mehr darüber freut, daß Sie so sehr ihr Freund sind.“

„Sie hat ja auch keine Ahnung davon, wie sehr ich wirklich ihr Freund bin und gerade darüber kann ich sie eines Besseren nicht belehren. Darf ich fragen, ob sie jemals über mich mit Ihnen gesprochen hat?“

„Sie hat sehr oft von Ihnen unter dem Namen „Isidor“ gesprochen, ich muß aber gestehen, daß ich erst in den letzten zehn Minuten die Entdeckung gemacht habe, daß Sie und Isidor eine und dieselbe Person sind. In dieser kurzen Zeit, Herr Doctor, habe ich erfahren, daß Ginevra Fanshawe die Person in diesem Hause ist, für welche Sie lange schon ein Interesse empfunden haben, daß sie der Magnet ist, der Sie in die Rue Fossatte zieht und daß Sie ihretwegen sich in den Garten wagen und Kästchen suchen, die Nebenbuhler hereinwerfen.“

„Sie wissen Alles?“

„Ich weiß so viel.“

„Länger als ein Jahr treffe ich mit ihr in Gesellschaft zusammen. Madamie Cholmondeley, ihre Freundin, ist auch mir bekannt und so sehe ich sie jeden Sonntag. . . Aber Sie bemerkten, Ginevra habe unter dem Namen Isidor oftmals von mir gesprochen; darf ich — ohne Sie zu Vertrauensverletzung verleiten zu wollen — darf ich fragen, in welchem Tone, in welchem Gefühle sie von mir sprach? Ich möchte dies sehr gern wissen, da mich die Ungewißheit nicht wenig peiniget, wie ich mit ihr stehe.“

„Sie wechselt und verändert sich wie der Wind.“

„Aber einen allgemeinen Eindruck erhielten Sie doch — ?“

„Ich könnte Ihnen den allgemeinen Eindruck schildern, aber ich werde es nicht thun,“ dachte ich bei mir. „Auch weiß ich nur zu gut, daß Sie mir nicht glauben würden, wenn ich Ihnen sagte, sie liebe Sie nicht.“

„Sie schweigen?“ fuhr er fort. „So muß ich annehmen, daß Sie mir nichts Gutes zu melden haben. Gleichviel. Wenn Sie nichts oder gar Abneigung gegen mich fühlt, so ist dies ein Zeichen, daß ich sie nicht verdiene.“

„Zweifeln Sie selbst? Halten Sie sich für geringer als den Obersten de Hamal?“

„Ich liebe Miß Fanshawe viel mehr als Herr von Hamal irgend ein menschliches Wesen liebt. Auch fürchte ich, daß sie sich in Bezug auf ihn täuscht; der Charakter des Mannes ist mir wohl bekannt, wie sein ganzes früheres Leben. Er ist Ihrer jungen schönen Freundin nicht würdig.“

„Meine „schöne junge Freundin“ sollte das wissen, und wissen und fühlen, wer ihrer würdig ist,“ sagte ich. „Wenn ihre Schönheit und ihr Verstand sie dabei im Stiche lassen, verdient sie die scharfe Lehre der Erfahrung.“

„Sind Sie nicht ein wenig streng?“

„Ich bin außerordentlich streng, strenger als ich mich Ihnen zeige. Sie sollten die Bemerkungen hören, die ich meiner „schönen jungen Freundin“ mache, Sie würden sich durch meinen Mangel an Rücksicht auf ihre zarte Natur sehr verletzt fühlen.“

„Sie ist so liebenswürdig, daß man nur Liebe gegen sie fühlen kann. Sie, jedes Frauentzimmer, das älter ist als sie, muß für ein so unschuldiges feenhaftes Wesen eine gewisse mütterliche oder schwesterliche Zärtlichkeit empfinden. Der anmuthige Engel! Zieht Ihr Herz Sie nicht zu ihr hin, wenn sie mit reinem, kindlichem Vertrauen mit Ihnen spricht? Wie glücklich sind Sie in diesem Vorzuge!“ Und er seufzte.

„Ich mache diesen vertraulichen Mittheilungen bisweilen sehr rasch ein Ende,“ entgegnete ich. „Aber entschuldigen Sie, Herr Doctor, darf ich einen Augenblick von etwas Anderem sprechen? Welche göttliche Person ist dieser Hamal! Welche Nase im Gesicht! Formen Sie eine in Thon, Sie können sie nicht besser machen, nicht gerader! Und dann so classische Lippen nebst Kinn! Und seine Haltung — erhaben!“

„Hamal ist ein Narr, abgesehen davon, daß er keinen Muth hat.“

„Sie, Herr Doctor und jeder Mann von weniger vollkommener Form als er, muß eine gewisse bewundernde Zuneigung für ihn fühlen, wie etwa Mars und andere niedere



Götter für den jungen annuthigen Apoll empfunden haben mögen."

„Ein Mensch ohne Grundsätze, ein Spieler,“ fiel Dr. John ein, „den ich am Hosenbunde mit einer Hand emporheben könnte, wenn ich wollte.“

„Den lieblichen Engel?“ entgegnete ich. „Welche grausame Idee? Sind Sie nicht etwas streng, Doctor?“

Ich schwieg, denn zum zweiten Male an diesem Abende ging ich aus mir heraus, aus meinen natürlichen Gewohnheiten, wie ich meinte, und sprach in einer unbedachten Weise, über die ich selbst erschrak als ich aufhörte. Hatte ich ahnen können, als ich früh aufstand, daß ich Abends einen Liebhaber in einem Vaudeville spielen und eine Stunde später offen mit Dr. John seine unglückselige Liebchaft besprechen, ihn sogar darum verspotten würde? Ich hatte solche Dinge so wenig erwartet als ein Aufsteigen in einem Luftballon oder eine Reise nach dem Cap Horn.

Wir waren in dem Gange hinabgegangen und kehrten um; das Licht aus dem Fenster fiel auf sein Gesicht; er lächelte, in seinen Augen aber lag Trauer. Wie leid that es mir, daß er über einem Schmerze brütete, über einem Schmerze aus solcher Ursache! Er, ein Mann mit solchen Vorzügen, sollte vergeblich lieben! Ich wußte damals nicht, daß das Nachdenken über Ungemach die beste Seite für manche Gemüther ist, und bedachte nicht, daß manche Pflanzen, die im Ganzen geruchlos sind, Wohlgeruch verbreiten, wenn sie gequetscht werden."

„Grämen Sie sich nicht,“ sagte ich endlich. „Wenn Ginevra einen Funken von Werth für Sie hat, wird und muß Sie Gegenliebe fühlen. Hoffen Sie, Doctor. Wer sollte hoffen, wenn Sie nicht?“

Für diese Worte erhielt ich was ich jedenfalls verdiente, — einen Blick des Erstaunens, in dem sich auch, wie ich glaubte, einige Mißbilligung aussprach. Wir schieden und ich trat fröstelnd in das Haus. Die Glocken und Uhren verkündeten die Mitternachtstunde; die Leute entfernten sich, das Fest war vorüber, die Lampen begannen trübe zu brennen. Nach einer Stunde war alles im Hause und im Pensionnat still und dunkel. Auch ich lag im Bett, aber schlaf-

108. Für mich war es nach einem solchen Tage voll Aufregung nicht leicht zu schlafen.

## Fünfzehntes Kapitel.

### Die großen Ferien.

Nach Madame Beck's Namensfeste mit den drei lauen Wochen vorher, mit den zwölf Stunden lauter Heiterkeit und dem darauf folgenden Tage der Ermattung kam eine Periode der Reaction: zwei Monate wirklichen Fleißes und angestregten Fleißes. Diese zwei Monate, die letzten des „Schuljahres,“ waren eigentlich die einzigen wirklichen Arbeitsmonate im Jahre. Die Hauptlast der Vorbereitung zu den Prüfungen vor der Prämienvertheilung wurde von den Professoren, den Lehrerinnen und Schülerinnen in gleicher Weise auf dieselben verschoben, in ihnen concentrirt. Die, welche sich um Prämien bewarben, hatten nun ernstlich zu arbeiten, die Lehrer und Lehrerinnen aber zu unterstützen, zu helfen, zu fördern, anzutreiben. Es mußte eine glänzende Demonstration, eine bestechende Ausstellung für das Publicum vorbereitet werden und alle Mittel zu diesem Zwecke wurden benutzt.

Ich beachtete kaum, wie die andern Lehrerinnen zu Werke gingen, da ich mit meiner eigenen Aufgabe beschäftigt war, und diese war die leichteste nicht, da ich neunzig Köpfen eine entsprechende Vorstellung von dem bezubringen hatte, was sie für die schwierigste Wissenschaft hielten, von der englischen Sprache, und neunzig Zungen in dem üben mußte, was für fast unmöglich galt, — in der Aussprache der lächelnden und zischenden englischen Buchstaben.

Der Prüfungstag erschien, der schreckliche. Die Schülerinnen hatten sich mit ängstlicher Sorgfalt vorbereitet und mit schweigender Eile angekleidet — aber nicht leicht in weiße Gaze, sondern in dunkle ernste Farben. Mir kam es vor, als sei ich an diesem Tage besonders schwer heim-

gesucht, da auf mich allein von allen Lehrerinnen die Hauptlast fiel. Die anderen sollten in den Fächern, in welchen sie Unterricht ertheilten, nicht examiniren, da der Professor der Literatur, Herr Paul, dies auf sich nahm. Er, dieser Schulautokrat, nahm alle Zügel in seine alleinige Hand, wies jeden Kollegen zurück und wollte keine Hilfe haben. Madame selbst, welche offenbar gern in Geographie examinirt hätte — in welcher sie sehr guten Unterricht ertheilte — mußte sich der Leitung ihres despotischen Verwandten unterwerfen.

Er drängte den ganzen Stab von Lehrern und Lehrerinnen bei Seite und stand allein als Examinator dar. Daß er eine Ausnahme von dieser Regel machen mußte, verdroß ihn gewaltig; aber mit dem Englischen konnte er nicht zu Stande kommen und so mußte er diesen Gegenstand des Unterrichts einem oder einer Anderen überlassen.

Ein fortwährender Kreuzzug gegen amour-propre jedes menschlichen Wesens, ihn selbst ausgenommen, war die Grille dieses fähigen, aber hitzigen und anspruchsvollen kleinen Mannes. Er zeigte sich außerordentlich gern öffentlich, konnte es aber nicht ertragen, daß auch Andere dies thun wollten. Darum unterdrückte und beseitigte er wen er vermochte, und wenn es ihm nicht möglich war, benahm er sich, als sei er vom bösen Feinde besessen.

Am Abende vor dem Examinationstage ging ich in dem Garten hin und her wie die anderen Lehrerinnen und alle Pensionairinnen. In der allée descendue schloß sich mir Herr Paul an. Er hatte die Cigarre im Munde; sein Balletot — ein höchst charakteristisches Kleidungsstück ohne eine bestimmte Gestalt — hing dunkel und drohend um ihn; die Troddel seines griechischen Käppchens warf ernsten Schatten auf seine linke Schläfe; sein schwarzer Bart kräuselte sich wie der einer bösen Katze und über dem Glanze seiner blauen Augen lag eine Wolke.

„Ainsi,“ begann er, indem er ohne weiteres mir entgegentrat, „vous allez trôner comme une reine, demain — trôner à mes côtés? Sans doute vous savourez d'avance les délices de l'autorité. Je crois voir en vous je ne sais quoi de rayonnant, petite ambitieuse!“

Er irrte sich vollständig. Es lag mir an der Bewunderung oder guten Meinung der Zuhörer am nächsten Tage durchaus nicht soviel als ihm und es konnte mir soviel nicht daran liegen. Wenn unter ihnen soviel persönliche Freunde und Bekannte für mich gewesen wären wie für ihn, so weiß ich nicht, wie ich empfunden haben würde; ich spreche von der Sache wie sie war. Auf meine Schultriumphe fiel nur ein matter kalter Schein. Ich wunderte mich damals — und wundere mich heute noch — daß sie ihm so glänzend vorkamen. Er machte vielleicht zu viel daraus, ich zu wenig. Ich hatte indeß so gut meine Neigungen wie er. So z. B. sah ich Herrn Paul sehr gern neidisch; es durchgeistigte gewissermaßen seine Natur und regte seinen Verstand an; es warf allerlei seltsame Lichter und Schatten über sein Gesicht und in seine violettblauen Augen. (Er pflegte zu sagen, sein schwarzes Haar und seine blauen Augen wären „une de ses beautés“). Seine Aegerlichkeit hatte etwas Ansprechendes; sie war ungekünstelt, unvernünftig, aber nie erheuchelt. Deshalb machte ich gegen das, was er mir im Garten da sagte, keine Einwürfe; ich fragte bloß, wann das englische Examen erfolgen werde, zu Anfange oder zu Ende.

„Ich bin noch ungewiß,“ antwortete er, „ob gleich im Anfange, ehe viele Personen kommen und wenn Sie also keine große Zuhörerschaft vor sich sehen, oder ganz zu Ende, wenn alle vollkommen genug haben und Sie nur eine matte abgespannte Aufmerksamkeit finden.“

„Que vous êtes dur, Monsieur!“ sagte ich in erheuchelter Niedergeschlagenheit.

„Man sollte „dur“ gegen Sie sein. Sie gehören zu denen, die man niederhalten muß. Ich kenne Sie! Ich kenne Sie! Andere Leute in diesem Hause sahen Sie vorübergehen und halten Sie für einen Schatten. Ich beobachtete Ihr Gesicht einmal und dies genügte.“

„Sie freuen sich, daß Sie mich kennen?“

Ohne direct zu antworten, fuhr er fort: „Freuten Sie sich nicht, als es Ihnen mit dem Vaudeville gelungen war? Ich beobachtete Sie und sah einen leidenschaftlichen Sieges-eifer in Ihren Zügen. Welches Feuer sprühete in dem Blicke! — nicht bloß Licht, sondern Flamme; je me tins pour averti.“

„Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen sage, daß Sie das, was ich damals empfand, der Qualität und Quantität nach sehr übertreiben. Es lag mir an dem Baudeville gar nichts, so wenig als an den Zuschauern vor der Bühne. Sie sind gewiß gute Leute, aber kenne ich sie? Sind sie mir etwas? Kann mir etwas daran liegen, daß ich morgen vor ihnen auftrete? Wird das Examen irgend etwas anderes für mich sein als eine Aufgabe, eine Arbeit, — eine Arbeit, die ich hinter mir haben möchte?“

„Soll ich sie Ihnen abnehmen?“

„Von ganzem Herzen gebe ich sie ab, wenn Sie durchzukommen glauben.“

„Das glaube ich nicht. Ich kenne im Englischen nur drei Redensarten und einige Wörter: par exemple de sonn, de mone, de stare — est ce bien dit? Meiner Meinung nach ist es am besten, die Sache würde ganz aufgegeben, man ließe das Englische aus der Prüfung weg.“

„Wenn Madame einwilliget, bin ich es zufrieden.“

„Gern?“

„Sehr gern.“

Er rauchte schweigend die Cigarre. Dann drehte er sich plötzlich zu mir um.

„Donnez moi la main,“ sagte er und der Aerger, der Reid schmolzen aus seinem Gesicht und edelsinnige Freundlichkeit leuchtete an ihrer Statt.

„Nein, wir wollen keine Nebenbuhler, sondern Freunde sein,“ fuhr er fort. „Die Prüfung wird vor sich gehen und ich werde Ihnen eine günstige Zeit aussuchen und statt Ihnen hinderlich zu sein, wie ich vor zehn Minuten noch geneigt war — ich habe übelwollende Anfälle und hatte sie stets, schon von Kindheit an — werde ich Sie aufrichtig unterstützen. Sie stehen ja auch allein, sind fremd und haben Ihr Brod zu verdienen; es könnte doch gut sein, daß sie besser bekannt würden. Wir wollen Freunde sein; schlagen Sie ein?“

„Von ganzem Herzen. Ich freue mich einen Freund zu haben. Der ist mir lieber als ein Triumph.“

Die Prüfung ging gut vorüber; Herr Paul hielt auch

sein Wort und that was er konnte, um mir meinen Antheil daran leicht zu machen. Am Tage darauf erfolgte die Vertheilung der Prämien; auch diese ging vorüber und nun begaben sich die Zöglinge nach Hause. Die langen Ferien begannen.

Diese Ferien! Werde ich sie jemals vergessen? Ich glaube nicht. Madame Beck begab sich gleich am ersten Tage zu ihren Kindern in ein Seebad; jede der drei Lehrerinnen hatte Verwandte oder Freunde, zu denen sie sich flüchtete; jeder Lehrer verließ die Stadt, einige gingen nach Paris, andere nach Bonnemarine; Herr Paul unternahm eine Pilgerfahrt nach Rom und so blieb das Haus ganz leer bis auf mich, eine Magd und eine arme verwachsene blödsinnige Pensionairin, welche die Stiefmutter in einer entlegenen Provinz nicht nach Hause kommen ließ.

Mein Herz erstarb fast in mir; Sehnen und Bangen zog seine Saiten zu straf an. Wie lang waren die Septembertage! Wie still, wie lebenslos! Wie weit und leer und öde erschien mir das Haus, wie traurig der verlassene Garten — grau von dem Staube eines vergangenen Stadtsommers! Wenn ich auf den Anfang dieser langen acht Wochen blickte, wußte ich kaum, wie ich bis zu Ende derselben leben sollte. Mein Lebensmuth war allmählig gesunken und nun, da ihm die Stütze der Beschäftigung entzogen worden, brach er schnell vollends zusammen. In die Zukunft zu blicken hieß bei mir nicht hoffen; die Zukunft verhieß mir keinen Trost, gab mir kein Versprechen, gewährte mir keine Veranlassung das gegenwärtige Uebel im Vertrauen auf künftiges Gute zu ertragen. Oftmals lastete eine sorgenvolle Gleichgiltigkeit gegen das Leben auf mir, — eine verzweifelnnde Resignation, frühzeitig das Ende alles Irdischen zu erreichen. Ach, als ich vollständige Muße hatte, das Leben so zu betrachten, wie es von mir betrachtet werden mußte, fand ich in ihm eine hoffnungsleere Wüste — ein trauriges Sandmeer ohne grünes Gefilde, ohne eine Palme, ohne eine Quelle. Die Hoffnungen, welche der Jugend so theuer sind, welche sie aufrecht halten und weiter führen, kannte ich nicht und ich wagte nicht sie kennen zu lernen. Wenn sie bisweilen an mein Herz anklopfen, mußte innen ein abweisender,

ausschließender Niegel vorgeschoben werden. Wanden sie sich nach solcher Abweisung hinweg, so flossen wohl traurige Thränen, aber es war nicht zu helfen, — ich wagte es nicht solchen Gästen Aufnahme zu gewähren; — so tödlich fürchtete ich die Sünde und Schwäche der Eitelkeit.

Religiöser Leser, Du wirst mir über das, was ich eben geschrieben habe, eine lange Predigt halten, auch Du, Moralist, wie Du, ernstest Weiser; Du, Stoiker, wirst die Stirn in Falten ziehen, Du, Cyniker, wirst höhnen, und Du, Epicuräer, lachen. Thut alle Ihr, wie es Euch beliebt. Ich nehme die Predigt, das Stirnrunzeln, das Höhnen und Lachen hin; Ihr habt vielleicht Alle Recht und würdet in denselben Umständen wie ich gleich mir gehandelt haben.

Der erste Monat war ein langer, dunkler, schwerer Monat für mich. Die Blödsinnige schien nicht unglücklich zu sein. Ich that mein Bestes, um sie gut zu füttern und sie warm zu halten; sie verlangte nichts als Essen und Sonnenschein oder statt des letzteren Feuer. Ihre schwachen Geisteskräfte liebten vor Allem das Nichtsthun; ihr Gehirn, ihre Augen, ihre Ohren und ihr Herz schliefen gar gern; sie konnten zur Arbeit nicht erwachen und so war Lethargie ihr Paradies.

Drei Wochen der Ferien waren heiß und trocken, die vierte und fünfte stürmisch und regnerisch. Ich weiß nicht, warum diese Veränderung in der Atmosphäre einen schmerzlichen Eindruck auf mich machte, warum der tobende Sturm und der klatschende Regen mich tödlicher lähmten als die klare heitere Luft; aber es war so und meine Nerven konnten kaum ertragen, was sie mehrere Tage und Nächte in dem großen leeren Hause zu leiden hatten. Wie betete ich zum Himmel um Trost und Hilfe! Mit welcher grauenhaften Gewalt packte mich die Ueberzeugung, daß das Schicksal mein immerwährender Feind sei, der sich nie versöhnen lasse! Ich klagte in meinem Herzen die Gnade und Gerechtigkeit Gottes darum nicht an; ich meinte, es sei ein Theil seines großen Planes, daß Einige tief leiden müßten, so lange sie lebten, aber ich erbebte unter

der Gewißheit, daß ich zu der Zahl dieser Auserwählten gehöre.

Eine Erleichterung war es, als eine Tante der Blödsinnigen, eine freundliche alte Frau, eines Tages ankam und meine seltsame, mißgestaltete Gefährtin mit sich nahm. Die Unglückliche war bisweilen eine schwere Last gewesen. Ich konnte sie über den Garten hinaus nicht mit mir nehmen; ich konnte sie keine Minute allein lassen, denn ihr armer Geist war wie ihr Körper verunstaltet: sie hatte eine besondere Neigung zum Bösen, welche unablässige Wachsamkeit und Aufsicht nöthig machte. Da sie sehr selten sprach und stundenlang mürrisch, das Gesicht zu unbeschreiblichen Fragen verziehend dasaß, kam ich mir vor, als wäre ich mit einem seltenen unzählbaren Thiere eingeschlossen, nicht als lebe ich in Gesellschaft eines menschlichen Wesens. Dazu kam, daß sie fortwährend in einer Art gewartet und behandelt werden mußte, welche die Nerven einer Krankenschwesterin erforderte und so fest mein guter Wille war, ermattete er doch sehr oft und wich einem unaussprechlichen Ekel. Allerdings fielen mir solche Pflichten eigentlich nicht zu; aber da die Magd entlassen war, welche sie sonst zu pflegen hatte, und in der Eile der Abreise wegen der Ferien eine Stellvertreterin derselben nicht sogleich hatte erlangt werden können, mußte ich sie auf mich nehmen. Indesß war diese Aufgabe und Prüfung nicht die schwerste, welche ich im Leben kennen lernen mußte und so widerwärtig, so niedrig sie waren, drückte mich doch die Seelenpein noch weit mehr. Die Pflege der Blödsinnigen nahm mir oftmals die Kraft und Lust etwas zu essen und trieb mich halb ohnmächtig in die frische Luft oder an den Brunnen im Hofe; aber diese Pflicht gab meinem Herzen niemals Weh und füllte meine Augen nie mit Thränen.

Als die Blödsinnige fort war, konnte ich frei umherwandeln. Anfangs fehlte mir der Muth, weit hinweg von der Rue Fossatte zu gehen, allmählig aber suchte ich die Thore der Stadt, schritt durch sie hindurch und wanderte dann auf der Straße, im Felde, an katholischen und protestantischen Friedhöfen hin, über Landgüter hinaus und zu kleinen Waldungen, ich weiß selbst nicht wo. Ein Sta-



chel trieb mich weiter und weiter, ein Fieber nahm mir alle Ruhe; der Mangel an Gesellschaft erhielt in meiner Seele die Qual des tödtlichsten Hungers. Oftmals lief ich den ganzen Tag über, am brennenden Mittag und heißen Nachmittag, am dämmernden Abende und kam erst im Dunkel der Nacht, mit dem Aufgange des Mondes zurück.

Auf diesen einsamen Wanderungen malte ich mir bisweilen die gegenwärtige wahrscheinliche Lage Andrer, meiner Bekannten, aus. Mad. Beck befand sich in einem freundlichen Seebade mit ihren Kindern, ihrer Mutter und einer ganzen Schaar von Freunden, welche denselben Erholungsort aufgesucht hatten. Zelia St. Pierre war in Paris bei Verwandten, die andern Lehrerinnen in ihrer Heimath. Ginevra Fanshawe begleitete Bekannte auf einer angenehmen Reise nach dem Süden. Sie hielt ich für die glücklichste. Sie war auf dem Wege nach schönen Gegenden oder schon mitten in denselben; diese Septembersonne schien für sie auf fruchtbare Ebenen, wo die Ernte der Felder und Weinberge unter ihren milden Strahlen reifte. Der goldne Mond schiffte vor ihren Augen über blaue Horizonte, an denen sich die Gipfel von Bergen zeigten.

Aber alles dies war nichts; auch ich fühlte die Herbstsonne und sah den Herbstmond, aber ich wünschte fast, tief mit Erde und Rasen bedeckt zu werden, um sie nimmermehr zu fühlen und zu schauen, denn ich konnte nicht frei in ihrem Lichte leben. Dagegen besaß Ginevra einen Geist, eine Stimmung, welche stets Kraft und Lust zu geben, das Tageslicht zu erheitern, das Dunkel zu erhellen vermochten; der beste der guten Genien, welche die Menschen schirmen, deckte sie mit feinen Fittichen. Ginevra sah sich von wahrer Liebe begleitet, sie konnte darum niemals allein sein. Empfand sie die Gegenwart derselben nicht? Das kam mir unmöglich vor; solche gänzliche Abgestorbenheit konnte ich mir nicht denken. Ich glaubte, sie sei im Stillen dankbar, liebe zwar jetzt noch zurückhaltend, habe sich aber vorgenommen, einst zu zeigen, wie sehr sie liebe. Ich dachte mir ihren Getreuen als sei er ihrer stillen Bärtlichkeit halb bewußt und als tröste ihn dieses Bewußtsein; ich dachte mir eine elektrische verbindende Saite zwischen beiden, eine feine Kette

gegenseitigen Verständnisses, welche die Vereinigung trotz der Trennung durch hunderte von Meilen unterhielt und über Thal und Hügel, durch Gebet und Wunsch, beiden jeder Zeit Kunde brachte. So wurde Ginevra allmählig für mich eine Art Heldin und als ich diese wachsende Illusion erkannte, sagte ich eines Tages zu mir: „ich glaube wirklich, daß meine Nerven zu hoch gespannt sind, meine Seele zu viel gelitten hat und eine Krankheit sich entwickelt. Was soll ich thun? Wie soll ich mich gesund erhalten?“

Unter solchen Umständen war dies geradezu unmöglich und endlich folgte einem Tage und einer Nacht, in denen ich mich ganz besonders niedergedrückt gefühlt hatte, körperliche Krankheit, so daß ich mich zu Bett begeben mußte. Um diese Zeit schloß der Nachsommer und die Herbststürme begannen; neun trübe Regentage hindurch, in denen die Stunden ruhelos, wild, betäubt von dem brausenden Orkane vorüberjagten, lag ich in heftigem Fieber. Der Schlaf wich ganz und gar von mir. Ich pflegte in der Nacht aufzustehen, mich nach ihm umzuschauen und flehendlich um seine Rückkehr zu bitten. Das Rütteln an dem Fenster, das Heulen des Sturmes draußen gab mir allein Antwort, . . der Schlaf kam nicht.

Ich irre mich. Er kam einmal, aber zornig, ungeduldig über mein Andringen und brachte einen strafenden, rächenden Traum mit sich. Nach der Uhr auf der St. Johannis-Kirche blieb dieser Traum kaum funfzehn Minuten, — eine kurze Zeit, die aber hinreichte, meinen ganzen Körper mit ungeahnter Qual zu foltern und mir eine namenlose Erfahrung zu bringen, welche ganz das Aussehen, das Entsetzen, den Ton einer Heimsuchung aus der Ewigkeit hatte. Zwischens zwölf und ein Uhr in dieser Nacht wurde ein Becher an meine Lippen gesetzt, ein Becher mit schwarzem, starkem, seltsamem Trank, nicht aus einer Quelle, sondern aus dem grund- und grenzenlosen Meere. Leiden, das in zeitlichem oder berechenbarem Maße gebraut und für menschliche Lippen gemischt ist, schmeckt nicht wie dieses Leiden schmeckte. Nachdem ich getrunken hatte und erwacht war, glaubte ich, alles sei vorüber, das Ende gekommen und die Vergangenheit gewesen. Heftig zitternd — als das Bewußtsein zurück-

kehrte — bereit nach einem Mitmenschen zu rufen, der mir beistehe, aber in der Ueberzeugung, daß kein Mensch in der Nähe sei, welcher meinen ängstlichen Ruf vernehmen könne — Goton in ihrer fernen Dachkammer konnte mich unmöglich hören — richtete ich mich im Bett auf die Knie auf. Einige grauenhafte Stunden zogen über mir hin; ich war unbeschreiblich in meiner Seele gefoltert, zerrissen, niedergedrückt. Ich glaube das Schlimmste unter den Schauern dieses Traumes lag hier. Mir war, als begegneten mir die geliebten Todten, die mich im Leben so sehr geliebt hatten, anderswo, mir entfremdet und es erfüllte mich ein ausdrucksloses Gefühl von Verzweiflung über die Zukunft. Ich hatte keinen Grund, aus welchem ich den Versuch machen sollte zu genesen oder zu wünschen weiter zu leben und gleichwohl war die stolze und erbarmungslose Stimme unerträglich, in welcher der Tod mich aufforderte, mich seinen unbekanntem Schrecken zu unterwerfen. Als ich zu beten versuchte, konnte ich nur die Worte hervorbringen:

„Ich habe Deine Schrecken von Jugend auf mit bekümmertem Seele ertragen.“

Und das war sehr wahr.

Als mir Goton am Morgen den Thee brachte, drang sie in mich, den Arzt zu rufen. Ich wollte das nicht; ich glaubte nicht, daß ein Arzt mir helfen könnte.

Eines Abends — und ich war nicht fieberig, sondern bei vollem Verstande — stand ich auf und kleidete mich an trotz meiner Schwäche und meinem Zittern. Ich vermochte die Einsamkeit und Stille des langen Schlafsaales nicht länger zu ertragen, die weißen Betten verwandelten sich für mich in Gespenster, — der Vorhangskranz über jedem wurde zu einem riesigen, in der Sonne gebleichten Todtenkopfe — todte Träume von einer ältern Welt und einem kräftigern Geschlechte lagen erstarrt in den weiten gähnenden Augenhöhlen. An diesem Abende befestigte sich in meiner Seele die Ueberzeugung fester als je, daß das Geschick von Stein sei und die Hoffnung ein falscher Göze, blind, blutlos und von Granit. Ich fühlte auch, daß die Prüfung, welche Gott mir auferlegt hatte, ihre höchste Höhe erreiche und nun durch meine eignen Hände gewendet werden müsse, so

brennendheiß, schwach und zitternd sie auch waren. Es regnete und stürmte noch, aber, wie ich glaubte, nicht so ungestüm wie es den ganzen Tag gegossen und gewüthet hatte. Die Dämmerung sank herab und ihre Einwirkung erschien mir als eine mitleidige. Von dem Fenster aus sah ich die Nachtwolken heranziehen, tief unten, wie gesenkte Fahnen. Es kam mir vor als liege in dieser Stunde Liebe und Trauer im Himmel oben für und über alles Leid, das auf Erden unten getragen werde; die Last meines schauerlichen Traumes erleichterte sich — der unerträgliche Gedanke, von Niemand mehr geliebt zu werden, Niemandem mehr anzuhören, wick halb der Hoffnung des Gegentheils, und ich hatte die Ueberzeugung, daß diese Hoffnung noch heller werden würde, wenn ich aus dem Hause hinauskäme, das auf mir lastete wie ein Grabstein, — und ich ging vor die Stadt zu einem stillen Hügel fern in den Feldern. In einen Mantel gehüllt (— ich konnte nicht in Fieberhitze sein, denn ich wußte und erinnere mich, daß ich mich warm ankleidete —) machte ich mich auf den Weg. Die Glocken einer Kirche hielten mich im Vorübergehn auf; sie schienen mich hineinzurufen und ich trat hinein in das Haus Gottes. Jede Form aufrichtiger Gottesverehrung, jeder Weg zu Gott war mir so willkommen wie Brod einem Halbverhungerten. Mit Andern kniete ich auf dem steinernen Pflaster nieder. Es war eine alte ehrwürdige Kirche und das Dunkel in ihr nicht durch Licht von gemalten Fenstern golden und purpurn erhellt.

Es waren nur wenige Undächtige zugegen und mehr als die Hälfte entfernten sich bald. Die, welche zurückblieben, wollten beichten, wie ich erkannte. Ich rührte mich nicht. Jede Thür der Kirche wurde sorgfältig geschlossen; eine heilige Stille sank auf uns nieder, ein feierlicher Schatten hüllte uns ein. Nach einiger Zeit, die athemlos und im Gebet verbracht war, trat eine Neuige in den Beichtstuhl. Ich beobachtete sie. Sie flüsterte ihr Bekenntniß; die Absolution wurde ihr zugeflüstert und sie ging getröstet von dannen. Eine zweite ging hin, eine dritte. Eine bleiche Dame, die neben mir kniete, sagte in leiser sanfter Stimme zu mir:

„Gehen Sie nun; ich bin noch nicht ganz vorbereitet.“ Mechanisch gehorchte ich, stand auf und ging. Ich wußte was ich thun wollte; mein Geist hatte mit Blizeschnelle mein Vorhaben gemustert. Der Schritt konnte mich unmöglich elender machen als ich schon war, wohl aber vielleicht beruhigen und trösten.

Der Geistliche in dem Beichtstuhle drehete sich nicht um mich anzusehn; er neigte nur sein Ohr nach meinen Lippen. Er mochte ein guter Mann sein, aber diese Pflicht war für ihn zu einer Art Form geworden und er erfüllte sie mit der Ruhe der Gewöhnung. Ich zögerte; die Beichtformel war mir nicht bekannt und statt mit der gewöhnlichen Einleitung zu beginnen, sagte ich:

„Mon père, je suis protestante.“

Sogleich drehete er sich nach mir herum. Er war kein Landeskind; das Gesicht der Geistlichen in diesem Lande ist fast ohne Ausnahme finster und ernst; an seinem Profil und seiner Stirn erkannte ich, daß er ein Franzose sei, und obgleich grauhaarig und hoch in Jahren gebracht es ihm doch, meiner Meinung nach, weder an Gefühl noch an Geist. Er fragte nicht unfreundlich, warum ich als Protestantin zu ihm komme.

Ich antwortete ihm, daß ich mich unendlich nach einem Worte des Rathes, nach einem Tone des Trostes sehne. Ich hätte einige Wochen in vollständiger Einsamkeit verlebt, wäre krank und würde von einer Seelentraurigkeit niedergedrückt, deren Last ich kaum länger zu tragen im Stande wäre.

Ob es eine Sünde, ein Verbrechen sei? fragte er etwas bestürzt.

Ich beruhigte ihn darüber und stellte ihm meine Empfindungen in Umrissen dar.

Er sah überrascht, verlegen, nachdenklich aus. „Sie treffen mich unvorbereitet,“ sagte er. „Ein Fall wie der Ihrige ist mir noch nicht vorgekommen; gewöhnlich wissen wir was wir zu thun haben und sind vorbereitet; dies aber weicht von dem gewöhnlichen Gange einer Beichte sehr ab. Ich kann Ihnen kaum einen passenden Rath geben.“

Ich hatte natürlich keinen erwartet, aber schon die Mittheilung in ein menschliches, mitfühlendes, geweihtes Ohr;

das Ausschütten eines lange aufgesammelten Schmerzes that mir wohl. Ich war bereits getröstet, erleichtert.

„Soll ich gehen?“ fragte ich ihn, da er schweigend dasaß.

„Meine Tochter,“ antwortete er freundlich — und ich bin überzeugt, daß er ein wohlwollender Mann war; er hatte ein theilnehmendes Auge — „für jetzt wird es das Beste sein, wenn Sie gehen, aber nehmen Sie die Versicherung mit, daß Ihre Worte Eindruck auf mich gemacht haben. Die Beichte wird leicht wie andere Dinge zu einer Formsache. Sie sind gekommen und haben Ihr Herz ausgeschüttet, was gar selten geschieht. Ich möchte Ihren Fall gern bedenken, in der Stille und Ruhe bedenken. Wenn Sie unsern Glauben hätten, wüßte ich wohl was ich Ihnen sagen müßte, — ein so umhergeworfenes Gemüth kann nur in Zurückgezogenheit und pünktlichen frommen Uebungen Ruhe finden. Für solche Naturen hat die Welt bekanntlich nichts Befriedigendes. Heilige Männer haben Personen wie Sie aufgefördert den Pfad der Buße, der Selbstverläugnung und schwerer guter Werke zu wandeln. Thränen sind ihnen hier gegeben als Speise und Trank, — Brod der Trübsal und Wasser der Trübsal — ihr Lohn kommt später. Meiner Ueberzeugung nach sind die Eindrücke, unter denen sie schmerzlich leiden, Boten von Gott, um Sie zu der wahren Kirche zurückzuführen. . . Sie waren geschaffen für unsern Glauben; verlassen Sie sich darauf, nur unser Glaube könnte Sie heilen und Ihnen helfen; der Protestantismus ist zu dürr, kalt und prosaisch für Sie. Je weiter ich in die Sache hineinsche, um so deutlicher erkenne ich, daß sie von der gewöhnlichen Ordnung der Dinge ganz abliegt. Ich möchte Sie nicht gern wieder aus dem Gesicht verlieren. Gehen Sie jetzt, meine Tochter, aber kommen Sie wieder zu mir.“

Ich stand auf und dankte ihm. Ich wollte mich entfernen, als er mir nochmals winkte.

„Kommen Sie nicht in diese Kirche,“ sagte er. „Ich sehe, daß Sie krank sind und diese Kirche ist zu kalt. Kommen Sie in mein Haus; ich wohne. . .“ (und er gab mir seine Adresse). „Kommen Sie morgen Vormittags um zehn Uhr.“

Ich verbeugte mich nun, zog meinen Schleier vor, nahm meinen Mantel fester um mich und ging hinweg.

Glauben die Leser, daß ich mich wiederum in die Nähe dieses würdigen Priesters wagte? Eben so bereitwillig wäre ich in den babylonischen feurigen Ofen gegangen. Dieser Geistliche hatte Waffen, welche auf mich wirken konnten; er war freundlich, französisch theilnehmend und ich wußte, daß ich dieser Sanftmuth leicht zugänglich war. Wäre ich zu ihm gegangen, würde er mir das Weiche, Sanfte, Milde und Tröstende in dem katholischen Glauben gezeigt und dann versucht haben, in mir den Eifer für gute Werke zu entflammen. Wie er geredet haben würde, wußte ich voraus. Wir alle halten uns nur in einigen Punkten für stark; hätte ich zu der mir bestimmten Stunde den Geistlichen in seiner Wohnung besucht, schriebe ich sicherlich jetzt nicht diese keizerische Geschichte, sondern betete in einem gewissen Carmeliterinnenkloster auf dem Boulevard Grech in Willette. Der freundliche alte Mann hatte etwas von Fenelon an sich und ich denke heute noch in dankbarer Erinnerung an ihn. Er war mild und theilnehmend als ich Theilnahme bedurfte; er that mir wohl. Der Himmel vergelte es ihm!

Das Zwielicht war zur Nacht geworden und man hatte die Laternen in den Straßen angezündet, als ich aus der dunkeln Kirche wieder heraustrat. Ich konnte recht wohl nach Hause gehen; die brennende Sehnsucht, den Octoberwind auf dem kleinen Hügel weit draußen vor der Stadt zu athmen, trieb mich nicht mehr unwiderstehlich fort, sie hatte sich in einen Wunsch umgewandelt, den der Verstand leicht besiegen konnte; er siegte und ich kehrte meiner Meinung nach nach der Rue Fossatte zurück. Aber ich war in einen Stadttheil gelangt, den ich durchaus nicht kannte, in den alten voll enger Gäßchen mit alten malerischen Häusern. Ich war viel zu schwach, um alle meine Gedanken zusammenzunehmen und doch auch zu gleichgiltig für meine Sicherheit, um vorsichtig zu sein. So verirrte ich mich vollständig und fand doch nicht den Muth, irgend Jemanden nach dem rechten Wege zu fragen.

Bei Sonnenuntergang hatte der Sturm sich etwas gelegt, jetzt aber suchte er das Versäumte einzuholen. Ungestüm

und horizontal braufete der Windstrom von Nordwesten nach Südosten; er warf sprühenden Regen umher, bisweilen mit scharfem Hagel; er war kalt und durchschauerte mich bis ins Mark meiner Knochen. Ich senkte den Kopf, um ihm leichter widerstehen zu können, aber er trieb mich zurück. Der Wuth verging mir trotz allem dem nicht; ich wünschte nur Flügel zu haben, um mich aufschwingen und mit ihm hinwegfliegen zu können, weit, weit. Während dieser Wunsch sich in mir ausbildete, kam es mir mit einem Male kälter, kam ich mir selbst plötzlich schwächer vor. Ich versuchte das Thor eines großen Gebäudes in der Nähe zu erreichen, aber es dunkelte plötzlich vor meinen Augen und ich sah gar nichts mehr. Statt mich auf den Stufen niederzulassen, wie ich beabsichtigt hatte, war es mir als stürze ich kopfüber in einen Abgrund. An weiteres erinnere ich mich nicht mehr.

---

Ende des ersten Bandes.